

Kapt. Mavryats Romane



Die
Sendung

Kapitän Frederick Marryat

Die Sendung

Umschlagzeichnung nach Originalentwürfen
von Professor Honegger

Neue deutsche Ausgabe
Magdeburger Verlagsanstalt
1915

Inhalt

Kapitel 1	7
Kapitel 2	22
Kapitel 3	38
Kapitel 4	49
Kapitel 5	69
Kapitel 6	90
Kapitel 7	107
Kapitel 8	127
Kapitel 9	135
Kapitel 10	144
Kapitel 11	160
Kapitel 12	177
Kapitel 13	189
Kapitel 14	203
Kapitel 15	222
Kapitel 16	238
Kapitel 17	250

Kapitel 18	263
Kapitel 19	280
Kapitel 20	293
Kapitel 21	308

Kapitel 1

An einem Herbstabend des Jahres 1828 ging ein älterer, hagerer Herr langsam in einem großen Speisezimmer auf und ab. Er hatte sein Diner bereits eingenommen, obgleich es noch nicht fünf Uhr war und die untergehende Sonne hell und warm in das Fenster schien, das nach einem großen, mit Bäumen gezierten Park hinausging. Er hatte in der einen Hand eine Zeitung und die andere hielt er gleichsam als Stütze auf dem Rücken, da er schwächlich und gebeugt war.

Nachdem er einige Zeit auf und abgescritten, nahm er in einem großen Lehnstuhl Platz und vertiefte sich in die Zeitung.

Es war Sir Charles Wilmot. Er hatte in seinen jüngeren Jahren als Schriftsteller eine indische Reise gemacht, mehrere Jahre dort gelebt und ein großes Vermögen erworben. Er hatte dann von seinem Arzt den Rat erhalten, seiner Gesundheit willen das Land auf einige Zeit zu verlassen, und kehrte nach England zurück, wo er sich noch keine sechs Monate aufgehalten hatte, als der Tod seines ältesten Bruders Henry Wilmot, der ohne Erben verstorben war, ihm den Besitz der Familiengüter und den Titel eines Baronet verschaffte.

Er beschloss nun, nicht wieder nach Indien zu reisen, um seine Gattin und seine drei Kinder abzuholen, sondern sie brieflich zu bitten, mit dem ersten Schiff nach England zurückzukehren. Einige Monate darauf erhielt er die schmerzliche Nachricht, dass seine Frau und seine zwei älteren Töchter an der Cholera gestorben seien, welche während der letzten Regenzeit furchtbare Verwüstungen angerichtet

hatte. Seine überlebende Tochter wollte sich unter dem Schutz des Obersten James und seiner Gattin, welche nahe Verwandte waren, in dem Ostindienfahrer *Großvenor* einschiffen.

Dieser schwere Schicksalsschlag, mit welchem Gott Sir Charles heimgesucht hatte, vernichtete beinahe alle seine Hoffnungen und Wünsche. Er war jedoch ein rechtschaffener, religiöser Mann und beugte sich in Demut unter sein Geschick, indem er ergebungsvoll seinen Verlust hinnahm und dem Höchsten für die Gnade dankte, dass er noch eine Tochter habe, - jetzt sein einziger Trost und Stütze seines hinfälligen Alters.

Sir Charles nahm Besitz von dem Familiengut in Bergshire, in dessen Landhaus wir ihn zu Beginn dieser Geschichte treffen ...

Er sah sehnsüchtig der Rückkehr seiner einzigen Tochter entgegen, die ihm nun teurer geworden war als je zuvor. Er leitete die Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme selbst und stattete ihre Zimmer im orientalischen Stil aus, wie es einem zehnjährigen Kind Vergnügen machen musste.

Sir Charles sollte jedoch noch schwerer heimgesucht werden. Die Zeit, in welcher der *Grosvenor* ankommen sollte, war verstrichen, und noch immer nicht wollte sich das Schiff im Kanal blicken lassen. Eine Woche schwand nach der anderen und brachte der Sehnsucht des armen Vaters nur die Folter angstvoller Ungewissheit. Zuerst glaubte man, dass der Ostindienfahrer von Feinden gekapert worden sei, aber auch die Kunde seiner Wegnahme blieb aus. Endlich wurde dem bangenden Zweifel durch die traurige Nachricht ein Ende gemacht, dass das Schiff an der Küste von Ostafrika gestrandet und fast die ganze Mannschaft

umgekommen sei, nur zwei Matrosen von dem verunglückten Schiff wären in einem dänischen Ostindienfahrer zurückgekehrt und hätten bald nach dem ersten Einlaufen die Schreckenskunde in London ausführlich berichtet. In fieberischer Angst war Sir Charles in die Hauptstadt geeilt, um die Matrosen selbst zu befragen. Das Ergebnis seiner Erkundigungen musste ihn völlig überzeugen, dass er verlassen und kinderlos sei. Das war der härteste Schlag, und es dauerte lange Zeit, bis er sich in die unerforschlichen Fügungen der Vorsehung ergeben konnte. Die Zeit und der Gottesglaube milderten langsam sein Murren gegen die Güte und Weisheit des himmlischen Vaters und er rang sich allmählich zu der Überzeugung durch: »Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe.«

Der kinderlose Greis fand im Laufe der Jahre, dass er noch auf Erden Verwandte hatte, denen er zur Liebe verpflichtet war, und am meisten schien diese sein Großneffe Alexander Wilmot zu verdienen. Die Waise eines im spanischen Krieg gefallenen Neffen, welcher nach seinem Tode der Besitzer seines Titels und Vermögens werden musste.

Auf Alexander verschwendete der alte Herr nunmehr alle jene Zuneigung und Liebe, die er nach Gottes Fügung nicht mehr seinen eigenen Kindern schenken konnte, und der Knabe wurde ihm so wert und teuer, als ob er der leibliche gewesen wäre. Dennoch konnte er den Verlust seiner Gattin und seiner Kinder nicht überwinden und im Laufe der Zeit erwachten in seinem Innern Zweifel und Hoffnung, dass bei dem Schiffbruch des *Grosvenor* doch nicht die gesamte Mannschaft umgekommen sein möchte und sein Kind noch am Leben sein könnte. Ein Zeitungsartikel, der die Nachricht brachte, dass Eingeborene von der Rettung

Schiffbrüchiger des *Grosvenors* berichtet hätten, hatten ihn in die Aufregung und Unruhe versetzt, in der wir ihn bei Eröffnung dieses Kapitels sehen.

Der alte Herr saß, wie schon bemerkt, im schmerzlichen Nachdenken im Lehnstuhl, die Zeitung mit der Nachricht in der Hand haltend. Sein düsteres Brüten wurde durch den Eintritt des jungen Alexander unterbrochen, welcher mit ihm im Landhaus wohnte und vor Kurzem als 22-jähriger Jüngling seine Kollegien-Laufbahn vollendet hatte. In Oxford hatte er als der beste Ruderer und Ballspieler gegolten, auch war er ein vortrefflicher Reiter und Schütze. Sein edles, leutseliges und freimütiges Wesen machte ihn überall beliebt, was er ja auch in vollstem Maße verdiente, da er nie irgendjemand in Wort oder Tat kränkte. Sein einziger Fehler bestand vielleicht in einem Starrsinn, den er übrigens vorzugsweise in einem beharrlichen Mut und in einem mannhaften Ankämpfen gegen das, was unmöglich zu sein schien, bewies, obgleich er dabei oft große Gefahr lief. Sein dickköpfiger Charakter war derart, dass er kaum einem wütenden Stier, der ihm in den Weg gelaufen wäre, ausgewichen wäre, sondern sein Leben nutzlos aufs Spiel gesetzt hätte. Es gibt nun mal in der Welt nichts Vollkommenes und es ließ sich von einem jungen Menschen von 22 Jahren nichts anderes erwarten.

»Endlich bin ich mit ihm fertig geworden«, sagte Alexander, als er schnell und erhitzt in das Zimmer trat.

»Mit wem fertig geworden, lieber Junge?«, erwiderte Sir Charles.

»Mit dem Fohlen, ich habe ihm den Meister gezeigt und jetzt ist es so sanftmütig wie ein Lamm, aber zwei Stunden lang hat es sich scharf gewehrt.«

»Wie kannst du dich nur solcher großen Gefahr aussetzen. Das hätte der Bereiter ebenso gut tun können.«

»Aber nicht in so kurzer Zeit, Onkel.«

»Fehlt es dir so an Pferden? Ich meine, du hättest genug im Stall.«

»Das ist wohl wahr, Onkel, und ich danke deiner Güte, dass mehr vorhanden sind, als ich brauche. Aber ich liebe das Vergnügen und ... die Aufregung!«

»Du hast vielleicht recht, mein lieber Junge, wenn du aber so lange gelebt hast wie ich, wirst du mehr Vergnügen an der Ruhe finden«, sagte der alte Herr seufzend.

»Dich beunruhigt etwas, lieber Onkel«, forschte Alexander, ging auf Sir Charles zu und fasste ihn bei der Hand.
»Was gibt es?«

»Du hast recht, Alexander, diese Zeitung hat schmerzliche Zweifel und Erinnerungen bei mir geweckt.«

Alexander setzte sich kleinlaut neben seinen Onkel und las mit fliegender Hast die Notiz.

»Glaubst du wirklich, dass dieses Gerücht begründet ist, lieber Onkel?«, fragte er, als er den Artikel gelesen hatte.

»Das kann ich unmöglich sagen, lieber Junge, vielleicht ist etwas Wahres daran, denn die Behauptung wiederholt sich zu oft. Der französische Reisende Le Baillant will zuerst die Nachricht vernommen haben, war aber verhindert, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und andere Afrikareisende haben später ähnliche Berichte gebracht. Du kannst dir leicht denken, welche Angst mich peinigt, wenn ich derartige Angaben lese. Ständig sehe ich meine arme Elisabeth als das Weib oder Sklavin eines Wilden vor mir, während meine Enkelkinder wie das Vieh auf dem Feld in Ungewissheit und Götzendienst aufwachsen. Es ist eine

schreckliche Folter, und nur durch häufiges Gebet wird es mir möglich, mich zu fassen und ergebungsvoll dem göttlichen Willen zu beugen.«

»Ich kenne den allgemeinen Bericht über den Verlust des Schiffes, habe aber noch nie so viel Einzelheiten gehört, dass ich deine Besorgnis gerechtfertigt glauben könnte. Man nimmt doch allgemein an, dass alle den Tod erlitten haben, ausgenommen die beiden Matrosen, welche nach England zurückkehrten.«

»So vermutete man allerdings noch vor Kurzem, mein Sohn, aber spätere Gerüchte haben dieser Ausnahme widersprochen. Es ist Grund zum Glauben vorhanden, dass nicht alle zugrunde gingen, die man für tot zählte. Du weißt, dass der *Grosvenor* an der Küste des Kaffernlandes südlich von Port Natal Schiffbruch litt. Er ging durch den plötzlichen Umschlag des Windes in Trümmer, und sowohl die Mannschaft als auch alle Passagiere gelangten mit einer Ausnahme von sechzehn, die bereits früher mithilfe eines Taues die Küste zu erreichen suchten und eines Mannes, der betrunken an Bord gelassen wurde, wohlbehalten aus Land. Unter diesen befanden sich auch die kleinen Kinder, welche in dem Schiff die Heimreise machten, folglich auch meine arme Elisabeth.«

Sir Charles hielt erschöpft inne, ohne dass Alexander eine Bemerkung zu machen wagte, und fuhr dann fort. »Als sie das Ufer erreicht hatten, war der Tag schon ziemlich weit vorgeschritten. Die Eingeborenen, welche dem Stamm der Kaffer angehörten, hatten sich damit beschäftigt, sämtliche Eisen des ans Land getrifteten Hauptmastes loszumachen, und verließen mit Einbruch der Dunkelheit die Küste. Die armen Schiffbrüchigen zündeten Feuer an und blieben, da

sie etliche Fässer mit Ochsenfleisch und Mehl hatten, über Nacht auf dem Felsen. Am anderen Morgen machte der Kapitän den Vorschlag, nach Kapstadt, der holländischen Ansiedelung zu gehen, und alle gingen darauf ein.

Es war ein abenteuerlicher Plan, der wenig gesunden Urteil verriet.«

»Hätten sie denn anders handeln können, mein teurer Onkel?«

»Ja, denn sie wussten, dass sie sich im Land der wilden Neger befanden, die bereits heruntergekommen waren und mit Gewalt alles an sich gerissen hatten, dessen sie habhaft werden konnten. Der Kapitän erklärte, dass sie Kapstadt in siebzehn oder achtzehn Tagen erreichen könnten. Wie weit seine Berechnung richtig war, ergibt sich aus der Tatsache, dass diejenigen, welche wirklich in Kapstadt ankamen, 117 Tage zu ihrer Reise brauchten. Wenn also wirklich der Weg in der vom Kapitän gegebenen Zeit zurückzulegen war, so war es doch, wie auch der Erfolg zeigte, reiner Wahnsinn, sich ohne Verteidigungsmittel und mit einer solchen Anzahl hilfloser Frauen durch eine Landschaft Bahn brechen zu wollen, die von Wilden bewohnt war.«

»Wie hätten sie es wohl anders anfangen sollen?«

»Das Schiff lag keine Kabellänge von der Küste ab, das Wasser war glatt und dem Verkehr mit dem *Grosvenor* stand keine Schwierigkeit im Wege. Die Wilden, welche sich mit dem Raub begnügten, was ans Ufer gewaschen war, hätten den Gescheiterten nichts zuleide getan. Wer hinderte sie, wieder an Bord zu gehen, sich zu bewaffnen und dann Mittel zu ergreifen, um ihre Stellung gegen jeden Angriff der Wilden, die nur Speere führten, zu befestigen? Sie hätten sich auf diesem Wege mit Proviant und allen nö-

tigen Dingen versehen können. Bei ihrer großen Zahl von 150 Menschen an Bord und bei ihrer geeigneten Bewaffnung hätten sie sich alle wohl schützen können, bis aus dem Holz des Wracks kleine Boote oder kleine Flöße gebaut gewesen wären. Zimmerleute und Schmiede befanden sich unter der gestrandeten Mannschaft. Wäre nach diesem Plan verfahren, so hätten sie an der Küste entlang fahren und ohne Schwierigkeiten das Kap erreichen können. Der Kapitän musste völlig den Kopf verloren haben. Ihm stand alles zu Gebote - die Mittel, die Mannschaft, der Mundvorrat, Waffen, Segel und Tauwerk. Und doch warf er alle diese Beihilfe weg, nur das Unmögliche zu versuchen.«

»Ich glaube nicht, dass er sich unter den Geretteten befand?«

»Nein, er gehörte zu denen, von welchen nie wieder etwas gehört wurde. Um jedoch fortzufahren - schon der erste Tagesmarsch hätte ihnen als Warnung dienen müssen und sie bewegen können, zum Wrack zurückzukehren. Die Wilden raubten alles und bewarfen sie mit Steinen. Ein Holländer, namens Trout, der sich wegen eines Mordes, den er in der Kolonie begangen, zu dem Kafferland geflüchtet hatte, traf mit ihnen zusammen und erklärte den Versuch für unausführbar, weil der Weg durch wilde Volksstämme, über breite Flüsse, durch wasserleere Wüsten und Gegenden führe, wo es von Raubtieren wimmelte. Trotzdem ließen sie sich nicht abhalten und rannten sinnlos in ihr Verderben. Damals waren sie noch zwei Stunden von dem Wrack entfernt und hätten es noch vor Einbruch der Nacht erreichen können. Dem Bericht zufolge, welchen die beiden zurückgekehrten Matrosen gaben, wurden sie nach einer Woche von Eingeborenen angegriffen, schlugen je-

doch die Feinde ab, obwohl es nicht ohne Schwerverwundete abging. Nach einigen weiteren Tagesmärschen war der Proviant verbraucht, und die Matrosen begannen zu murren. Sie wollten nur für sich selbst sorgen und sich nicht mehr mit Frauen und Kindern belasten. Die Folge war, dass sich 46 von den Übrigen trennten und den Kapitän samt allen männlichen und weiblichen Passagieren - unter den Kindern auch meine arme Elisabeth - ihrem Geschick überließen.

Die Matrosen hatten nun mit der schrecklichsten Not zu kämpfen. Sie zogen sich längs der Küste hin, wo sie keine Nahrung als Muscheln fanden, mussten über Ströme setzen, die eine halbe bis eine Stunde breit waren, konnten durch die Raubtiere, die umherstrichen, nicht schlafen, und hatten endlich mit dem Wassermangel bittere Not. Dieser Trupp Matrosen trennte sich nochmals, und sie wanderten ohne Kleidung und Nahrung unter der glühenden Sonne umher, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten. Einer nach dem anderen blieb erschöpft zurück, um zu sterben oder von den Raubtieren verzehrt zu werden. Endlich gelangten drei oder vier von der ganzen Mannschaft völlig erschöpft an die Grenze der Kolonie, wo sie gastliche Aufnahme fanden und sich wieder erholten.«

»Was wurde nun aber aus den Passagieren und aus dem Kapitän?«

»Deren Schicksal blieb unbekannt und man vermutete lange Zeit, dass sie samt und sonders umgekommen wären. Was war auch von den hilflosen Frauen und Kindern weiter zu erwarten? Einige Jahre jedoch verbreitete sich das Gerücht, dass sie noch am Leben seien und sich unter den Wilden befänden. Le Baillant gab zum ersten Mal hierüber

Nachricht, welcher aber niemand rechten Glauben schenkte. Kurze Zeit danach beglaubigten weitere Gerüchte von verschiedenen Reisenden Le Baillants Behauptung. Dieser Zeitungsartikel hier erneuert die Versicherung und die Personen, von denen der Bericht stammt, sind in jeder Hinsicht glaubwürdig. Nun wirst du verstehen, lieber Junge, was ich beim Lesen dieses Berichtes empfinde und ich wage kaum auszudenken, dass mein armes Kind noch am Leben und in einen verwahrlosten Zustand zurückgesunken sein könne, nm als Wilde nichts mehr von ihrem Gott zu wissen!«

»Sage das nicht, lieber Onkel. Elisabeth war zur Zeit des Schiffbruches nicht mehr so jung, um alles zu vergessen, was ihr gelehrt wurde.«

»Möglich, aber um so schmerzlicher muss dann ihre Lage sein ... oder gewesen sein, denn wahrscheinlich ist sie tot, ... oder wenn sie es nicht sein sollte, so muss sie in sehr reifem Alter stehen. Ich habe nur noch einige Jahre zu leben, Alexander, und kann schon morgen abgerufen werden. Hätte ich nur die Überzeugung, dass mein Kind tot sei, so hätte ich doch wenigstens eine Gewissheit, aber die schreckliche Ungewissheit seit dreißig Jahren, die an meinem Herzen zehrt, kannst du dir nicht ausmalen. Der Wille Gottes geschehe! Lass dich nur nicht länger abhalten, mein lieber Junge, auch möchte ich allein sein!«

Mit ehrfurchtsvoller Teilnahme ergriff Alexander die Hand seines Großonkels und verließ stumm das Zimmer.

Die Unterredung hatte bei Alexander einen tiefen Eindruck gemacht. Er verbrachte eine schlaflose Nacht und konnte sich bis vier Uhr morgens den Gegenstand derselben nicht aus dem Kopf schlagen. Der Schiffbruch des *Gros-*

venor fiel in eine Zeit, wo er noch nicht geboren war. Man hatte ihm schon in allgemeinen Umrissen erzählt, dass eine seiner Verwandten bei dieser Gelegenheit umgekommen sei. Wenn auch die Erzählung damals tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, so hatte er nichts wieder davon gehört und es deshalb beinahe vergessen. Er war nun sehr überrascht, als er erfuhr, welch tiefen Eindruck dieses Unglück noch immer auf seinen Großonkel ausübte, umsomehr, da er zuvor nie etwas erwähnt hatte. Er liebte den alten Herrn aufrichtig und hatte auch alle Ursache dazu, denn sein eigener Vater hätte ihn nicht mit mehr Liebe und Wohlwollen behandeln können, als er es tat. Erst vor einer Woche hatte er den Wunsch geäußert, den Kontinent zu bereisen. Sofort hatte Sir Charles seine Einwilligung gegeben und ihm gestattet, wenn es ihm Freude mache, zwei Jahre lang auszubleiben. Nun hatte das Gespräch eine neue Idee in ihm geweckt. Er war Zeuge der schmerzlichen Beängstigung gewesen, welche der alte Herr über das Schicksal seiner armen Tochter empfand, hatte von seinen eigenen Lippen gehört, wie die Ungewissheit über ihr Schicksal stets an seinem Herzen genagt hatte und wusste, dass nur Gewissheit in diesem Fall das Einzige sei, was dem Greis eine ruhige Sterbestunde bereiten könne und ihm aus vollem Herzen sagen lassen können: »Herr, jetzt lässt du deinen Diener in Frieden dahingehen!«

Warum sollte er sich nicht auf den Weg machen, um die Wahrheit zu erforschen? Die Reise nahm ihn auch nicht länger in Anspruch, als die Vergnügungstour auf den Kontinent, zu welcher sein Großonkel bereitwillig ja gesagt hatte. Statt zum Vergnügen in der Welt herumzusegeln, konnte er jetzt die Unruhe des alten Herrn beschwichtigen, der

so gütig ihm gegenüber war. Außerdem war sein Zug in das Mindere von Afrika viel interessanter, als ein bloßer Aufenthalt auf dem Kontinent, denn die Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen reizten seinen Mut und seine Verwegenheit so, dass er, noch ehe er einschlief, mit sich einig wurde, seinem Onkel diese Reise vorzuschlagen und sofort aufzubrechen, im Falle er die Zusage erhielt. Nachdem er zu diesem Entschluss gekommen war, schlief er ein und träumte bis zum anderen Morgen nur von Elefantenjagen und wilden Tieren. Als er am nächsten Tage geweckt wurde, war der Plan völlig in ihm reif und er trug ihn nach dem Frühstück seinem Onkel vor.

»Lieber Oheim«, sagte er zu Sir Charles. »Du warst so gütig, mir eine zweijährige Reise zum Festland zu gestatten.«

»Gewiss, Alexander, ich finde in deinem Alter den Wunsch, die Welt zu sehen, ganz natürlich, und du hast meine volle Zustimmung. Wann willst du abreisen?«

»Lieber Onkel, ich gebe gern zu, dass eine Reise zu dem Kontinent mir viel Vergnügen gewähren würde, doch bin ich heute der Ansicht, dass ich noch mehr Nutzen daraus zöge, wenn ich sie aufschieben würde, bis ich etwas älter und erfahrener bin. Bist du nicht der gleichen Ansicht?«

»Allerdings, Alexander, aber was dann? Willst du vielleicht vorderhand in England bleiben? Wenn du dies tust, tust du es doch nur meinethalben und ich bin dir für das Opfer sehr dankbar.«

»Wenn du es wünschst, lieber Onkel, so bleibe ich natürlich hier. Es liegt mit aber ein neuer Vorschlag auf dem Herzen, der, wie ich hoffe, deinen Beifall finden wird.«

»So sprich mein Junge, welch einen anderen Ausweg hast du vor? Möchtest du die Vereinigten Staaten oder Südame-

rika sehen?«

»Nein, ich möchte eine Reise machen, die noch weit mehr Interesse verspricht - nämlich nach Afrika. Was meinst du dazu, wenn ich mich zum Kap der Guten Hoffnung einschiffte, und von dort aus nordwärts zöge, um über deine Tochter bestimmte Nachrichten einzuholen.«

Sir Charles blieb eine Weile stumm, drückte dann seine Hände an die Stirn und erwiderte: »Nein, nein, mein teurer Junge. Ich kann nicht, so sehr ich es auch wünschte. Ich kann nicht ja sagen, weil die Gefahr für dich zu groß ist. Du darfst dein Leben nicht aufs Spiel setzen! Es ist sehr freundlich und sehr wohlwollend gedacht, aber es darf nicht sein.«

»Onkel, ich glaube, du wirst nach reiflicherer Erwägung deine Einstellung ändern. Du sprichst von Gefahr. Welche Gefahr kann denn vorhanden sein, da doch überall Missionare Stationen errichteten und unbeschadet unter denselben Wilden leben, die sich so feindselig benahmen, als der *Grosvenor* zugrunde ging? Damals war das Land noch eine undurchdringliche Wüste, jetzt ist es schon achtzig Stunden von der Stelle entfernt, wo das Schiff scheiterte, von Europäern bewohnt. Die vielen britischen Auswanderer haben im Laufe von 40 Jahren eine so gewaltige Änderung hervorgerufen, dass ich in der Ausführung meines Vorschlags keine größere Gefahr sehen könnte wie in einem Besuch von Neapel! Was die Zeit betrifft, so habe ich allen Grund zur Annahme, nicht mehr als zwei Jahre zu brauchen, die ich deiner Ansicht nach auf dem Festland gleichfalls verweilen sollte.«

»Aber wenn dir ein Unfall zustieße, so könnte ich mir nicht vergeben, dass ich eingewilligt hätte. Die wenigen

Tage, die ich noch zu leben habe, würde ich in Kummer und Jammer verbringen.«

»Lieber Onkel, wir alle stehen in Gottes Hand und laufen in unserer Kurzsichtigkeit der Gefahr entgegen, wenn wir ihr auszuweichen glauben. Mitten im Leben sind wir doch im Tod und dieser Tod kann auch mir zustoßen, wenn ich in England bleibe, während er vielleicht durch diese Reise vermieden wird. Ich gebe ja zu, dass Beschwerden und Gefahren bestehen. Aber wenn man sich auf beides gefasst macht, so ist man doch besser daran als in einer vermeintlichen Sicherheit, in welcher der Überfall unvermutet kommt. Ich bitte deshalb nochmals, verweigere mir diese Gunst nicht. Ich habe mir die Sache reiflich überlegt und würde mich unglücklich fühlen, wenn du mir diese Reise nicht erlauben würdest.«

»Du bist ein guter Junge, Alexander, und dein liebevoller Sinn macht mir den Abschied nur um so schwerer. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Lass uns morgen oder übermorgen wieder davon sprechen. Ich muss erst Zeit zur Überlegung gewinnen.«

Am nächsten Tag erneuerte Alexander seine Bitte, jedoch ohne Erfolg. Dies entmutigte ihn aber nicht. Er hatte aus der Bibliothek seines Oheims alle Werke, die er über das südliche Afrika finden konnte, herausgesucht und verstärkte von Tag zu Tag seine Gründe durch Zitate verschiedener Autoren, um den Beweis zu führen, dass er bei Anwendung von Vorsichtsmaßregeln ohne Gefahr durch das Land reisen könne. Unter diesen Beweisen wurden die Gründe des alten Herrn von Tag zu Tag schwächer und endlich gab er seine Zustimmung. Inzwischen hatten die Werke, welche Alexander gelesen, auf ihn eine gewisse Wirkung ausgeübt.

Als er sich zuerst zu der Sendung erbot, leitete ihn vorzugsweise das Gefühl der Dankbarkeit seinen Großonkel gegenüber. Nun aber sehnte er sich um seiner selbst willen nach dem Süden Afrikas. Die Schilderung der Kämpfe mit den wilden Tieren, die Verschiedenfarbigkeit des Wildes und die Aufregung, die für ihn in Aussicht stand, entzündete seine Jagdlust dermaßen, dass er um Erlaubnis bat, ohne Zögern aufbrechen zu dürfen, indem er Sir Charles andeutete, je eher er reise, desto früher würde er wieder dort sein. Dieser letzte Grund war ausschlaggebend, und Alexander durfte nun alle Vorbereitungen treffen. Er zog Erkundigungen ein, bestellte sich einen Platz an Bord eines Freihändlers, welcher das Kap berühren sollte. Nach sechs Wochen verabschiedete er sich von Sir Charles.

»Gott segne dich, mein guter Junge, und lasse dich gesund zurückkehren, damit du mir die Augen schließt«, erwiderte Sir Charles in großer Erregung.

Noch vor Einbruch der Nacht traf Alexander in London ein und eilte von dort nach Portsmouth. Am nächsten Tag lichtete der *Surprise* den Anker, segelte durch die »Nadeln« und stand gegen Abend schon weit im Kanal unten mit gesetzten Prallsegeln vor dem Winde steuernd.

Kapitel 2

Wehmütig sah Alexander Wilmot zu der Heimatküste zurück, als das Schiff unter schwerem Segeldruck sich von ihr entfernte. Er blieb auf der Hütte und sah zum Land hinüber, dessen Umrisse mit jedem Augenblick unbestimmter wurden.

»Werde ich die Heimat wiedersehen? Kehre ich zurück oder werden meine Gebeine in Afrika bleiben, vielleicht in der Wüste bleichend? Und wenn ich zurückkehre, werde ich meinen alten Oheim noch lebend antreffen oder wird er infolge der Last seiner Jahre abgerufen sein?«

Als das Land nicht mehr sichtbar war, wandte er sich ab und bemerkte neben sich einen jungen Mann gleichen Alters, welcher gleichfalls in Träumereien verloren zu der Heimatküste starrte. Da er beim Umwenden den Fremden anstieß, entschuldigte er sich, und dies gab Anlass zu einem Gespräch.

»Ich glaube Sir«, sagte der andere, ein großer, schlanker Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, »dass wir beide den ähnlichen Gedanken trugen, als wir von der Heimatküste Abschied nahmen. Jeder Engländer tut dies, wohl auch jeder, der sein Vaterland liebt, welchem Volk er auch angehören mag. Wir finden dies Gefühl bei den Wilden ebenso ausgeprägt wie bei den Kulturvölkern. Es ist überall vorhanden, ja ich möchte wohl sagen, es steigt noch tiefer hinab bis zu den Tieren, welche gleichfalls ihren Wohnplatz lieben und demselben treu bleiben.«

»Sie haben recht«, versetzte Alexander, »doch ist es bei den Tieren nur Anhänglichkeit an die Ortsverhältnisse, während bei den Menschen hoffentlich wohl von edleren,

größeren Empfindungen gesprochen werden kann.«

»Aber doch auch nur, weil wir entsprechend höher begabt sind. Das ist vermutlich nicht Ihre erste Reife?«, fuhr der Fremde fort.

»Doch«, erwiderte Alexander, »seit gestern bin ich zum ersten Mal außerhalb der Grenze Englands und an Bord eines Schiffes.«

»Das wundert mich«, bemerkte sein Gefährte, »denn alle übrigen Passagiere leiden bereits an der Seekrankheit, während nur wir beide wohlbehalten auf Deck sind. Ich konnte daher nur vermuten, dass Sie schon früher auf See gewesen seien!«

»Ich fühlte mich allerdings gestern Abend etwas schwindlig«, erwiderte Alexander, »aber bei dieser herrlichen Morgenluft verspüre ich keinerlei unangenehme Empfindung. Ich hörte auch sagen, dass es Leute gibt, die von der Seekrankheit ausgeschlossen sind.« »Nur wenige, und es scheint, dass Sie zu diesen Glücklichen gehören. Ich für mein Teil kenne den unangenehmen Zustand dieser Krankheit leider genau. Das Frühstück wird übrigens bald serviert. Werden Sie etwas genießen können?«

»Ich denke doch, ein wenig - wenn auch nicht viel, eine Tasse Tee oder Kaffee«, erwiderte Alexander. »Ich kann nicht behaupten, dass ich großen Appetit hätte. Wie nennt man den Vogel, der dort über das Wasser hinstreicht?«

»Es ist ein Sturmvogel. Seine Anwesenheit verkündet das Eintreten rauhen Windes.«

»Dann hätte er fortbleiben können«, sagte Alexander lachend, denn bei rauem Wetter wird natürlich das Schiff zu schwanken anfangen, und die jetzige schaukelnde Bewegung genügt mir für mein Teil vollständig.«

»Ich glaube, dass, wenn Sie auch nur mit geringem Appetit jetzt ein wenig Frühstück einnehmen, Sie über das bekannte Unwohlsein bald hinwegkommen«, versetzte der Fremde.

»Haben wir viele Passagiere an Bord?«

»Neun oder zehn, also nur eine kleine Anzahl, zum Verdruß des Kapitäns, der über das schlechte Geschäft klagt. Es sind meist Frauen und Kinder, auch ein Gentleman vom Kap ist da, der lange in der Kolonie wohnte und jetzt zurückkehrt. Ich habe mich bereits mit ihm unterhalten. Es ist ein sehr gebildeter Herr! Doch da kommt die Bedienung, um uns mitzuteilen, dass das Frühstück bereit ist.«

Der junge Mann, mit welchem Alexander Wilmot sprach, hieß Swinton. Er war leidlich vermögend, hatte sich keinen bestimmten Beruf erwählt, sondern zog aus, um seinem Studium und den Wissenschaften zu leben. Er war auf dem Weg zum Kap der Guten Hoffnung und hatte sich kein weiteres Ziel gesteckt, als die Produkte jenes Landes zu studieren, und zwar diese wissenschaftlichen Untersuchungen in größerem Maße festzustellen, als es ihm bisher möglich gewesen war.

Noch ehe das Schiff in Madeira anlegte und dort drei Tage haltmachte, um Wein und Proviant aufzunehmen, hatte sich bereits zwischen Alexander und Herrn Swinton ein vertrauliches Verhältnis gebildet, obgleich niemand von ihnen wusste, warum er zum Kap reiste. Beide waren zu zartfühlend, um Fragen zu stellen, und jeder wartete deshalb, bis einer aus freiem Antrieb seine Gründe vorbrachte.

Wie bereits erwähnt, befanden sich noch andere Passagiere an Bord, darunter ein Gentleman, der in Kapstadt wohnte und dort einen einträglichen Regierungsposten bekleide-

te. Er war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, hatte ein wohlwollendes und gewinnendes Äußeres.

Alexander entdeckte, als er in Madeira seine Empfehlungsbriefe begutachtete, dass sich auch einer an diesen Herrn darunter befand. Er übergab Mr. Fairburn den Brief, der sich nun mit ihm auf vertraglichen Fuß stellte und Anlass nahm, sich für das Wohlergehen Alexanders besonders zu interessieren. Mr. Fairburn glaubte aus dem Empfehlungsschreiben den Schluss ziehen zu dürfen, Alexander über den Grund der Kapreise befragen zu dürfen, denn er hatte aus dem Brief ersehen, dass er der Erbe Sir Charles Wilmot war und daher nicht als Spekulant oder Auswanderer in die Fremde zog. Alexander nahm auch keinen Anstoß, sich Mr. Fairburn voll und ganz anzuvertrauen, der ihm für den Zweck seiner Reise doch wesentliche Hilfe leisten konnte.

Die übrigen Passagiere waren drei junge Damen, die zu ihren Verwandten nach Indien reisten und eine ältere Dame, die mit ihren beiden Töchtern zu ihrem Gatten, einem Obersten in der bengalischen Armee reiste. Es waren reizende, unterhaltende Damen. Besonders die beiden jungen Mädchen waren äußerst lebhaft, unterhaltend und vergnügt, sodass die Kajüte des *Surprise* bald eine anziehende und vertrauliche Gesellschaft barg. Bald nach der Abreise von Madeira trat herrliches Wetter ein. Jeder tat sein Möglichstes, um die Fahrt so angenehm wie möglich zu gestalten. Die Zeltdecken wurden ausgebreitet, die Stühle herbeigeholt, und der größte Teil des Tages auf dem Halbdeck und auf der Hütte des Schiffes verbracht, welches mehrere Wochen vor den Passatwinden abwärts lief, weil der Kapitän nach Rio wollte, um dort für den Rest der Reise neuen

Proviand aufzunehmen.

Als eines Morgens Alexander Wilmot und Mr. Fairburn zusammensaßen, sagte der Erstere: »Sie haben wohl schon viele Jahre auf dem Kap zugebracht, Mr. Fairburn?«

»Ja. Ich wurde, als ich nach Indien zurückkehrte, gefangen genommen und blieb ein Jahr in Kapstadt, welches damals noch den Holländern gehörte. Man wollte mich als Gefangenen nach Holland schicken. Ich wurde in der Saldanha Bay an Bord eines Schiffes gebracht, das von den Engländern gekapert wurde. Nachdem später die Engländer das Kap erobert hatten, bot man mir wegen meiner Ortskenntnisse, die ich durch meinen langen Aufenthalt erworben hatte, eine gute Stellung an. Als die Kolonie später wieder an Holland kam, kehrte ich nach England zurück. Nach der zweiten Wegnahme wurde mir mein alter Posten wieder übertragen und ich bin seitdem immer auf dem Kap geblieben.«

»Dann sind Sie wohl mit der Geschichte der Kolonie sehr vertraut?«

»Ja, und wenn Sie es wünschen, mache ich mir eine Freude daraus, sie Ihnen in Kürze mitzuteilen.«

»Es würde mir allerdings ein großes Vergnügen fein, denn ich muss gestehen, dass ich nur wenig davon weiß, und dieses wenige nur Reisebeschreibungen verdanke, die ich hastig gelesen habe.«

»Ich glaube, es war im Jahre 1672, als Holland den Entschluss fasste, an dem Kap eine Niederlassung zu gründen. Die Eingeborenen, welche den Strich um die Kapstadt bewohnten, waren die Khoikhoi, ein sanftes, friedliebendes Volk, das nur vom Ertrag seines Viehs lebte. Den Ackerbau kannten sie nicht, sondern besaßen nur große Herden

Hornvieh, Schafe und Ziegen, mit denen sie die ausgedehnten Weidegründe des Landes bestrichen. Die Geschichte der Gründung einer Kolonie ist, wie ich fürchte, fast bei allen die gleiche. Man fängt damit an, sich zuerst das Wohlwollen des Volkes zu verschaffen. Wenn man dann festen Fuß im Lande gewonnen hat, behandelt man die Eingeborenen barbarisch und ungerecht.

Die Khoikhoi, die sich schnell durch freundliches Benehmen und Geschenke gewinnen ließen, hielten es für unverfänglich, wenn Fremde einen kleinen Teil ihres ausgedehnten Gebietes besaßen, und gaben deshalb bereitwillig zur Gründung einer Kolonie ihre Zustimmung. Sie kosteten damals in ihrem Leben zum ersten Mal das, was ihnen später Verderben und Sklaverei brachte - nämlich den Tabak und den Branntwein. Man beschenkte das arme Volk mit diesen Giften, bis sie eine Leidenschaft dafür gewonnen hatten und jetzt willig ein Glas Branntwein oder eine Pfeife Tabak für einen Ochsen eintauschten. So wurden nun die Kolonisten täglich reicher, während die Khoikhoi völlig verarmten.

Die Kolonie vergrößerte sich schnell, bis sie endlich stark genug war, dass der Gouverneur sich ohne Weiteres so großer Ländereien bemächtigen konnte, als die Regierung zu behalten und zu vergeben wünschte. Die Khoikhoi machten nun die grausame Entdeckung, dass ihnen nicht nur das Vieh, sondern auch die Mittel, sich selbst zu ernähren, entrissen waren. Zuletzt hatten sie nichts mehr als ihre Leidenschaft für Tabak und Branntwein. Da sie das Land ihrer Väter nicht verlassen wollten und keinen anderen Ausweg fanden, um sich die ersehnten, berauscheden Getränke zu verschaffen, verkauften sie sich an die weißen Kolonisten und begnügten sich damit, die Herden, welche

vordem ihr Eigentum gewesen waren, zu hüten und zu den Weidegründen des Landes zu führen, das sie von ihren Vorfahren geerbt hatten.«

»Sie wurden also Sklaven?«, fragte Alexander.

»Nein, man behandelte sie weit schlechter, aber dennoch waren sie niemals Sklaven. Dies ist ein Punkt, auf den ich besonders aufmerksam machen möchte. Sie wurden eine Art Feudaleigentum der Holländer, sahen sich genötigt, sich zu verdingen und für einen Lohn zu arbeiten, den sie selten oder nie erhielten, und wurden der härtesten und grausamsten Behandlung ausgesetzt, ohne jemals dafür Genuß erhalten zu können. Aber sie wurden nie verkauft oder verhandelt wie Sklaven, welche später von Ostafrika und von Madagaskar eingeführt wurden. Die Lage des Sklaven war deshalb weit besser, denn es lag im Interesse der Eigentümer, das Leben eines Geschöpfes, für das sie zwei oder dreihundert Reichstaler bezahlt hatten, nie zu gefährden oder zu vernichten, während der holländische Bauer oder Pflanzer einen Khoikhoi für absolut nichts einsetzte. Musste das Vieh an Orten gehütet werden, wo es viele Löwen gab, so erhielt nicht ein Sklave, sondern der Khoikhoi dieses Amt, da dieser nichts kostete, und sich leicht wieder ersetzen ließ. Das Leben eines Eingeborenen wurde völlig wertlos, und es unterliegt keinem Zweifel, dass sich die Pflanzer nichts daraus machten, einen Khoikhoi wegen des geringsten Versehens ohne Weiteres niederzuschießen.«

»Entsetzlich!« Und das alles hat die holländische Regierung geduldet?«

»Sie konnten es wohl nicht ohne Weiteres ändern und mussten deshalb ein Auge zudrücken. Die Verbrecher wa-

ren eben außerhalb ihres Bereiches.

Die holländische Regierung bemächtigte sich des ganzen Landes, das den Khoikhoi gehörte, und verteilte es an ihre Untertanen, die jetzt Viehzüchter wurden und ungeheure Herden besaßen, auch bepflanzten sie den Boden in der Nähe ihrer Wohnungen. Mit der Ausdehnung der Kolonie steigerte sich naturgemäß auch die Nachfrage nach Land und zuletzt war der gesamte nutzbare Boden bis an das Land der Xhosa hin von Holländern besetzt. Es wurden nun auch nicht alle Khoikhoi-Stämme zu Leibeigenen, denn einige trieben ihr Vieh aus dem Bereich der Holländer bis an die Grenze des Xhosalandes, während andere, ihres Eigentums beraubt, die Ebene verließen und ins Gebirge zogen, wo sie von der Jagd und vom Raub lebten. Letzteren erhielten den Namen Buschmänner, den sie heute noch führen. Sie lebten in großer Armut, vegetierten in Höhlen, waren stets dem Hunger preisgegeben und verringerten sich bald zu einem sehr kleinen Stamm, der sich nie wieder erholen konnte.

Die holländischen Buren oder Pflanzer, welche im Innern, fern von Kapstadt lebten, hatte mit vielen Feinden zu kämpfen, vom Löwen bis zum Schakal herunter, die ihre Herden verwüsteten, und vor allem mit den räuberischen Buschmännern. Sie zogen deshalb nie ohne ihr Gewehr aus und wurden so ein derbes, mutiges und kräftiges Geschlecht, das sich gut auf den Gebrauch der Feuerwaffen verstand, aber zugleich grausam und habgierig war. Die tyrannische Gewalt über die Sklaven und Khoikhoi wirkte entsittlichend und machte sie gleichsam zu Bluthunden. Der Sitz der Regierung war zu fern, als dass deren Macht sie hätte erreichen können. Die Buren boten ihr daher

Trotz, kannten keine anderen Gesetze und überhaupt keine Oberherrlichkeit als ihren eigenen Willen und machten sich offen jedweden Verbrechens schuldig, ohne sich um die Entdeckung zu kümmern.«

»Ich habe allerdings oft von der furchtbaren Grausamkeit der Buren gelesen, habe aber niemals gedacht, dass es so schlimm sei.«

»Die Quelle lag in dem größten Fluch, den die Menschheit kennt - in der Sklaverei, denn nichts wirkt so entsittlichend. Die Buren wurden von Kind auf in der Ansicht erzogen, ein Khoikhoi, ein Buschmann oder Xhosa sei nicht besser als ein Tier und müsse demgemäß behandelt werden. Sie schreckten vielleicht vor dem Gedanken zurück, einen Weißen zu ermorden, übten aber unter den armen Eingeborenen das Gemetzel im großen Stil und fanden nichts Arges dabei.

Doch die Damen kommen jetzt herauf, und ich will abbrechen und Ihre Geduld für heute nicht weiter in Anspruch nehmen. Schließen wir also damit, was ich den ersten Teil meiner kleinen Geschichte der Kapkolonie nennen möchte.«

Alexander Wilmot hatte die Bekanntschaft mit Mr. Swinton so gepflegt, dass sie bald sehr vertraut wurden. Ihre Unterhaltung drehte sich meist um Swintons Lieblingsstudium, die Naturgeschichte.

»Ich muss gestehen, dass ich in diesen Fach völlig unwissend bin«, bemerkte Alexander eines Tages, »obschon ich weiß, dass sie dem Forscher hohes Interesse bieten muss.

Wenn ich die Museen besuchte, habe ich oft gewünscht, jemanden bei mir zu haben, der mir alles erklären könnte, was ich nicht verstand. Das Studium der Naturgeschichte muss eine gewaltige Aufgabe sein, wenn man es bis ins Kleinste erforschen will. Allein schon die Botanik, die Mineralogie, die Geologie bedeuten das Universum und sind doch nur ein Teil vom Ganzen.«

»Gewiss«, versetzte Mr. Swinton lachend, »und diese drei sind gerade die interessantesten Zweige. Dann kommt noch die Zoologie mit ihren betreffenden Unterabteilungen. Ornithologie für die Vögel, Entomologie für die Insekten, Chronologie für die Muscheln, Ichthyologie für die Fische - alles harte Namen, die wohl einen jungen Anfänger einschüchtern können. Ich versichere Ihnen jedoch, dass sich die allgemeine Kenntnis bald erlernen lässt, die völlig zureicht, Interesse zu erwecken und stets Unterhaltungen zu bieten.«

»Des Menschen bestes Studium ist der Mensch, sagt der Dichter«, bemerkte Alexander lachend.

»Wenn man den Mensch studieren will, so hat man es nur mit seinen Inkonsequenzen, mit den Verirrungen vom rechten Pfad zu tun, welche in seinem freien Willen bedingt sind. Der Naturforscher trifft jedoch überall auf den ordnenden Finger der Allmacht, welche in so wunderbarer Weise allen Tieren Mittel und Wege zur Existenz gibt. Nicht nur der äußere, sondern auch der innere Bau der Tiere zeigt eine solche Abwechslung und ist so scharfsinnig darauf berechnet, sie jede Schwierigkeit überwinden und aller Genüsse, deren ihre Natur fähig ist, teilhaftig werden zu lassen, dass man jede Untersuchung mit neuem Staunen und gesteigerter Bewunderung schließt und sich gezwun-

gen fühlt, mit dem Psalmisten auszurufen: »O Gott, wie groß sind deine Werke, in deiner Weisheit hast du sie geschaffen!«

»Ihr stellt allerdings das Studium in ein neues, schönes Licht«, entgegnete Alexander.

»Je mehr man der Natur nachspürt, desto wundervoller findet man ihre Geheimnisse und unter Beihilfe der Chemie machen wir jeden Tag neue Entdeckungen. Sehen Sie hier, Mr. Wilmot«, fuhr Swinton fort, indem er einen Strohalm aufblas, welcher durch den Wind zum Halbdeck geflogen war, »glauben Sie wohl, dass zwischen diesem Halm und dem Stein in jenem Flintenschloss eine Analogie stattfinde?«

»Unmöglich, sind sie doch ihrem Wesen nach so verschieden, als es nur möglich ist.«

»Und doch trägt der Schein. Dieser Strohalm enthält mehr als 60 Prozent Kieselerde, sodass er trotz seiner pflanzlichen Bildung zwei Drittel der härtesten Mineralsubstanz, die wir kennen, enthält. Man sollte kaum glauben, dass die Wurzelfasern dieser Pflanze imstande wären, eine so harte Substanz aufzulösen und in sich aufzunehmen, und doch ist es der Fall.

»Höchst wunderbar.«

»Jawohl, aber dies ist nicht das einzige Beispiel. Der phosphorsaure Kalk, welcher den Hauptbestandteil der tierischen Knochen bildet, wird von den Pflanzen in gleicher Weise aufgesucht und verarbeitet. Gerste und Hafer enthalten ungefähr 30 Prozent dieser Substanz, während sich in den meisten Holzarten mehr oder weniger davon nachweisen lässt.«

»Dies überrascht mich weniger als die Tatsache mit der

Kieselerde, die mir fast unbegreiflich scheint.«

»Bei Gott ist kein Ding unmöglich. In Holland wächst eine Binse, die weit mehr Kieselerde enthält als das Weizenstroh, und deshalb von den Holländern zum Polieren von Holz und Messing benutzt wird. Unsere Kenntnisse sind noch sehr beschränkt, aber dennoch wissen wir, dass fast in allen tierischen Gebilden Mineralsubstanzen gefunden werden, selbst die Farbe des Blutes ist nichts anderes als ein Oxid und eine Phosphorverbindung des Eisens.«

»Jetzt begreife ich, weshalb Ihre Wissenschaft Sie so begeistert, Mr. Swinton, und kann nur bedauern, während der kurzen Frist unserer Reise aus unserer Unterhaltung nicht so viel Vorteile ziehen zu können, wie ich wünschte. Ich fürchte, dass unsere Absichten uns nach verschiedenen Richtungen vom Kap uns führen werden.«

»Wahrscheinlich, denn ich habe im Sinn, möglichst weit ins Innere des Landes vorzudringen«, versetzte Mr. Swinton. »Dies kann natürlich nicht in Ihrer Absicht liegen.«

»Meinen Sie? Und doch ist es der Fall«, erwiderte Alexander. »Auch ich will in das Innere eindringen und darf Sie wohl fragen, welchen Weg Sie einzuschlagen gedenken.«

»Ich kann darauf mit dem besten Willen keine bestimmte Antwort geben, da es ganz von dem Schutz abhängt, den ich treffe. Afrika bietet der Wissenschaft ein so weites Feld, dass ich überall für meine Reise reichlich belohnt werde. Ich brauche wohl nicht besonders hinzuzufügen, dass ich mich freuen würde, in Ihrer Gesellschaft reisen zu können.«

Mr. Fairburn hatte den letzten Teil des Gespräches mit angehört und erlaubte sich zu bemerken: »Ich glaube, Mr. Swinton, Sie würden gut tun, sich der Expedition des

Herrn Wilmot anzuschließen. Es muss jedoch reiflich erwogen werden, da die Wahl eines Reisegefährten durch Temperamentunterschiede den Genuss des Reisens leicht verbittern kann. Und nun, Herr Wilmot, wenn Sie die Naturgeschichte satt haben und sie gegen die weniger Erfreuliche der Menschennatur vertauschen wollen, bin ich bereit, Ihnen meine Beobachtungen weiter mitzuteilen.«

»Ich höre mit größtem Vergnügen zu, Sir.«

»Ich hoffe, dass Sie nichts dagegen haben, wenn ich gleichfalls daraus Nutzen ziehen kann«, sagte Swinton.

»Gewiss nicht«, erwiderte Mr. Fairburn. »In meiner früheren Unterhaltung mit Herrn Wilmot habe ich mich darüber ausgelassen, wie das Kap kolonisiert wurde und wie die Ansiedler allmählich die ursprünglichen Eigentümer des Bodens zu Leibeigenen machten. Ich will von da ab fortfahren: Mit der Ausdehnung ihres Viehbestandes brauchten die holländischen Bauern mehr Weideplätze und besetzten deshalb den ganzen Strich südlich des Xhosalandes. Die Xhosa sind ein wildes, mutiges Volk, dessen Reichtum hauptsächlich in Vieh besteht, und das man in den meisten Punkten als den Khoikhoi überlegen betrachten kann.

Die Waffe des Khoikhoi ist Pfeil und Bogen, der Xhosa aber verschmäh es, in dieser Weise Krieg zu führen, da er ein Feind der Hinterlist ist. Seine Waffe ist der Assegai, eine Art Speer, und der Schild. Hiermit kämpft er offen und tapfer. Auch der Ackerbau ist ihm nicht fremd. Desgleichen trifft man bei ihm mehr Reinlichkeit und Zivilisation. Die Buren an der Xhosa-Grenze wurden oft von den Buschmännern und hin und wieder auch von einigen Xhosa, die an der Grenze wilderten, beraubt. Stets wurde jedoch Vergütung geleistet, wenn die Beschwerde bei den Xhosa-

Häuptlingen einlief. Damit waren aber die holländischen Bauern nicht zufrieden. Sie hatten bei dieser Gelegenheit im Xhosan-Land die großen Viehherden gesehen. Habsüchtig, wie sie sind, sahen sie schnell, wie bald sie sich bereichern könnten, wenn sie den Xhosa ihr Vieh abnähmen. So oft nun die Buschmänner Vieh stahlen, gingen unverweilt Klagen nach Kapstadt, mit der begründeten Bitte, sofort Mannschaften zu stellen, die das Geraubte den Xhosa wieder abjagen sollten.

»Die aufgebotene Macht hieß ein Kommando und bestand aus fast sämtlichen holländischen Buren und ihrem Gesinde, welche gut bewaffnet und beritten waren. Nun ging es auf das Xhosa-Gebiet los. Weil von unbekanntem Leuten einige Stück Vieh gestohlen waren, wurden die armen Wilden überfallen, die den sicher treffenden Gewehren nur ihre Assegais entgegensetzen konnten. Die Buren steckten die Krals oder Dörfer in Brand, ermordeten ohne Unterschied Männer und Frauen und führten als Entschädigung für einen unbedeutenden Verlust Tausende Stück Vieh mit sich fort, welche den Xhosa gehörten. Letztere, über den frechen Raub empört, griffen die Buren an, um ihr Vieh wieder zu gewinnen. Aber wie ganz anders benahm sich der verwahrloste Wilde dem christlichen Pflanzer gegenüber. Die Buren mordeten Frauen und Kinder, die Xhosa aber taten diesen wehrlosen Geschöpfen nie etwas zuleide und erschlugen nicht einmal die Männer, wenn sie ihr Eigentum ohne Blutvergießen wieder erhalten konnten.«

»Aber wie konnte die holländische Regierung solche Gräueltaten zugeben?«

»Sie schenkte den Vorstellungen der Pflanzer Glauben und erteilte demgemäß Befehle. Später versuchte sie, den

Schauderszenen Einhalt zu gebieten. Aber die Buren waren ihrem Zügel entwachsen. In einem einzigen Fall, in welchem das holländische Ministerium eine besonders auffallende Gräueltat der Pflanzler bestrafen wollte, gab der Gouverneur zur Antwort, dass er nicht wagen könne, dem Wunsch der Regierung zu entsprechen, denn das System der Grausamkeit sei so allgemein üblich, dass er auch dann die mit in die Sache verwickelten Personen bestrafen müsste. In diesem Zustand befand sich also die Ansiedelung, als sie in den Besitz Englands kam. Die Khoikhoi galten als Leibeigene und wurden wie Tiere behandelt. Die Sklavenhändler führten Sklaven ein und zwischen den Buren und Xhosa tobte dauernde Fehde.«

»Hoffentlich machte unsere Regierung dieser infamen Ungerechtigkeit bald ein Ende?« »Dies war nicht so leicht. Die Grenzpflanzer erhoben sich gegen die englische Regierung und die Khoikhoi, die sich so lange geduldig verhalten hatten, flüchteten und schlossen sich den Xhosa an. Letztere griffen mit diesem Zuwachs die Grenzburen an, verbrannten ihre Häuser, führten ihr Vieh fort und bemächtigten sich ihrer Waffen und Munition. Die Buren sammelten sich zu einer großen Streitmacht und es kam abermals zum Krieg, aus dem die Khoikhoi und Xhosa als Sieger hervorgingen. Sie erschlugen den Feldherrn der Buren, verfolgten sie und metzelten alles nieder, bis ihnen das Vorrücken der englischen Truppen Einhalt gebot. Doch ich kann nicht lange bei dieser Periode verweilen. Der Krieg dauerte fort, bis die Eingeborenen, die endlich den Schutz Englands nachsuchten, sich bewegen ließen, ihre Waffen niederzulegen. Später kam die Kolonie nochmals an die Holländer. Die Khoikhoi kehrten wieder zu ihrem früheren

Herrn zurück. Später kam die Kolonie abermals an die Holländer und verblieb denselben bis zum Jahr 1806, wo sie dann für immer dem britischen Reiche angegliedert wurde. Die Holländer waren nicht klüger geworden, behandelten die Khoikhoi schlimmer als je zuvor, indem sie der britischen Regierung zum Trotz weiter raubten und sengten. Endlich aber sollte eine Veränderung eintreten.«

»Jedenfalls war es höchste Zeit«, bemerkte Alexander.

»Dieser Wechsel wurde durch die Missionare herbeigeführt. Sie waren in das Innere eingedrungen und hatten gesehen, wie schändlich Raub und Grausamkeit überall verübt wurden. Ihre Bericht brachte den Buren zum großen Verdruss und Erstaunen Gesetze in Anwendung, in denen vorgeschrieben war, dass das Leben eines Khoikhoi genau so wertvoll sei, wie das eines holländischen Buren, und dass die Regierung dieser christlichen Wahrheit mit allen Mitteln Nachdruck geben werde. Dies war der erste Schlag und bald nachher sollte den Elenden, die so lange mit dem Leben ihrer armen Mitmenschen gespielt hatten, ein noch schwereres treffen. Die Presse nahm sich der Khoikhoi an, und die Schrift eines Missionars lenkte die Aufmerksamkeit in England auf ihre Lage. Ihre Sache fand im Unterhaus warme Verfechter und der Khoikhoi wurde nunmehr als freier Mann erklärt.«

»Gott sei Dank«, rief Alexander. »Das Blut kochte mir bei Eurer Schilderung.«

»Ich will jetzt aufhören, meine Herren«, entgegnete Fairburn. »Wir können unser Gespräch morgen fortsetzen, wenn es Wind und Wetter gestattet.«

Kapitel 3

Am anderen Tag erreichte unser Schiff Rio und schickte sofort Boote aus, um frischen Proviant zu holen. Die Passagiere stiegen nicht an Land, weil den Kapitän erklärt hatte, sich keine Stunde länger als nötig aufzuhalten, und am zweiten Abend bereits ging es wieder dem Kap zu.

Die Möwen flogen hinten unserem Schiff her, stürzten nieder und fingen alles Essbare, das über Bord geworfen war, auf. Das Gespräch lenkte sich deshalb bald auf diese Wasservögel.

»Wie unterscheiden sich wohl die Federn der Wasservögel von denen der übrigen?«, fragte Alexander. »Fallen Hühner oder andere Landvögel ins Wasser, so müssen sie ertrinken, sobald ihre Federn durch und durch nass geworden sind.«

»Ich glaube nicht, dass in den Federn der Vögel ein großer Unterschied besteht«, sagte Mr. Swinton, »aber alle Wasservögel sind mit einem kleinen Behälter versehen, in welchem sich Öl befindet, mit diesem salben sie täglich ihr Gefieder und machen es wasserdicht. Wenn Sie darauf achten wollen, wie sich eine Ente putzt, so werden Sie finden, dass sie mit dem Schnabel stets nach dem Ende ihres Rückens langt, unmittelbar über der Stelle, wo sich der Schwanz anschließt. Dies geschieht nur, um das Öl zu holen, mit welchem sie ihr Gefieder, während sie es glatt streicht, beschmiert, sodass das Wasser nicht durchdringen kann.«

»Wie lange kann wohl ein Wasservogel auf dem Meer bleiben?«

»Ich glaube, nicht sehr lange, obschon andere Ansichten

aufgestellt sind. Wir wissen von der Lebensweise dieser Tiere nicht so viel, als uns von anderen bekannt ist.«

»Können sie lange unter dem Wasser aushalten?«

»Ein großer Teil wenigstens nicht - zum Beispiel die Gattung der Enten. Die Taucher halten schon länger aus. Am Längsten vermögen aber die Halbwasservögel, deren Füße nur mit Halbschwimnhäuten versehen sind, unter dem Wasser zu bleiben. Ich habe selbst gesehen, wie das Wasserhuhn mehrere Minuten auf dem Boden eines Stromes fortlief und dabei pickte und fraß, als sei es auf dem Land.«

»Sie sagen, die Wasservögel können nicht lange auf dem Meer bleiben, wo bleiben sie dann?«

»Sie nehmen ihre Zuflucht zu den unbewohnten Inseln und Riffen, die stets über dem Wasser stehen, da sammeln sie sich, brüten und ätzen ihre Jungen. Ich habe gesehen, wie zwanzig oder dreißig Morgen Land vollständig von diesen Vögeln oder ihren Nestern bedeckt waren, sie saßen dicht aneinander gekeilt. Jedes Jahr kommen sie zu derselben Stelle, die wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten ihr Brutplatz war. Sie bauen keine Nester, sondern kratzen ein kleines Loch in die Erde und legen ihre Eier hinein. Da sie stets dieselbe Stelle aufsuchen, bilden die Ausleerungen und die Fischreste eine ganze Schicht über die Erdoberfläche. Obgleich sie nur jährlich einen Bruchteil eines Zolls ausmacht, so verdickt sich diese Schicht allmählich bis zu zwanzig oder dreißig Fuß und der untere Teil wird dann so hart wie Felsgestein. Diese Ablagerung heißt Guano und wird seit undenklichen Zeiten von Peru und Chile als Düngemittel exportiert. Er ist vorzüglich, da er wesentliche Substanzen für den Ackerbau wie Ammonium, Phosphor, Salze und dergleichen enthält. In den letzten Jahren sind

Proben nach England gebracht worden, und da die Massen unerschöpflich sind, so wird der Guano im Laufe der Zeit einen bedeutenden Exportartikel für die Schifffahrt bilden. Doch da kommt Mr. Fairburn, welcher uns hoffentlich die Geschichte der Kapkolonie weiter erzählen wird.«

»Er scheint mit den Verhältnissen der Kapniederlassungen sehr vertraut zu sein.«

»Wie sich nach längerem Aufenthalt nicht anders erwarten lässt, und ich bin überzeugt, er weiß mehr, als er sagen wird.«

Als Mr. Fairburn sich ihnen angeschlossen hatte, bat Alexander, seine Geschichte fortzusetzen, was er auch tat.

»Sie müssen nun nicht glauben, meine Herren, dass alles so glatt vonstattenging, weil die Engländer von der Kolonie Besitz genommen hatten. Die Gouverneure, welche mit der Leitung einer Niederlassung betraut werden, müssen längere Zeit an Ort und Stelle sein, bevor sie mit eigenen Augen urteilen können und ehe sie es nun so weit bringen, geraten sie manchmal in die Hände einer oder der anderen Partei, welche im Rat die Oberhand behauptet. So ging es auf dem Kap auch zu, allerdings war durch die Aufhebung der Sklaverei und die Erklärung, dass die Khoikhoi freie Bürger seien, schon viel geschehen. Die Vorurteile gegen die Khoikhoi und namentlich auch gegen die Xhosa bestanden aber fort und gingen auch auf die Kolonialbehörden über. Man schickte noch immer Kommandos, oder wie ich sie passender nennen will, Rotten von Plünderern aus. Die Xhosa lebten deshalb unter fortwährendem Druck, und trotz der Regierungsbefehle konnten die Khoikhoi nur wenig Gerechtigkeit erhalten, sodass sich ihre Lage nur wenig gebessert hatte. An einem Beispiel möchte ich zeigen, wie

im Jahre 1810 die Rechte der Khoikhoi bei den Kapbehörden geachtet wurden. Die Begebenheit fiel allerdings vor die Freiheitserklärung der Khoikhoi, aber in eine Zeit, in welcher das englische Ministerium darauf drang, dass die Kolonialbehörden kräftigere Maßregeln einschlagen sollten, um die Lage der Khoikhoi zu verbessern.

Zu der Zeit, als das brutale Benehmen der Buren die Xhosa und Khoikhoi zum Krieg drang, waren die drei Brüder Stuurman Anführer der Khoikhoi. Der Friede wurde endlich wieder hergestellt, und man hatte hauptsächlich diesen glücklichen Ausgang den Bestrebungen dieser drei Brüder zu verdanken, welche sich mit ihren Leuten ruhig zu der Algoa Bay zurückzogen, wo ein Stuurman von der damaligen holländischen Regierung zum Häuptling des Kraals ernannt wurde. Diese unabhängigen Khoikhoistämme waren den Buren ein Dorn im Auge, um so mehr als die drei Brüder bei dem früheren Aufstand Anführer der Khoikhoi gewesen waren. Sieben Jahre lang ließ sich nichts Nachtheiliges hören, bis endlich zwei Khoikhoi, welche sich bei einem Buren für eine bestimmte Zeit verdungen hatten, gegen den Willen ihres Dienstherrn, vor Ablauf der Dienstfrist, zu ihrem Kraal zurückkehrten. Der Bure verfolgte sie und forderte sie zurück aber Stuurman weigerte sich, sie herauszugeben. Die Gerechtigkeit lag klar aufseiten der Khoikhoi, aber dennoch schickte man eine bewaffnete Abteilung zum Kraal ab. Stuurman weigerte sich wiederum, die Leute auszuliefern und die Bewaffneten zogen wieder ab, da sie die Wut der Khoikhoi kannten und deshalb Bedenken trugen, den Angriff zu wagen. Durch Verrat gelang es ihnen aber, sich Stuurmans und eines seiner Brüder - der andere war bei einer Büffeljagd verunglückt - zu bemächtigen. Sie

schickten beide nach Kapstadt, von wo aus man sie gegen alles Recht zu der Robbeninsel, einer Verbrecherkolonie, sandte. Sie wussten aber bald ihre Flucht zu bewerkstelligen und kehrten nach Xhosaland zurück. Drei Jahre später wagte Stuurman, der sich nach seiner Familie sehnte, ohne Erlaubnis die Kolonie zu besuchen. Er wurde aufgegriffen und als Verbrecher nach Neu-Süd-Wales geschickt, denn die Regierung war damals schon englisch.

Dies war das Schicksal des ersten Khoikhoi, der sich für das Recht seiner Landsleute erhob, und so kläglich benahm sich die englische Regierung. Man sah allerdings ein, dass man dem Mann Unrecht getan hatte, und das englische Ministerium fertigte den Befehl zu seiner Befreiung aus, aber es war bereits zu spät - Stuurmans Leiden hatten bereits in der Botany Bay ein Ende gefunden.

Ich habe diese Schilderung nur gegeben, um auf einen ähnlichen Fall der Ungerechtigkeit gegen die Khoikhoi vorzubereiten. Solange die Kolonie noch in Händen der Holländer war, lag ein Raum von ungefähr zwölfhundert Quadratmeilen zwischen der Koloniegrenze und dem großen Fischfluss. Dieses Reich gehörte den Khoikhoi und war der Tummelplatz der unaufhörlichen Gefechte und Raubzüge, die zwischen den Buren und Khoikhoi stattfanden.

Im Jahre 1811 beschloss deshalb die Kolonialregierung, die Khoikhoi vom Gebiet zu verdrängen und auf die andere Seite des großen Fischflusses zu verweisen. Dies war grobe Ungerechtigkeit, umsomehr, als man ihn mit der größten Grausamkeit vollzog. Die Khoikhoi mussten ihre ganze Ernte in Stich lassen und wurden ohne Grund scharenweise niedergemetzelt.

Ich möchte hierauf gleich die Ursache angeben, welche

den Krieg der Khoikhoi gegen die Engländer bedingte. Der Kolonialgouverneur hatte sich damals mit einem Khoikhoihäuptling namens Gaika in Unterhandlungen eingelassen. Gaika war nur der Anführer eines Khoikhoi-Trupps, keineswegs aber der erste Häuptling. Und wenn auch die Engländer ihn in letzterer Eigenschaft behandelten, so wollten doch die Khoikhoi seine Autorität nicht anerkennen. Dies ist ein Fehler, der in unserem Verkehr mit Wilden häufig begangen wird, und doch beharren Letztere ebenso nachdrücklich auf ihr Recht, wie die Monarchen Europas. Das von unserer Seite begangene Versehen wurde bald entdeckt, aber die Regierung war zu stolz, es zuzugestehen.

So kam es, dass die anderen Khoikhoihäuptlinge eine mächtige Verbindung gegen Gaika bildeten, welcher nunmehr diese, auf die Unterstützung Englands bauend, mit großer Anmaßung behandelte. Sie bekämpften und überwandten ihn, worauf sie wie üblich sein Vieh wegführten. Da es sich um eine Fehde lediglich zwischen Khoikhoi handelte, die auf ihr eigenes Land beschränkt blieb, so hatten wir absolut keinen Grund, uns einzumischen. Aber die Kolonialregierung war anderer Ansicht und rüstete sich. Auf die Erklärung der Khoikhoi, dass sie nichts Feindliches gegen die Engländer im Sinn hätten, sondern sich nur Gaika nicht unterwerfen wollten, wurde keine Rücksicht genommen, und unsere englischen Truppen rückten aus und griffen die Khoikhoi an. Ihre Dörfer wurden eingeäschert, alles niedergemetzelt und in die Wälder getrieben. 23 000 Stück Vieh führten die Truppen mit sich fort und übergaben davon 9000 Gaika. Den Rest bekamen die Buren oder wurde zur Bestreitung der Kriegskosten verkauft. Durch die Wegnahme ihres Viehs ihrer Existenz beraubt, wurden die

Khoikhoi wütend und begannen die Feindseligkeiten von Neuem. Sie fielen in die Grenzbezirke ein, nahmen einzelne Forts, vertrieben die Holländer und metzelten eine große Anzahl Soldaten und Pflanzer nieder. Sie überschwemmt das ganze Gebiet bis zur Alboa Bay und nichts konnte ihrem Ansturm Einhalt bieten.«

»Das englische Gouvernement benahm sich also nicht verständiger als das holländische«, bemerkte Alexander.

»Jedenfalls nicht viel«, bemerkte Mr. Fairburn. »Im Kriegsrat der Khoikhoihäuptlinge übte damals ein gewisser Mokanna einen nicht unbedeutenden Einfluss. Man kannte ihn in der ganzen Kolonie nur unter dem Namen »Links« oder der »Linkshändige«, der durch seinen scharfen Verstand und große Tapferkeit Gewalt hatte. Obgleich er kein Häuptling war, gab er sich als Prophet aus und zeigte ohne Frage ebenso viel Geschick wie Mohamed. Da er in Kapstadt gewesen war, hatte er sich viele europäische Kenntnisse verschafft. Zu diesem Mann nun, der durch überaus große Beredsamkeit und durch seine angeblichen himmlischen Offenbarungen großes Ansehen genoss, blickte jetzt die ganze Khoikhoination auf. Er versprach, sie zum Sieg zu führen und die Engländer ins Meer zu jagen. Er ließ eine Armee von 40 000 Mann dann zu den Wäldern marschieren, welche an den großen Fischfluss angrenzten. Da es den Khoikhoi widerstrebte, vom Hinterhalt Gebrauch zu machen, schickten sie einen Boten an den Kommandanten von Grahamstadt mit der Nachricht, dass sie am nächsten Morgen bei ihm frühstücken wollten. Der Kommandant, der diese Ankündigung nur für Prahlerei gehalten hatte, befand sich mit seinem Truppenteil in schlechter Verfassung, als er am anderen Morgen die ganze Streitmacht der Khoik-

hoi auf den Höhen der Stadt bemerkte.

»Wären die Khoikhoi in der Nacht vorgerückt, so hätten sie sich mit Leichtigkeit der Stadt bemächtigen können, da nur 350 Mann Besatzung und ein kleiner Trupp Khoikhoi in derselben lag. Die Khoikhoi stürmten gegen die Stadt und fanden wenig Widerstand, bis sie an die Mündung der Feldkanonen herankamen, die ein verheerendes Kartätschenfeuer gegen sie eröffneten und sie wie Gras nieder-mähten. Sie sammelten sich unter Mokanna, gaben aber zuletzt die Hoffnung auf und ergriffen die Flucht. Als Mokanna sah, dass alle Anstrengung vergeblich war, floh er seinem Heer nach.

Die Kolonialregierung geriet jetzt in größten Schrecken und bot ihre ganze Streitmacht auf. Die Gebiete der Khoikhoi wurden abermals überschwemmt und die Eingeborenen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht niedergemetzelt, ihre Dörfer in Brand gesteckt und das Vieh fortgetrieben und alles, was sich ins Dickicht flüchtete, mit Bomben und Raketen beschossen. Mokanna und die ersten Häuptlinge traf die Acht, und die Eingeborenen wurden mit gänzlicher Vertilgung bedroht, wenn sie dieselben nicht lebendig oder tot auslieferten. Obschon zur Verzweiflung getrieben und vor Mangel fast zugrunde gehend, war doch kein einziger Khoikhoi zu finden, der die große Belohnung verdienen wollte, welche man für den Verrat an den Häuptlingen ausgedoten hatte.«

»Je mehr ich von den Khoikhoi höre, desto mehr muss ich sie bewundern«, sagte Alexander Wilmot. »Bitte fahren Sie fort.«

»Mokanna wird noch weit höher in Ihrer Achtung steigen, denn als er sah, dass das Blutbad unter seinen Lands-

leuten fort dauern sollte, beschloss er, sich für sein Vaterland zu opfern. Er erschien ruhig und unbegleitet im englischen Lager, lieferte sich unter der Bedingung aus, dass seinem Land der Frieden zurückgegeben würde.

Der kommandierende Offizier nahm ihn sofort gefangen und schickte ihn zur Kolonie.«

»Was ist denn aus ihm geworden?«

»Davon nachher, ich möchte Ihnen jetzt den Inhalt einer Rede mitteilen, die einer von Mokannas Häuptlingen hielt, welcher nach dessen Überlieferung ins englische Lager kam. Die Notizen sind unvollkommen aufgezeichnet und geben daher nur einen dürftigen Begriff von der Beredsamkeit des Mannes, dagegen erhält man ein so genaueres Bild von der Behandlung, welche die Khoikhoi durch uns erlitten hatten.

›Ihr britischen Häuptlinge, dieser Krieg ist ungerecht, denn Ihr seid bemüht, ein Volk auszurotten, dem Ihr die Waffen aufgezwungen habt. Als die Väter der Buren sich neben unseren Vätern auf dem Zurweld niederließen, wohnten sie in Frieden beisammen. Ihre Herden weideten sie in denselben Bergen, ihre Hirten rauchten aus gleichen Pfeifen, sie waren Brüder, bis die Herden der Khoikhoi sich so vergrößerten, dass sie dem Herzen der holländischen Bauern wehtaten. Was diese habgierigen Menschen von unseren Vätern nicht für alte Knöpfe kriegen konnten, nahmen sie ihnen mit Gewalt. Unsere Väter waren Männer, sie liebten ihr Vieh, ihre Frauen und Kinder nährten sich von Milch, sie kämpften für ihr Eigentum und hassten die Kolonisten, weil diese nach ihrer Habe gierten und auf ihre Vernichtung sann. Nun waren ihre Kraals und die unserer Väter getrennt. Die Buren boten Kommandos auf gegen un-

sere Väter, unsere Väter trieben sie aber aus dem Zurweld und wir wohnten dort, weil wir es erobert hatten. Hier heirateten wir und hier wurden auch unsere Kinder geboren. Die weißen Männer hassten uns, konnten uns aber nicht vertreiben. Wenn Krieg war, plünderten wir Euch, und im Frieden stahlen einige von unseren schlimmen Leuten, aber unsere Häuptlinge verboten es ihnen. Das Volk war ruhig, Gaika stahl, seine Häuptlinge stahlen, ihr schicktet ihm Kupfer, schicktet ihm Leute und schicktet ihm Pferde, auf welchen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns habt Ihr nur Kommandos geschickt. Wir hatten Streit mit Gaika wegen Gras, das ging Euch nichts an, aber Ihr schicktet ein Kommando.

Ohne Milch, mit einer zerstörten Maisernte sahen wir unsere Weiber und Kinder umkommen. Wir folgten daher der Spur unseres Viehs in die Kolonie, machten Beute und kämpften für unser Leben. Wir fanden Euch schwach und töteten Eure Soldaten, wir sahen, dass wir stark waren, und griffen Euer Hauptquartier an. Hätten wir gesiegt, so wäre es der Sieg des guten Rechtes gewesen, denn Ihr habt den Krieg begonnen, aber wir erlagen und Ihr seid hier.

Wir sehnen uns nach Frieden und mochten in unseren Hütten Ruhe haben. Wir wünschen Milch zu erhalten für unsere Kinder und unsere Frauen verlangen danach, das Land zu pflügen, aber Eure Truppen bedecken die Ebenen, schwärmen durch die Dickichte, wo sie die Männer nicht von den Weibern unterscheiden können, und schießen alles nieder. Ihr wollt, dass wir uns Gaika unterwerfen, das Gesicht des Mannes tat Euch schön, aber sein Herz ist falsch. Steht von ihm ab und macht Frieden mit uns. Er soll für sich selbst kämpfen und wir werden Euch nicht um Hilfe

angehen. Setzt Mokanna in Freiheit und alle unsere Häuptlinge werden Frieden mit Euch machen, sobald Ihr es haben wollt, zieht Ihr übrigens den Krieg vor, so könnt Ihr zwar den letzten Mann von uns umbringen, aber Gaika soll nicht herrschen über die Anhänger derjenigen, die ihn für ein Weib halten.«

Leider änderte diese Rede am Geschick Mokannas nichts und brachte den Eingeborenen keine Erleichterung. Der Versuch, sich der übrigen, geächteten Häuptlinge zu bemächtigen, war vergeblich. Nachdem alles, was zu finden war, geraubt war, Elend und Verheerung jeden Schritt unserer Truppen begleitet hatte, kehrte das Kommando zurück, und ließ durch die weitere Wegnahme von 30 000 Stück Vieh Tausende von Frauen und Kindern zurück, die dem Hungertod preisgegeben waren. Ich möchte jetzt abbrechen. Die Ergebnisse des Krieges und das Schicksal Mokannas sollen den Gegenstand einer späteren Unterhaltung bilden.«

»Wir danken Ihnen sehr für die interessante Erzählung und hoffen, dass keine traurigen Verirrungen und Ungerechtigkeiten mehr zu berichten sind.«

»Es ist Zeit nötig, Mr. Wilmot, um Vorurteil und Lüge umzustürzen. Ehe dies nicht geschehen ist, ist keine Gerechtigkeit zu erwarten. Die Kolonialregierung hatte mit der ganzen weißen Bevölkerung zu kämpfen, die in Waffen trat, weil sie sich längst daran gewöhnt hatten, jede Einbuße, die man ihrem angemessenen Despotismus über die Eingeborenen tat, als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte zu betrachten.«

»Auch dürfen Sie nicht vergessen, wie schwach die Regierung damals war und wie unmöglich es ihr wurde, ihre

Macht über ein so ausgedehntes Land aus zu üben. Um Ihnen hiervon eine Vorstellung zu geben, will ich nur die Antwort erwähnen, welche einige Buren dem bekannten Reisenden Le Vaillant gaben, als dieser keine Ansicht dahin gehend ausdrückte, dass die Regierung ihrer Grausamkeit und ihrem Vernichtungssystem ein Ende machen solle.

Wir wären im Nu versammelt, um die Hälfte der Soldaten niederzumetzeln, ihr Fleisch einzusalzen und es durch die Überlebenden mit der Drohung zurückzuschicken, dass ein gleiches Los allen denen bevorstehe, welche sich in Zukunft erdreisten sollten, unter uns zu erscheinen.

Es ist also keine leichte Aufgabe für eine Regierung, mit einer solchen Menschenrotte verkehren zu müssen, Mr. Wilmot.«

»Ich gebe dies zu«, erwiderte Alexander, »umso mehr bin ich aber begierig zu erfahren, was seitdem geschehen ist.«

Kapitel 4

Am folgenden Morgen blies der Wind sehr leicht und noch vor Mittag trat Windstille ein. Zwei große Haifische kamen unter den Stern des Schiffes, und die Matrosen gaben sich alle Mühe, einen derselben zu fangen. Die Haie aber verschmähten den Köder, der aus einem Stück gesalzenen Schweinefleisches bestand, verließen das Schiff und verschwanden zum Verdruss der Passagiere und der Besatzung.

»Ich glaubte, dass Haifische stets den Köder aufnehmen würden«, sagte Alexander.

»Nicht immer, wie Sie soeben erst gesehen haben«, ver-

setzte Mr. Swinton. »Es hängt davon ab, ob sie hungrig sind oder nicht. Ich selbst habe in einem Hafen, wo es viele Fische gibt, Haie zu Hunderten gesehen, welche nicht nur jeden Köder verschmäht, sondern auch die Menschen, welche zufälligerweise ins Wasser gerieten, unbeschädigt ließen. Indes wundert es mich doch, dass diese atlantischen Haie nicht anbissen, denn sie sind in der Regel sehr gierig.«

»Ich kann Ihnen sagen, Sir, warum sie den Köder nicht wollten«, fiel der Hochbootsmann des Schiffes ein, der in der Nähe stand, »der Grund ist, dass wir jetzt in der Fahrstraße der brasilianischen Sklavenhändler sind. Die Tiere haben in der letzten Zeit reichliche Nahrung Menschenfleisch erhalten.«

»Ihr mögt mit Eurer Vermutung recht haben«, erwiderte Swinton.

»Es gibt wohl mehrere Arten von Haifischen?«, fragte Wilmot.

»Sehr viel sogar, der Wildeste und Größte ist derjenige, den wir eben gesehen haben und der den Namen »Weißer Hai« führt. Er streicht durch den Atlantischen Ozean, lässt sich selten im Norden blicken, da er die Tropen vorzieht. Auch findet man ihn im Mittelmeer, und zwar im Golf von Lion. Im englischen Kanal kommt der blaue Hai vor, der selten gefährlich wird. In den nördlichen Meeren gibt es einen noch viel größeren, aber unschädlichen Hai, der von Walfischjägern erbeutet wird. Ferner haben wir den gefleckten oder getigerten Hai, derselbe wird aber nicht besonders groß, dann den Hammerhai, welcher seinen Namen der eigentümlichen Bildung seines Kopfes verdankt und den Grundhai, welcher der Gefährlichste von allen ist, weil er auf dem Boden liegt und von unten heraufkommt,

ohne dass man eine Ahnung von seiner Nähe hat. Dieses dürften die Hauptarten sein.«

»Wenn ein Mensch über Bord stürzt und ein Haifisch in der Nähe ist, was kann man denn da am besten anfangen, um der Bestie zu entkommen?«

»Am besten ist, wenn man schwimmen kann, man wirft sich auf den Rücken, plätschert tüchtig mit den Füßen und schreit aus Leibeskräften. Der Haifisch ist ein feiges Tier und der Lärm verscheucht ihn.«

»Als ich vor zwei Jahren auf See war, hatte ich einen Neufundländerhund bei mir, der gewohnt war, fast von jeder Höhe ins Wasser zu springen. Eines Tages - wir lagen gerade auf der Höhe der Westindischen Inseln in einer Windstille - sprang er plötzlich auf einen Haifisch los, der an das Schiff herankam, und suchte ihn unter lautem Bellen und durch Schwimmen zu erreichen. Ich erwartete nichts anderes, als das Ungeheuer werde im Nu mit ihm fertig sein, zu meinem Erstaunen aber ließ es sich einschüchtern und schwamm fort, der Hund ihm aber nach, bis das Boot niedergelassen wurde, ihre aufzulesen. Allerdings dürfte der Haifisch nicht besonders hungrig gewesen sein. Die Perlen- taucher haben einen besonderen Trick, um den Haifischen zu entgehen. Sie lassen sich aus einem Boot in zehn oder zwölf Faden tiefes Wasser nieder, ehe sie auf Muschelbeete gelangen. Macht ein Hai auf sie Jagd, während sie ihre Körbe füllen, und kommt auf sie zu, so wühlen sie dann den Schlamm so schnell wie möglich auf. Das Tier kann sie dann nicht unterscheiden und vom trüben Wasser geschützt, gelangen sie wieder an die Oberfläche. Dennoch gelingt es nicht immer, auf diese Weise zu entkommen und in jedem Jahr fallen viele dem Hai zum Opfer.«

»Eine Lady, die stolz auf ihr Perlenhalsband ist, denkt wohl wenig daran, wie viel unglückliche Menschen in Stücke gerissen wurden, ehe sie einen solchen Schmuck erhalten konnte.«

»Sehr richtig, und wenn man in Betracht zieht, wie oft man niedersteigen muss und wie viele Taucher umkommen, ehe man eine Schnur schöner Perlen beisammenhat, so lässt sich sagen, dass jede Perle des Bandes ein Menschenleben kostete.«

»Wer verfügt über die Perlen und wem gehören sie?«

»Ich glaube, die Perlenfischerei gehört der Regierung und wird in jährliche Pacht gegeben. Die gefangenen Perlmuscheln werden ungeöffnet ans Land gebracht und am Ufer in Vierecken von einem Meter aufgeschichtet. Ist die Zeit des Fanges vorüber, so werden die Muschelhaufen versteigert und an den Meistbietenden verkauft - natürlich Inhalt unbekannt - sodass die Sache zu einer Art Lotterie wird. Der Käufer findet vielleicht nicht eine Perle in seinem Haufen, möglicherweise aber zwei oder drei, die ihm allein zwanzig Mal den Preis einbringen, welchen er für alles zusammen bezahlt hat.

So ist es also eine Lotterie vom Anfang bis zum Ende. Die Losung der armen Taucher heißt Haifisch oder nicht Haifisch, die des Käufers Perlen oder keine Perlen. Doch jetzt kommt Mister Fairburn die Treppe herauf und ich bin begierig zu hören, was aus Mokanna wurde.«

Muster Fairburn kam auf das Deck, setzte sich zu seinen beiden Reisegefährten und fuhr folgendermaßen fort.

»Ich sagte bereits, dass Mokanna zum Kap gebracht wurde. Sein einziges Verbrechen hatte im Kampf für sein Vaterland gegen zivilisierte Eindringlinge bestanden - freilich

ein schweres Verbrechen in den Augen der Kolonialregierung. Er wurde ins Gefängnis geworfen und endlich zu lebenslänglicher Haft auf der Robbeninsel verurteilt, und die Verbrecher in Fesseln in den Schieferbrüchen arbeiten mussten.«

»Darf ich frage, wo die Insel liegt!«

»Dicht an der Tafelbay, eine Stunde vom Festland. Mokanna blieb ungefähr ein Jahr dort, dann gelang es ihm, aus eisernen Reifen von Fässern säbelartige Waffen zu fertigen. Mit diesem bewaffnete der seinen Freunde, überwältigte die Wachen, bemächtigte sich eines Bootes und ruderten mit seinen Freunden dem Festland zu. Und glücklicherweise schlug das Boot in der ungestümen Brandung um. Mokanna klammerte sich an ein Riff, wurde aber weggespült. So ging der unglückliche Held der Khoikhoi zugrunde.«

»Der Ärmste«, sagte Alexander. »Er verdiente ein würdiges Schicksal und einen edleren Feind. Dauerte der Krieg nun fort?«

»Nein, er schloss so würdig, wie seinen Anfang war. Er war begonnen, um den Khoikhoihäuptling gegen die wirklichen Häuptlinge zu schützen. Die Khoikhoi hatten sich schon früher genötigt gesehen, ihr Gebiet auf der rechten Seite des Fischflusses abzutreten. Die Kolonialregierung bestand nun darauf, dass sie sich weiter zurückziehen müssten - und zwar über den Kaisi- und Chumifluss, wodurch das Kolonialgebiet wiederum mehr als 100 Quadratmeilen vergrößert wurde. Dies geschah, um einen neutralen Boden zu haben, der die Khoikhoi und die holländischen Buren trennte. So hoffte man beiderseits, allen ein Ende zu machen. Sonderbar war es allerdings, dass dieser Landstrich nicht den Khoikhoihäuptlingen, sondern unserem Verbün-

deten Gaika abgenommen wurde, zu dessen Unterstützung der Krieg gekommen war.«

»Das hieß also, mit gleicher Hand spenden - wenn auch nicht Gerechtigkeit, so doch Ungerechtigkeit.«

»Ganz richtig, und so dachte auch Gaika - denn als er von dem Schutz sprach, den er von der Regierung erhalten hatte, sagte er: ›Doch wenn ich an die schönen Landstriche denke, die mir abgenommen sind, also muss ich sagen, dass ich, obgleich geschützt von meinen *Beschützern*, eher *unterdrückt* wurde.« So ungerecht auch die Art und Weise ist, wie der neutrale Grund erworben wurde, so war es immerhin klug, einen derartigen Landstrich zwischen die feindlichen Parteien zu legen.«

»Ich gebe dies zu, aber wie benahm sich dann die Kolonialregierung?«

»Dieser neutrale Grund wurde später an die holländischen Buren abgegeben, sodass sie wieder in Berührung mit den Khoikhoi kamen.«

»Ist es möglich.«

»Ja, an dieselben, die sich stets der englischen Regierung widersetzt, zweimal die Waffen gegen sie erhoben und den Versuch gemacht hatten, zur Zerstörung der Kolonie die Khoikhoi hereinzuschieben. Die Beutezüge der Buren gegen die Khoikhoi nahmen nun kein Ende und, wie ich hörte, ist Mekomo, der Sohn Gaikas, jetzt von ihnen bedroht. Ich hoffe übrigens, dass das englische Ministerium alles aufbieten wird, um dem schlimmen Treiben ein Ende zu machen.

Ich habe nun einen kurzen Überblick über die Geschichte des Kaps bis zum heutigen Tag gegeben. Ehe ich fortfahre, möchte ich die Bemerkung beifügen, dass das Gute, was

bisher geschehen ist, nur der unermüdlichen Mission zuzuschreiben ist. Sie verdient dafür das wärmste Lob. So schlimm auch die Kolonie viele Jahre verwaltet wurde, ohne ihre Bemühungen Peres noch viel schändlicher und schlimmer hergegangen. Eine weitere Veränderung, die mit der Zeit viele Gutes bringen wird, ist die britische Einwanderung, die jährlich zunimmt. Wenn die britische Bevölkerung die der Buren überwiegt, wird ein besserer Geist in die Kolonie einziehen. Es gibt ja allerdings unter den holländischen Pflanzern würdige Männer, obschon man Bildung und gute Erziehung nicht häufig unter ihnen findet. Die Buren, mit all ihren hergebrachten Sitten und Lastern werden bald unter der Flut englischer Ansiedler verschwinden und sich durch Heiraten vermischen, sodass man dann keinen Unterschied mehr machen kann. In dieser Verschmelzung ist allerdings Zeit nötig, aber die Aussichten des Kaps sind umso erfreulicher, als sie früher düster und trostlos waren.«

»Hoffen wir zu Gott, dass es der Fall sein wird«, versetzte Alexander.

»Wenn der Wind so andauert, werden wir in wenigen Tagen bereits das Kap erreichen und sehen, wie es dort steht. Vor meiner Abreise von England wurde mir mitgeteilt, dass Zulustämme, die nördlich von den Khoikhoi wohnen, sich erhoben hätten. Da Sie auf ihrer Reise in die Nähe des Gebietes kommen müssen, so bin ich gespannt, Näheres von Ihnen zu erfahren. Jedenfalls ist Chaka tot. Er wurde vor zwei Jahren von seinen eigenen Verwandten ermordet.«

»Wer war Chaka?«, fragte Alexander.

»Das werde ich noch näher mitteilen. Vorderhand sind

wir bis zu den Khoikhoi gekommen, die unserer unmittelbaren Grenznachbarn sind.«

Der Wind blieb andauern günstig und näherte sich rasch den Kap. Alexander hatte Swinton als seinen jetzigen Freund den Grund dieser Reise ins Innere mitgeteilt. Swinton hatte sich angeboten, ihn auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Reise zu begleiten. Alexander nahm dieses Anerbieten an und bat ihn, ihm die Kosten allein zu überlassen. Sein Oheim habe ihm die Geldmittel zur unbeschränkten Verfügung gestellt, und Mister Swintons Teilnahme an dem Zug machte keinen Unterschied aus.

Nachdem sie sich über die Expedition geeinigt hatten, unterhielten sie sich über die erforderliche Ausrüstung, über die Wagen, den Proviant, die Pferde und Ochsen. Mister Fairburn erteilte ihnen Rat, indem er gleichzeitig andeutete, dass er ihnen nach der Ankunft in Kapstadt wahrscheinlich von großem Nutzen sein könne. Alexander, als vorzüglicher Jäger und Freund von Pferden, versprach sich viel Vergnügen von der Jagd auf Raubtiere und wünschte sich Glück, mit so guten Gewehren versehen zu sein, die er mehr in der Aussicht auf Selbstverteidigung als in der Vorahnung schöner Waimannsgenüsse angeschafft hatte.

Endlich rief der Matrose, welcher im Mastkorb die Morgen hatte, Land ahoi. Bald darauf konnte man deutlich die flachen Gipfel des Tafelberges von Deck aus unterscheiden. Das Schiff näherte sich schnell dem Land, sodass man alles deutlich mit dem Fernglas unterscheiden konnte. Am Mittag lag die *Surprise* zwischen zwei anderen Kauffahrern vor Anker, welche für die Heimfahrt beladen wurden.

Nach mehrmonatiger Fahrt ist es den Passagieren naturgemäß daran gelegen, so schnell wie möglich an Land zu

kommen, weshalb sich noch vor Einbruch der Nacht alles am Ufer befand. Alexander hatte ein gutes Quartier in einem der besten Häuser Kapstadts erhalten, denn Mister Fairburn hatte ihn während der Fahrt gebeten, eine Unterkunft bei ihm zu nehmen.

Am anderen Morgen sagte Mr. Fairburn zu Alexander: »Mr. Wilmot, ich möchte Ihnen empfehlen, die ersten zehn Tagen nicht an Ihre Reise zu denken. Kapstadt mit seinen öffentlichen Gärten und Sehenswürdigkeiten lohnt einen längeren Aufenthalt. Auch müssen Sie mit Ihrem Freund mal den Tafelberg besteigen. Die Mahlzeiten sind Ihnen ja bekannt. Betrachten Sie sich wie zu Hause, mich müssen Sie jedoch entschuldigen, und da ich meinem Beruf nachzugehen habe. Es wird wohl einige Wochen dauern, ehe ich mich wieder ordentlich eingearbeitet habe und die Dinge in ihrem gewohnten Gang gehen. Heute Nachmittag würde es sich empfehlen, mich zu dem Gouverneursgebäude zu begleiten, damit ich Sie dem Gouverneur vorstellen kann. Es ist vorteilhaft, die Pflichtbesuche sofort zu erledigen, und dann ganz Ihr eigener Herr zu sein.«

Alexander nahm die Gastfreundschaft gern in Anspruch, und fand bei dem Gouverneur gute Aufnahme, welcher ihm für die Expedition möglichen Beistand zusagte. Der Besuch schloss mit einer Einladung zum Diner für den nächsten Tag. Am folgenden Tag wurde Alexander von Mister Swinton besucht, der einen Major der bengalischen Kavallerie mitgebracht hatte. Sein Name war Henderson. Dieser war erst seit einigen Tagen von Kalkutta gekommen und befand sich in Kapstadt auf Urlaub, um sich von den Folgen eines heftigen Dschungelfiebers zu erholen. Er war ein lebenslustiger, heiterer Kamerad, und vergnügt zogen

alle drei zu dem Zoologischen Garten, in welchem sich Löwen und sonstige Kaptiere befanden, die Anlass zu einem Jagdgespräch gaben. Major Henderson schilderte die gefährlichen Jagden in Indien, besonders die Tigerjagden auf dem Rücken von Elefanten, für die er eine besondere Vorliebe zu haben schien. Alexander entdeckte bald, dass der Major ein leidenschaftlicher Jäger war.

Mister Swinton sagte über die beabsichtigte Expedition zu Alexander: »Wie wäre es, wenn Major Henderson sich unseren Zügen anschließen würde? Ich kenne ihn allerdings nur wenig, aber habe nur Vorteilhaftes über ihn gehört. Schon aus der Art seines Lebens sieht man ja, das er ein sehr guter Mann ist. Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?«

»Ich habe gleichfalls eine gute Meinung von Herrn Major Henderson und bin der Meinung, dass es nur von Vorteil sein kann, wenn wir uns vereinigen, weil die Expedition doch nicht ohne Gefahr ablaufen wird. Besonders ist es wünschenswert, wenn wir Leute finden können, die durch ihren Beruf an Gefahr gewöhnt sind und sich auch auf die Jagd von Raubtieren verstehen. Ich betrachte Ihre Vorschläge als sehr wertvolle Erwerbung und bin entzückt darüber!«

»Es freut mich, ihr Einverständnis zu hören, jedenfalls ist der Major jagdbegeistert und führt eine vortreffliche Büchse. Ich bin der Ansicht, dass wir uns zu dieser Erwerbung Glück wünschen dürfen. Ich glaube sicherlich, dass er gleichfalls ins Innere zu dringen gedachte. Auch hat er zu diesem Zweck ein paar arabische Pferde aus Indien mitgebracht. Ich werde, wenn wir nach Hause gehen, ihm unseren Vorschlag mitteilen. Verlassen Sie sich darauf, dass er

zustimmt und sich durch seine Tätigkeit nur nützlich erweisen wird.«

Mr. Swinton und Major Henderson besuchten nachmittags Alexander Wilmot gemeinschaftlich und der Major begann sofort, nachdem er sich als Teilnehmer der Expedition betrachtete, über die Pläne und Vorbereitungen zu sprechen.

»Mein Gefolge ist nicht sehr groß. Ich führe zwei Pferde, zwei Hunde, einen persischen Diener und einen Pavian mit mir. Den Letzteren möchte ich eben so gerne mitnehmen wie den Diener - den Diener, weil er ein guter Koch ist, und den Affen, weil er, wenn es etwas knapp hergehen sollte, uns zeigen wird, was wir essen dürfen und was nicht, denn es gibt keinen besseren Vorkoster wie den Affen. Außerdem ist er jung und voller dummer Späße, und ich habe gern etwas bei mir, was mich unterhalten kann.«

»Die Paviane haben noch eine gute Eigenschaft. Sie kündigen eine Gefahr viel früher an als der Hund«, sagte Swinton. »Wir werden deshalb den Affen gern aufnehmen in unsere Gesellschaft.«

»Ich freue mich sogar darüber«, sagte Alexander lachend, »ich bitte Herrn Major, machen Sie ihm mein Kompliment und sagen Sie ihm, dass ich sehr erfreut sei, seine Bekanntschaft zu machen.«

»Ich nenne ihn Begum, weil er weiblichen Geschlechtes ist und der alten Prinzessin Begum, die ich einst in Indien mit meinem Trupp als Ehrengarde begleitete, sehr ähnlich sieht. Sie müssen nun für einige gute Pferde sorgen, meine Herren, denn wir können ihrer nicht genug haben. Wenn ihre Rücken gesund bleiben sollen, lassen Sie keine Khoikhoi darauf reiten.«

»Wir haben hierüber bereits gesprochen und beschlossen, per Schiff zu der Algoa Bay zu gehen und erst von dort aus die Reise zu beginnen.«

»Recht so«, sagte der Major, »in diesem Fall ersparen wir uns die lange Landreise und sind nicht weit von den besten Jagdgründen, welche am Vaal zu finden sind.«

Man einigte sich dahin gehend, allen Proviant und Pferde in Kapstadt anzukaufen, während Wagen und Ochsen, desgleichen das Mieten der Khoikhoi erst in der Algoa Bay vorgenommen werden sollte.

Mr. Fairburn hatte jetzt Zeit, um sich seinem Freund Alexander widmen zu können.

Eines Abends nach dem Diner schlug er die Karte auf, um seinem Gast einige Belehrungen über die Expedition zu erteilen. Er zeigte die Richtung an, die durch das Xhosaland am zweckmäßigsten eingeschlagen werden konnte, und bemerkte sodann, dass es schwierig sei, nach Zurücklegung dieses Landstriches, der von Hinza beherrscht werde, weiteren Rat zu erteilen, da alles von den Umständen abhängen würde.

»Wissen Sie etwas von dem jenseits gelegenen Land?«

»Nicht viel, wir wissen nur, dass dort die Zulus hausen und Chaka ihr Häuptling ist. Im vorigen Jahr zogen unsere Truppen aus, um den Khoikhoi Beistand zu leisten, da sie von einem nordwärts wohnenden Stamm, den Mäntetie, angegriffen wurden. Sie wurden von unseren Soldaten unter schrecklichem Blutvergießen zerstreut. Wir sehen auf der Karte, dass das Zululand nördlich von Port Natal und auf der Ostseite der großen Gebirgskette liegt. Die Mäntetie kamen von der Westseite des Gebirges, und ich kann leider nicht sagen, wie es dort aussieht, oder was passieren kann,

ehe Sie Ihren Bestimmungsort erreichen, da im Norden ständig feindliche Einfälle stattfinden.«

»Sie haben mir die Geschichte von Chaka zu erzählen versprochen.«

»Und ich will sie Ihnen nicht vorenthalten. Er war der König der Zulus, der Nero und Napoleon Afrikas, ein Ungeheuer an Grausamkeit und Verbrechen. Er begann seine Laufbahn mit der Ermordung seiner Verwandten, um die Oberherrschaft zu erlangen. Als er seinen Zweck erreicht hatte, ließ er alle diejenigen ermorden, die ihm feindlich gesinnt zu sein glaubten oder Freunde seiner Verwandten gewesen waren.«

»Sind die Zulu Khoikhoi?«

»Nein, es gibt aber im Norden einzelne Stämme, die zu der Khoikhoi-Rasse gehörig zu betrachten sind. Chakas Streitmacht bestand aus 100 000 Kriegeren. In jedem Land, durch das er zog, schonte er weder Alter noch Geschlecht und ließ alles niedermetzeln. Seine Befehle fanden unbedingten Gehorsam, seine Heere teilte er in Kompanien ein, die er durch verschiedene Farben ihrer Schilder kenntlich machte, und führte den kurzen Speer ein, sodass seine Krieger im Handgemenge fechten mussten. Jedes in die Schlacht geschickte Regiment wurde, wenn es eine Niederlage erlitt, nach seiner Rückkehr sofort vernichtet, es gab keine andere Lösung als Sieg oder Tod, und zwar Tod in der grausamsten Form, da alle gespießt wurden. Er führte deshalb mit Recht den Namen *Der Blutige*. Seine Tyrannei war schrecklich. Einmal ärgerte er sich über ein Kind und erteilte den Befehl, es zu töten. Da es aber zwischen siebzig und achtzig andere Kinder lief und nicht gleich erkannt wurde, ließ er alle Kinder töten. Er ermordete zwei- oder

dreihundert seiner Frauen an einem einzigen Tag. Auf den leichtesten Argwohn hin ließ er seine Häuptlinge schlachten und niemand wusste, wann die Reihe an ihn kam. Als seine Mutter starb, erklärte er, sie sei durch Zauberei getötet worden. Hunderte und aber Hunderte wurden daraufhin aufgespießt. Das ging ihm aber zu langsam und so alarmierte er die Armee und ließ über das ganze Land hin den Befehl ergehen, alle niederzumetzeln. Das Blutbad dauerte vierzehn Tage. Er war ein Teufel, der im Blut schwelgte. Aber zuletzt kam auch seine Stunde. Er wurde von seinem Bruder erschlagen, denn dieser wusste, dass auch er geopfert werden sollte. Dingaam sitzt jetzt auf dem Thron in Zulu und ist ein friedlicher Herrscher. Es ist noch ein anderer großer Häuptling, mit Namen Moselitsi vorhanden, der sich gegen Chaka empörte und den gleichen Charakter hat. Die Gunst dieser beiden lässt sich leicht durch Geschenke erringen und Sie müssen sich deshalb damit versehen. Ich habe den Behörden aufgetragen, Ihre Papiere auszufertigen, die Unterschrift des Gouverneurs müssen Sie sich selbst einholen. Wann gedenken Sie denn aufzubrechen?«

»In einigen Tagen sind wir zur Reise fertig und warten nur auf das Schiff, das nach Algoa Bay geht.«

»Man wird Sie einige Gegenstände mit besorgen lassen, die nach den Missionsstationen, auf welchen Sie unterwegs treffen werden, geschickt werden sollten. Sie haben wohl nichts dagegen einzuwenden?«

»Keineswegs, denn die Missionare verdienen jedwede Unterstützung, und wenn ich ihnen irgendeinen Gefallen erweisen kann, so soll es mit dem größten Vergnügen geschehen.«

Jetzt erboten sich viele, an der Expedition teilzunehmen,

aber Alexander lehnte höflich ab. Wenige Tage später fuhr ein Schiff zu der Niederlassung an der Algoa Bay. Proviant, Pferde, Hunde und die Äffin Begum wurden eingeschifft. Nachdem sich Alexander von Mr. Fairburn und dem Gouverneur verabschiedet hatte, ging er mit Major Henderson und Mr. Swinton an Bord. Am Abend des vierten Tages erreichten sie die Algoa Bay, in welcher zehn bis zwölf Schiffe vor Anker lagen. Diese waren erst von England gekommen und hatten eine Menge Auswanderer mitgebracht, die in dem neuen Land ihr Glück versuchen wollten. Bei Tagesanbruch wurde das Boot gehisst, um die Pferde ans Ufer zu bringen. Nach einem hastigen Frühstück gingen Alexander und seine beiden Begleiter an Land, um nach Obdach zu sehen. Bei der großen Anzahl der Auswanderer war jedoch hier keine Aussicht, da jedes Haus und jedes Bett bereits vergeben war. Sie waren sehr verdrießlich, da sie nur ungern nach ihrem engen Quartier zurückkehren mochten. Sie beabsichtigten deshalb abermals sich nach einer Wohnung umzusehen. Die Straßen in der Stadt boten wilde Unordnung. Überall sah man die Zelte der Auswanderer, die wie Zigeuner biwakierten, und sich ihren eigenen Mundvorrat in Kesseln auf offener Straße abkochten.«

»Jetzt haben wir unser Quartier. Dass wir nicht früher daran gedacht haben«, rief Alexander aus. »Wie meinen Sie das?«

»Unter dem Gepäck, das Sie aus Kapstadt mitbrachten, befinden sich zwei Zelte. Wir müssen sie ans Land schaffen und uns das Beispiel dieser Leute zum Muster nehmen.«

»Schön, das freut mich«, rief Major Henderson. »Alles ist besser, als sich an Bord von den Motten kitzeln zu lassen. Kehren wir sofort zurück!«

»Allerdings«, erwiderte Mr. Swinton. »Wir haben nur unsere Matratzen und wenige Gegenstände herauszuschaffen.«

»Überlassen Sie dies meinem Diener, der an dergleichen gewöhnt ist«, sagte der Major. »In Indien behilft man sich auf dem Land meistens mit Zelten, doch da kommt jemand, den ich kennen sollte - Maxwell, glaube ich.«

»Henderson, was hat dich denn hierher gebracht? Du bist doch kein Aussiedler?«, versetzte der angeredete Offizier.

»Nein, ich bin hier, weil ich keinen festen Sitz habe«, entgegnete Henderson lachend. »Ich will mit diesen meinen beiden Freunden ein Flusspferd schießen. Gestatte, Herrn Wilmot und Herrn Swinton vorzustellen. Wie ich sehe, bist du im Dienst hier auf dem Fort?«

»Ja, ich kam vor ungefähr einem Monat von Sommerset. Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein, meine Herren?«

»Es hängt ganz von den Umständen ab. Wir gehen an Bord zurück, unsere Zelte zu holen und sie auf dem Berg dort aufzuschlagen, weil wir keine Wohnung haben.«

»Ich kann Ihnen freilich im Fort keine Betten anweisen, glaube aber, dass Sie besser tun würden, die Zelte auf dem Glacis dort aufzuschlagen. Ihr Gepäck ist dort sicherer, als auf dem Berg und ich bin eher imstande, Ihnen Beistand zu leisten.«

»Ein famoser Gedanke, wäre es auch nur des Gepäcks wegen«, erwiderte Henderson. »Wir nehmen dein Anerbieten dankbar an.«

»Gut, mein Junge, schaffe das Nötige schnell an Land. Meine Leute können mithelfen und das Gepäck transportieren. Wegen eines Dieners brauchen Sie keine Sorge zu haben.«

»Ein Freund in der Not ist tatsächlich ein Freund. Kamerad, ich nehme dein Anerbieten so unverhohlen an, als du es uns gemacht hast.«

Nachdem sie sich nun von Kapitän Maxwell getrennt hatten, bemerkte Henderson: »Das war eine glückliche Begegnung, denn nun wird es uns an nichts mehr fehlen. Maxwell ist ein vortrefflicher Mann und wird uns bei unseren Einkäufen sehr nützlich sein, da er Land und Leute kennt. Auch brauchen wir nicht zu fürchten, dass an unserem Gepäck lange Finger gemacht werden.«

»Wir können in der Tat von Glück sagen«, erwiderte Mr. Swinton, »wo haben Sie denn Kapitän Maxwell kennengelernt?«

»In Indien. Ich war oft mit ihm auf der Tigerjagd und er würde sofort an der Expedition teilnehmen, wenn er nur abkommen könnte.«

»Wie halten wir es nun mit unserem Proviant, Major Henderson?«, bemerkte Wilmot. »Wir können uns doch nicht bei Ihrem Freund einquartieren?«

»Natürlich nicht, denn wir würden seinen Sold samt Nebeneinnahmen bald aufgezehrt haben. Nein, nein, wir beschaffen das Rohmaterial und er hilft uns beim Kochen und Essen.«

»Unter solchen Bedingungen will ich mit Vergnügen mein Quartier im Fort aufschlagen«, entgegnete Alexander.

Sie sprangen ins Boot, stießen ab und befanden sich bald an Bord des Schiffes. Der Schiffseigentümer war froh, sich seiner Passagiere und des Gepäcks entledigen zu können, deshalb wurde alles mit der größten Schnelligkeit ausgeladen. Nach wenigen Stunden befanden sich alle an Land. Begum, der Pavian, saß auf den Proviantsäcken, welche das

letzte Boot ans Ufer brachte. Ein Trupp Soldaten, welche Kapitän Maxwell heruntergeschickt hatte, half den Matrosen das Gepäck zum Fort hinaufzuschaffen. Noch ehe die Nacht anbrach, waren die Zelte aufgeschlagen, die Betten gemacht und die Vorräte wohlbehalten unterbracht, ohne dass sich die Reisegesellschaft zu bemühen brauchte. Sie speisten mit Kapitän Maxwell, begaben sich zur Ruhe und erwachten am anderen Morgen erst, als das Frühstück bereit war. Nachdem sie dieses eingenommen hatten, machten sie sich mit Kapitän Maxwell auf den Weg, Wagen und Ochsen einzukaufen. Sie trafen bald einige bekannte Buren, die sich mit ihren Fuhrwerken eingefunden hatten, verfügten sich jedoch, noch ehe der Handel abgeschlossen wurde, zu dem Landdrosten, an dem ihnen der Gouverneur einen Brief mitgegeben hatte.«

Dieser Herr schloss sich ihnen an und durch seine Vermittlung wurden noch vor Abend vier treffliche Frachtwagen mit Leinwandplanen und vier Ochsengespanne von je vierzehn Stück angekauft. Sie sollten erst abgeliefert werden, wenn die aufgeladene Fracht an Ort und Stelle abgegeben wurde. Da die Wagen vor vier Tagen nicht zurückkehren konnten, so wollten sie noch einige Pferde ankaufen, was hier freilich mit Schwierigkeiten verknüpft war, denn Henderson, der sich vorzüglich auf Pferde verstand und deshalb mit der Wahl beauftragt war, erklärte, dass von den vielen angebotenen keins brauchbar sei. Sie hatten übrigens reichlich Zeit, da die nötige Ausrüstung der Wagen ebenfalls einige Tage in Anspruch nahm, und benutzten diese Zeit, um noch nötige Gegenstände einzukaufen. Die Fuhrwerke kamen und wurden bezahlt. Zimmerleute mussten nun die Fuhrwerke mit einzelnen Fächern verse-

hen, um das Gepäck gesondert aufzubewahren und das erforderliche jeden Augenblick finden zu können. Dann mieteten sie unter dem Beistand des Landdrosts eine Anzahl Khoikhoi, Ochsentreiber, Jäger und dergleichen und es dauerte drei Wochen, ehe alles für den Aufbruch fertig war. Die Expedition setzte sich folgendermaßen zusammen: zunächst unsere drei Gentlemen, der Diener des Majors Henderson, acht Ochsentreiber, zwölf Khoikhoi, denen die Aussicht über eine Herde Schafe übertragen war. Die Schafe sollten der Karawane folgen und zur Nahrung dienen, bis man Ochsen oder Wildbret durch Jagd oder Kauf gewinnen konnte. Außer diesen kamen noch zwei Khoikhoi-Frauen hinzu, zur Besorgung der Wäsche, und um beim Kochen mitzuhelfen. Ferner gehörten dazu: 65 schöne Spann-Ochsen, 12 Pferde, 13 Hunde verschiedener Größe, die Äffin des Majors Henderson und die Schafherde. Die Wagen waren nach Anweisung von Major Henderson folgendermaßen ausgestattet: Der erste Wagen, *Wilmot* genannt, enthielt Proviant, Tee, Zucker, Kaffee, Käse, Schinken, Zunge, Zwieback, Seife, Wachslichte, Branntwein in Flaschen, Tabak für die Khoikhoi und Alexanders Bekleidungsstücke. Seine Matratze lag obenauf. Er enthielt auch die Gerätschaften der Zimmerleute. Der zweite Wagen hieß *Swinton*, er war wie der vorherige mit Fächern ausgestattet, hatte aber außerdem einen großen Schrank mit Schubladen für Insekten und Weingeistflaschen zur Aufbewahrung derselben. Ferner ein Ries Papier zum Trocknen der Pflanzen, eine gute Reiseapotheke, Glasperlen und noch andere Geschenke, Munition und Küchengeräte.

Der dritte Wagen hieß die *Rüstkammer* oder der *Majorwagen* und war mit beweglichen Kisten beladen, auf denen

der Major sein Bett hatte. Die meisten enthielten Schießpulver in Flaschen und einen Vorrat Schrot zum schnellen Gebrauch, Tabak in großen Rollen, Spaten, Schaufeln, Äxte und sonstige nützliche Werkzeuge. Die Planen bestanden aus wasserdichtem Segeltuch, und unter ihr waren sämtliche Gewehre aufgehangen. Die Rüstkammer war vorn und hinten mit Brettern geschlossen, die man niederlassen und mit Gewinden aufziehen konnte, sodass sie einen kleinen Panzerwagen darstellten. Einige Branntweinfässer befanden sich gleichfalls auf dem Wagen und waren so verborgen, dass die Khoikhoi nicht daran konnten, ohne einzubrechen. Der Affe Begum wurde des Nachts auf einen Wagen gebunden.

Das vierte Fahrzeug hieß das *Magazin* und enthielt Mehlfässer, Reisesäcke, Munition, Taue mit Ringen, Nägel von vermiedener Größe, Rollen von Messingdraht, zwei Zelte und drei Stühle mit einem kleinen Tisch. Auch das Magazin war mit zwei wasserdichten Planen bedeckt. Dies war die Ausstattung für den abenteuerlichen Zug. Man beeilte sich nun, aus der Stadt herauszukommen. Die Khoikhoi wurden aus ihren Branntweinbuden geholt und der Landdrost las ihnen ihre Dienstkontrakte vor, indem er sie zugleich für jedes Abweichen von demselben oder für sonstige Missverhältnisse mit schwerer Züchtigung bedrohte. Das Vereinskleeblatt verabschiedete sich vom Landdrost und führte dann die Karawane vor Anbruch des Morgens langsamen Schrittes aus der Stadt.

Kapitel 5

Unsere Reisenden wollten nun geraden Wegs durch das Xhosaland bis an das Ufer des Umtata zurücklegen, in dessen Nähe sich die Abkömmlinge der Weißen aufhalten sollten. Sobald Alexander seine Sendung vollendet hatte, wollten sie über die Bergkette setzen, um auf dem Rückweg das Land der Buschmänner und Korannas aufzusuchen. Sie hatten deshalb diesen Reiseplan gewählt, weil mit Ausnahme von Löwen und Elefanten in den Wäldern fast gar kein Wild zu finden war, weil die Xhosa ganz damit aufgeräumt hatten.

Major Henderson hatte diese Route vorgeschlagen und dafür sowohl Alexander als auch Mr. Swintons Billigung gewonnen, denn Alexander sehnte sich ebenso wie der Major nach einem guten Jagdtummelplatz, während Mr. Swinton seine Sammlungen und zoologischen Kenntnisse bereichern wollte. Bei ihrer Wanderung durch das Xhosaland war nur wenig zu befürchten, da die Missionare dort bereits zwei Missionsstationen hatten, eine zu Butterworth, die andere zu Chumie. Alexander wollte die erste Station besuchen und dort einige Pakete abgeben, die ihm in Kapstadt mitgegeben worden waren.

Am 7. Mai 1829 brach die Karawane von Algoa Bay nach Grahamstadt auf. Das Wetter war herrlich, die Regengüsse hatten aufgehört und die Wiesen prangten in üppiger Fülle. Die Wagen fuhren lautlos über das Gras dahin, da die schläfrigen Khoikhoi unnötigerweise nicht angestrengt sein wollten. Alexander, Swinton und Henderson ritten in kurzer Entfernung vor dem ersten Wagen her.

»Ich weiß nicht, wie es Euch geht«, sagte der Major, der

nun einen vertraulicheren Ton anschlug, »mir ist es wie einem Gefangenen, der eben erst seine Fesseln abgeworfen hat. Ich atme jetzt die Luft der Freiheit und empfinde sie nach dem Gewühl, Gedränge und Lärmen der Stadt in dieser Einsamkeit besonders.«

»Auch mir geht es so«, sagte Alexander, »diese herrliche Ebene, die funkelnden Sterne, die aufgehende Sonne, kein anderer Ton als das Knarren der Wagenräder in langsamer, abgemessener Bewegung - wundervoll. Man sagt zwar, der Mensch sei für die Gesellschaft geschaffen, es ist auch wohl so, aber wie herrlich ist es, wenn man hin und wieder allein ist.«

»Ja, allein, wie wir«, versetzte Swinton lächelnd, »das heißt mit einem Haufen von dreißig wohlbewaffneten Leuten, die auf Abenteuer ausziehen. Ich gebe gern zu, dass es angenehm ist, den Lärm der Stadt im Rücken zu haben, doch dürfte es auch nicht sehr lieblich sein, in dieser afrikanischen Wildnis ganz allein zu reiten.«

»Da habt Ihr auch vielleicht recht.«

»Und ebenso wenig gemächlich würdet Ihr Euch fühlen, wenn Ihr wüsstet, dass das morgige Mittagessen von Eurer Büchse abhängt. Es liegt eine Beruhigung in dem Bewusstsein, vier vollgepackte Wagen hinter sich zu haben.«

»Auch das gebe ich zu«, versetzte der Major, »aber ungeachtet unserer Gesellschaft herrscht hier die grandiose Einsamkeit, und ich fühle sie.«

»Nun, ja, eine einsame Karawane, aber Sie müssen mir einräumen, dass bis Grahamstadt noch viele Ansiedlungen von Buren zu finden sind.«

»An Eurer Stelle, Wilmot«, bemerkte Henderson, »würde ich nur langsam vorrücken, weil unsere Leute Mannes-

zucht nötig haben. Hierdurch gewinnen wir Gelegenheit, ausfindig zu machen, ob Leute darunter sind, die uns nicht zusagen. Die Untauglichen danken wir in Grahamstadt ab und ersetzen zu gleicher Zeit, während wir Dolmetscher und Führer anwerben, ihre Plätze mit anderen.«

»Euer Vorschlag ist gut«, entgegnete Alexander, »außerdem werden wir unsere Wagen nicht eher gut geladen haben, bis wir drei oder vier Tage gewandert sind.«

»Vor allem ist nötig, jede Nacht eine Wache aufzustellen«, sagte Mr. Swinton.

»Ich vermute, dass wir unter unseren Leuten nicht sehr zuverlässige Burschen haben«, versetzte Henderson, »besonders den langen Kerl, den sie den großen Adam nennen. Aber der Morgen dämmert und die Sonne schaut über jene Berge.«

»Wenn wir haltmachen, müssen die Wagen geschmiert werden«, bemerkte Alexander.

»Das wird nicht viel nützen«, sagte der Major. »In Indien ist das Knarren dreißigmal so schlimm als hier und die Eingeborenen schmieren die Räder nie, weil sie sagen, die Ochsen zögen nicht mehr, wenn sie die Musik nicht hinter sich hörten. Außerdem kann uns das Knarren auch gelegentlich zustattenkommen, denn an Orten, wo uns das Gras über die Köpfe wächst, dürfen wir keine Minute zurückbleiben, wenn uns nicht der Ton die Richtung angibt, welcher wir folgen müssen.«

»Gut, ich sehe ein, dass wir unsere Schmiere sparen dürfen«, entgegnete Alexander.

»In wenigen Tagen seid Ihr so daran gewöhnt, dass Ihr vermissen würdet, wenn sie zu knarren aufhörten«, bemerkte der Major.

»Mag sein, denn Gewohnheit ist die zweite Natur, aber vorderhand würde ich gern auf diese Musik verzichten. Ah, dort geht die Sonne über dem Hügel auf. Steht dort nicht ganz am Horizont ein Haus?«

»Ja, ich glaube so«, sagte Swinton, »es ist die Farm eines holländischen Buren namens Milius. Ich hätte nicht gedacht, dass unser Zug so schnell vorwärtskommt. Sie ist nur noch eine Stunde entfernt und kommt uns für unser Frühstück sehr gelegen. Wir können dort die Ochsen ausspannen - wie viel ziehen im Joch?«

»Zehn an jedem Wagen. Die übrigen sechzehn folgen den Schafen und Pferden als Relais«, sagte der Major.

»Einverstanden«, erwiderten die anderen und gaben ihren Pferden die Sporen, sodass sie bald an dem Farmhaus des holländischen Pflanzers ankamen. Das laute Gebell der zwanzig Hunde hieß sie willkommen und führte einen jüngeren Buren heraus, der die Hunde vertrieb. Dann ersuchte er die Reisenden abzusteigen. Bald darauf erschien auch der alte Bure und hieß sie herzlich willkommen. Er langte von dem Sims eine große Flasche und empfahl ihnen, damit sich selbst bedienend, einen guten Brantwein, den er aus eigenen Pfirsichen gebraut hatte. Später erschien die Frau des Pflanzers, begrüßte die Fremden und brachte Tee und Frühstück. Nachdem sie sich alle gelobt hatten, sagte der alte Bure, dass er sie erwartet habe, weil er Kunde erhalten habe, dass sie an diesem Tag aufzubrechen gedachten.

Es dürfte hier der geeignetste Ort sein, das Haus eines holländischen Pflanzers auf den Kap-Niederlassungen zu schildern. Es war ein großes viereckiges Gebäude, mit Lehmwänden und einer Verkleidung, deren Material die

Buren selbst anfertigen. Letzteres wird mit der Zeit hart, und sobald dies geschehen ist, wird das Haus weiß getüncht. Das Dach bestand aus einer Art harter Binsen, die dauerhafter sind und weniger leicht Feuer fangen als Stroh. Unter dem Dach befand sich keine Decke, sondern nur das rohe Gebälk, an welchem die Jagdbeute aufgehängt war, zum Beispiel große Peitschen aus der Haut des Nashorns, Felle von Leoparden und Löwen, Federn von Straußen, Stränge und Zwiebeln, Tabakrollen usw.

Das Haus enthielt nur ein großes Speisezimmer, ein kleines Privatzimmer und zwei Schlafkammern. Die Fenster waren nicht mit Glas versehen, sondern wurden jeden Abend mit Häuten verschlossen. Im ganzen Haus befand sich kein Ofen, und die Küche wurde in einem kleinen Nebengebäude besorgt.

Ein kleiner Tisch, einige Stühle und Schemel, eiserne Töpfe und Kessel, eine Anzahl holländischer Teetassen, ein Teetopf und ein Messingkessel bildeten das Mobiliar. Die große, mit Messing beschlagene Familienbibel lag auf einem kleinen Tisch, an dem die Hausfrau saß. Hinter ihrem Stuhl waren an einem Balken zwei geschlachtete Schafe aufgehängt.

Das Frühstück bestand aus geschmortem Hammelfleisch, Butter, Milch, Früchten und frischem Brot. Nach dem Frühstück verweilte Alexander mit seinen Freunden ein paar Stunden im Garten und besuchte die Baumgüter, wo sie Gelegenheit hatten, die Viehherden zu mustern. Dann wurden die Gespanne wieder eingejocht, man sagte dem gastfreundlichen Buren Lebewohl und nahm die Reise wieder auf.

»Ist es hier Sitte, die Reisenden in solcher freundlichen

Weise zu bewirten?«, bemerkte Alexander, als sie weiterritten.

»Ja«, versetzte Swinton. »Es gibt am Wege keine Gasthäuser und jeder Reisende ist herzlich willkommen.«

»Nehmen sie nie Bezahlung an?«

»Nein! Man darf sie auch nicht anbieten, nur den Wert des Kornes, das die Pferde gefressen haben, lassen sie sich bezahlen. Im Laufe unserer Reise wird Euch eine Eigentümlichkeit auffallen, nämlich, dass die Frau des holländischen Buren den ganzen Tag an den Teetisch angewachsen zu sein scheint. Sie verlässt ihn nie und der Tee ist stets für jeden Reisenden bereit, der die Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Eine seltsame Sitte.«

»Deshalb war unsere gute Wirtin in der Farm auch so dick!«

»Zweifellos. Die Bewegung des ganzen Tages besteht aus einem Gang von der Schlafkammer zum Teetopf und von da wieder zurück«, entgegnete Swinton lachend.

»Man sollte kaum glauben, dass so gutmütige und gastfreundliche Leute so grausam gegen die Eingeborenen sein können.«

»Die Grausamkeit gegen die Khoikhoi und Eingeborenen entspringt aus den Vorurteilen der Erziehung. Sie haben von Kindheit an gesehen, wie man sie als Sklaven behandelte, und betrachteten sie daher nicht als Nebenmenschen. Wie Mr. Fairburn ganz richtig bemerkte, entsittlicht nichts so sehr als die Sklaverei, die außerdem noch durch das Gesetz erlaubt wird. Ferner erzeugt das eifrige Ringen nach Reichtum Liebe zu Geld und es ist nichts natürlicher, dass der Mensch, sobald der Gelderwerb infrage kommt, vor nichts zurückbebt. Die Grausamkeit der Buren ist bekannt,

aber es fragt sich, ob die Engländer sich nicht der gleichen Verbrechen schuldig gemacht haben würden, wenn sie denselben vorangegangen wären. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Nation, welche die Entdeckungen zuerst ausbeutete, in größerer Versuchung stand, weil sich anfangs mehr Schätze und Reichtümer erringen ließen.«

Um Mittag wurde wieder ausgespannt und das Vieh durfte weiden. Dann zogen sie weiter bis zum Sonnenuntergang, worauf die Leute gemustert wurden und ihnen mehrere Aufträge und Anweisungen erteilt wurden. Dieses Amt übernahm auf Alexanders Bitte der Major, der an die Khoikhoi eine lange Rede hielt und ihnen versprach, dass jeder, der seine Schuldigkeit tue, eine besondere Belohnung erhalte, während die Säumigen schwer bestraft werden sollten. Man sammelte dann Holz für das Feuer und bereitete das Nachtessen. Mohamed, Major Hendersons persischer Diener besorgte die Küche, und nachdem man die Ochsen an die Wagen gebunden hatte, wurde die Wache ausgestellt, um die Feuer brennend zu erhalten. Dann begab man sich zur Ruhe, die Gentlemen schliefen in den Wagen und die Khoikhoi unter denselben neben dem Feuer. Es ist unnötig, über die Reise nach Grahamstadt weiter zu berichten, die ohne Schwierigkeiten vonstattenging. Sie langten erst nach vierzehn Tagen daselbst an, wo sie von den wenigen Offizieren, welche sich dort befanden, freundlich empfangen wurden. Sie ließen hier drei Leute, die während ihres Aufenthaltes betrunken sie den Branntweinschenken liegen geblieben waren, und warben nun neun andere an, die gute Empfehlungen hatten. Zwei davon beherrschten die Khoikhoisprache, sodass sie nicht nur als Führer, sondern auch als Dolmetscher dienen konnten. Ei-

nen Tag nach ihrer Ankunft bemerkte Mr. Swinton, dass sich etwas in den Büschen regte. Er trat vorsichtig näher und entdeckte einen kleinen Buschmannknaben von ungefähr zwölf Jahren, den die Leute nackt, ausgehungert und fieberkrank zurückgelassen hatten. Arznei und gute Kost brachten den kleinen Knirps bald wieder so weit, dass er gehen konnte. Er zeigte keine Lust, die Karawane zu verlassen, sondern bewachte ängstlich die Schritte seines Beschützers und folgte ihm, soweit er nur konnte. Der Knabe fühlte augenscheinlich große Zuneigung zu der Gesellschaft. Als diese aufbrechen wollte, meinte der Major, er werde einen guten Begleiter für Begum abgeben.

»Welchen Namen sollen wir ihm geben?«, fragte Swinton.

»Je nun, da meine Äffin Prinzessin heißt, so soll er Prinz genannt werden. Wir wollen ihn Omrah nennen.«

»Gut, soll er Omrah heißen«, erwiderte Swinton, »bis wir ihm bei ernsterer Gelegenheit einen besseren Namen geben können.«

Omrah wurde in den Wagen gesetzt und erhielt Begum als Gesellschafterin, worauf unsere Reisenden von Grahamstadt aufbrachen. Der Zug setzte sich erst nachmittags in Bewegung, da die Khoikhoi sich von ihren Frauen und den Branntweinschenken nicht verabschieden konnten. Erst am Abend erreichten sie Hermanns-Kraal, ein kleines Fort, wo sie übernachteten, um den Khoikhoi Gelegenheit zu geben, sich von den Nachwirkungen des Branntweins zu erholen. Am nächsten Morgen ging der Zug weiter und die Landschaft veränderte ihren Charakter völlig, denn die Gegend war jetzt mit dichtem Gebüsch bedeckt, in welchem man sich vor wilden Tieren in acht nehmen musste. Bald breitete sich ein ödes, unfruchtbares Land vor ihnen

aus. Die Sonne brannte drückend und nirgends war Wasser zu entdecken. Endlich erreichten sie einen schlammigen Teich, in welchem sich Elefanten vorher belustigt haben mussten. Die Pferde und Ochsen waren froh, ein Gleiches tun zu können. Nachts machten sie wieder wie früher halt, um wilde Tiere und Elefanten abzuhalten. Am nächsten Morgen nahmen sie mit Tagesanbruch die Reise wieder auf und die Landschaft veränderte sich abermals. Sie gelangten in dichte Wälder neben dem großen Fischfluss und setzten wohlbehalten über. Die Gegend umher war wundervoll. Der Fluss lief spiegelglatt zwischen massigen Bergen und Felsen dahin, die zu beiden Seiten mit grünen Tälern abwechselten. Nachmittags erreichten sie das Fort Wiltshire, den äußersten Verteidigungsposten der Kolonie. Hier lagen englische Truppen, um zu verhindern, dass Plündererhaufen über den Fluss setzten, oder um sie aufzufangen, wenn sie mit ihrer Beute zurückkehrten.

Man beschloss, hier zwei Tage zu bleiben, um nur das Gepäck zu ordnen. Anstatt nun den Weg sofort nach Chumie, der ersten Missionsstation, die noch etwa zehn Stunden entfernt war, einzuschlagen, beschlossen sie nach Butterworth zu gehen, das noch sechzehn Stunden weiter entfernt im Xhosaland lag.

Bis jetzt hatten sie mit den gemieteten Khoikhoi nur wenig Ungelegenheiten gehabt, sobald sie aber die Grenze des Kapegebietes überschritten hatten, zeigten einige Spuren von Ungehorsam. Einer wurde sofort entlassen. Die Drohung, ihn zu erschießen, wenn er sich je wieder in der Karawane blicken ließe, übte die gewünschte Wirkung aus, die Ordnung wiederherzustellen. Das Land bestand jetzt aus einer Reihe von Hügeln und Tälern, hin und wieder

durch tiefe Schluchten durchschnitten. Unterwegs trafen sie häufig auf Elefantenpfade. Ein Khoikhoi, namens Bremen, der als bester Jäger bekannt war, ersuchte Alexander und seine Begleiter, sie möchten doch recht vorsichtig sein, wenn sie der Karawane vorreiten wollten, denn die Elefanten kehrten abends meist auf demselben Pfad zurück, und es sei gefährlich, ihnen in den Weg zu kommen.

Zwei Tage setzten sie ihren Weg in fast gerader Linie zum Missionsposten fort und kreuzten am zweiten Abend vermittelt eines Elefantenpfades einen waldigen Hügel, als sie plötzlich von einem kreischenden Lärm begrüßt wurden. Die Pferde stutzten, aber sie konnten nichts sehen, obgleich der Ton sekundenlang durch die Berge widerhallte.

»Was war das?«, rief Alexander.

»Schreit so laut Ihr könnt«, rief der Major, »und lasst uns zum Weg zurückkehren.« Alexander und Swinton halfen dem Major mit Schreien und die ganze Khoikhoimenge stimmte mit ein.

»Still jetzt«, sagte der Major.

Alle verstummten und lauschten.

»Es war nur ein Einziger, und er ist jetzt fort«, sagte Bremen, »wir können jetzt weiterziehen.«

»Ein Einziger - was?«, fragte Alexander.

»Ein Elefant«, antwortete der Khoikhoi. »Es ist nur gut, dass er uns nicht angriff, sonst wären wir alle in den Abgrund hinuntergestürzt. Es muss eine Herde in der Nähe sein. Wir tun daher gut, sofort zu halten, sobald wir über den Weg sind.«

Sie hatten nun die andere Seite des Berges erreicht und wählten beim Licht der Sterne einen Lagerplatz. Nachdem sie ihr Vieh gesammelt hatten, fuhren sie ihre Wagen im

Viereck auf und zogen Stricke von einem zum anderen. Die Schafe wurden in das Viereck getrieben, die Ochsen an die Seite der Wagen gebunden. In dieser Nacht wurden große Nachtfeuer angezündet, um die Elefanten und andere Raubtiere abzuhalten. Jetzt wurde ein Schaf geschlachtet und Mohamed musste das Nachtessen bereiten. Die Äffin Begum kam herbei, um an der Mahlzeit teilzunehmen. Sie kroch meist an ihren Gebieter dicht heran und steckte ihre Finger zuerst in jede Schüssel und stahl zum großen Verdruß der Reisenden alles, was sie nur konnte.

Der kleine Buschmann, welcher seine Heiterkeit wiedergewonnen hatte, war einer der possierlichsten Jungen, welche man nur treffen konnte. Er half dem Koch nach Kräften und betrachtete sich als dessen Diener, da er mit den Khoikhoi keinen Verkehr unterhielt.

Sobald die Feuer brannten, wurde auch die Wache ausgestellt und dicht neben der Stelle, wo auch Alexander und die anderen saßen, hatte der große Adam, der Khoikhoi, dessen Mut dem Major sehr zweifelhaft vorkam, mit dem Gewehr in der Hand seinen Posten bezogen. Omrah kam jetzt herbei, unsere Abenteurer nickten ihm zu und fragten ihn in englischer Sprache, wie es ihm gehe. Der Knabe, welcher bereits einige Sätze aufgefasst hatte, erhob seinen Arm wie einen Elefantenrüssel und ging mit abgemessenen Schritten umher, als wolle er einen Elefanten nachmachen. Jetzt ging er von hinten auf den großen Adam zu und schrie, wie vor einiger Zeit der Elefant, worauf der Khoikhoi zusammenfuhr, seine Muskete fallen ließ und sich auf den Boden niederwarf, damit das Tier an ihm vorüberziehe, ohne ihn zu bemerken. Die anderen Khoikhoi hatten gleichfalls erschrocken zu ihren Gewehren gegriffen und

sich nach den Tieren umgesehen. Das Gelächter der Gentlemen belehrte sie aber, dass der kleine Omrah sich nur einen Spaß erlaubt hatte. Jetzt stand der große Adam mit einem Schafsgesicht auf, denn er hatte eben seinen Kameraden erzählt, wie viel Elefanten er schon erlegt habe und wie er sich auf die Aussicht freue, bald wieder eine Jagd auf die Tiere machen zu können.

»Jedenfalls sehen wir«, bemerkte Swinton, »dass Adam ein brillanter Elefantenjäger ist und recht wohl weiß, was er in der Zeit der Gefahr zu tun hat.«

»Ja«, erwiderte der Major, »wir wissen aber auch, dass er die Klugheit für die bessere Seite des Mutes hält.«

»Kennt Ihr die merkwürdige Elefantenjagd des Leutnants Moodie?«, fragte Swinton.

»Ich habe davon gehört, doch sind mir die Einzelheiten unbekannt. Wir sind alle auf Eure Erzählung gespannt«, sagte Alexander.

»Gut, so will ich sie erzählen!

Leutnant Moodie war mit anderen Offizieren und einem Trupp Soldaten auf die Elefantenjagd ausgezogen, als er eines Tages die Nachricht erhielt, dass eine Elefantenherde in der Nähe sei. Er griff sofort nach seinem Gewehr, brach sich Bahn durch das Dickicht und hatte gerade eine Lichtung erreicht, als er einige seiner Leute auf Englisch rufen hörte: ›Sehen Sie sich vor, sehen Sie sich vor.‹

Während sie noch riefen, brachen vier Elefanten keine zweihundert Schritte, wo er stand, aus dem Dickicht. Er hörte die Zweige prasseln, die von den Elefanten niedergetreten wurden. Allein auf offenem Platz wusste er wohl, dass er nicht zu entkommen hoffen durfte, wenn er feuern gab und nicht auf der Stelle damit tötete. Er zog sich daher

in der Hoffnung zurück, die Tiere möchten ihn nicht gesehen haben. Als er rückwärts blickte, sah er, dass sie alle auf ihn Jagd machten. Wie ein Wahnsinniger rannte er auf einen steilen Felsen zu, den er noch zu erreichen hoffte, ehe ihn die Elefanten einholten. Er wandte sich kurz um und richtete sein Gewehr auf den größten Elefanten. Unglücklicherweise war sein Pulver feucht und das Gewehr wollte nicht losgehen. Erst beim Absetzen krachte es los. Die Kugel streifte den Kopf des Elefanten. Jetzt warf sich Moodie auf den Boden und der Elefant stieß mit seinem Stoßzahn nach ihm. Glücklicherweise hatte er nur einen, und zum großen Glück verfehlte er ihn so, dass er etwa einen Zoll von Mr. Moodie nur den Boden durchwühlte. Das Tier ergriff ihn jetzt mit seinem Rüssel und schleuderte ihn zwischen seine Vorderfüße, um ihn zu zertreten. In diesem schrecklichen Augenblick kamen ein anderer Offizier und ein Khoikhoijäger zu Hilfe, die mehrere Kugeln auf den Elefanten abfeuerten und ihn schwer verwundeten. Die drei anderen ergriffen die Flucht. Endlich wandte sich auch derjenige, welcher sich Moodies bemächtigt hatte, von diesem ab, versetzte ihm noch einen Stoß und folgte den übrigen. Mr. Moodie erhob sich, nahm sein Gewehr und wankte, so schnell er nur konnte und es seine schmerzenden Knochen gestatteten, davon. Kaum hatte er sich in Sicherheit gebracht, als er den Tod des Khoikhoijägers mit ansehen musste, der von dem verwundeten Elefanten gepackt und zu Tode gestampft wurde. Nachdem er ihn mit seinen Vorderfüßen totgeknetet hatte, packte er ihn mit dem Rüssel, trug ihn in ein Dickicht und schleuderte ihn in das Gebüsch«

»Grausam! Ich hätte nie gedacht, dass eine Elefantenjagd

mit so großen Gefahren verbunden wäre«, fuhr Alexander fort, »und bin desto begieriger, mich an diesem Weidwerk zu versuchen.«

»Wenn wir weiter vorrücken, wird es uns an Gelegenheit dazu nicht fehlen. Übrigens rate ich, die Xhosa teilnehmen zu lassen. Sie verstehen die Elefantenjagd, nähern sich dem Tier von hinten und stoßen ihm ihre Speere in den Leib, bis es vom Blutverlust erschöpft ist. Da sie glauben, ein Elefant stehe im Rang ebenso hoch wie ein König, so ist es lächerlich mit anzusehen, wie sie bei Verwundung der Tiere um Verzeihung bitten und ausrufen: ›Großer Mann, sei nicht zornig, großer Häuptling, töte uns nicht.«

»Aber wie können sie einem so schrecklichen Tier nahe kommen, ohne von ihm getötet zu werden?«

»Dies wird nur dadurch möglich, dass sie ihm ganz nahe auf den Leib rücken. Ein Elefant sieht nur schlecht und ist im Umwenden sehr unbeholfen. Wenn ihn die Xhosa angreifen, so stehen sie drei Fuß von seinem Schwanz oder von seiner Seite entfernt. Auch benutzen sie dazu die Elefantenpfade, welche so schmal sind, dass die Tiere nicht gut umkehren können. Doch da kommt das Nachessen. Es tut mir nicht leid, etwas in den Magen zu bekommen.«

»Auch mir nicht«, entgegnete Alexander. »Wenn die Führer recht haben, werden wir morgen noch die Missionsstation erreichen und den Häuptling des Amakosa-Stammes antreffen. Hinza heißt er.«

»Ja«, versetzte Swinton, »und wir müssen ein Geschenk für ihn bereithalten, um einige Leute von ihm zu erhalten, wenn wir den Missionsplatz verlassen.«

»Und dann wollen wir es mit der Elefantenjagd versuchen«, erwiderte der Major. »Bremen sagt mir, dass es in

der Nähe der Mission viele Flusspferde gebe.«

»Auch ich freue mich darauf«, versetzte Wilmot.

»Jetzt lasst uns zu Bett gehen. Gute Nacht, meine Herren.«

Am nächsten Mittag erreichte die Expedition die Missionsstation Butterworth, die ungefähr sechzig Stunden von der Grenze der Kolonie entfernt war. Die Station bestand erst drei Jahre, hatte jedoch in dieser kurzen Zeit ein Gepräge von Zivilisation geschaffen, das einen schroffen Gegensatz zu dem benachbarten Land der Wilden bildete. Das Missionsgebäude war ein großes Bauernhaus und die Kirche eine Art Scheune, aber ringsherum lagen reinliche Xhoshütten und fruchtbare Gärten.

Als die Karawane anlangte, kam ihnen der Missionar Mr. S. entgegen, um sie zu begrüßen, denn er hatte bereits Nachricht erhalten, dass die Expedition eintreffen und einige Gegenstände mitbringen würde, die er verlangt hatte. An einem entlegenen Platz und in einem solchen Land bringt eine Begegnung schnell ein vertrauliches Verhältnis zustande. Mn S. bot sofort den Reisenden Betten in seinem Haus sowie Kost an, doch machten unsere Abenteurer von dieser Gastfreundschaft keinen Gebrauch, da sie mit ihren eigenen Bequemlichkeiten zufrieden waren. Man spannte nur die Ochsen aus und trieb sie auf die Weideplätze. Die Gentlemen machten von der Einladung des Missionars zum Mittagmahl jedoch gern Gebrauch. Alexander sprach von dem Zweck seiner Reise und erbat sich den Rat des Missionars, indem er fragte, ob es vorteilhaft sein dürfte, den Xhosakönig zu besuchen und ihm ein Geschenk zu machen. Mr. S. billigte den Plan und schlug vor, dass sie sich ein Geleit von Xhosa von ihm erbitten sollten, da sie in die-

sem Fall nicht nur sicherer reisen würden, sondern auch von ihrem Gefolge Nutzen ziehen könnten. Sie brauchten nichts weiter zu tun, als die Xhosa zu beköstigen und ihnen bei guter Führung ein Geschenk zu versprechen.

»Sie wissen wohl, meine Herren, dass das Gebiet Hinzas sich nur bis an den St. Johannesfluss erstreckt, während Ihr Weg weiter führt. Dies hat, wenn einige Xhosa zu Ihrem Gefolge gehören, keine Schwierigkeit, da die ferner gelegenen Stämme nicht nur Ihre Streitmacht, sondern auch den Zorn Hinzas fürchten. Augenblicklich allerdings sind die Verhältnisse nicht sehr friedlich. Hinza rüstet sich gegen einen mächtigen Nachbarhäuptling, namens Bufani, welcher über die Tambunkie-Stämme herrscht. Ob übrigens der Krieg ausbrechen wird, ist zweifelhaft, da die feindlichen Parteien durch einen noch mächtigeren Gegner bedroht und deshalb wahrscheinlich genötigt sind, sich zum Zweck der Selbstverteidigung zu einigen.«

»Und wer ist dieser Gegner?«

»Quitu, der Häuptling der Amaquabi, steht mit einer großen Streitmacht an der Grenze und bedroht die nordwärts von uns gelegenen Stämme. Überwindet er sie, so wird er wahrscheinlich zu uns herunterkommen. Er war früher einer von Chakas Generälen und ist wegen seiner Blutdürstigkeit verrufen. Vorderhand steht er noch zu weit nördlich, um uns zu belästigen. Immerhin möchte ich aber raten, bei der Erfüllung Ihrer Sendung keine Zeit zu verlieren, denn wenn er vorrückt, werden Sie sich zurückziehen müssen. Es wird am besten sein, wenn ich Hinza morgen benachrichtige, es seien Fremde hier, die ihn sehen und ihm ein Geschenk machen möchten.«

»Nach dem, was Sie uns mitgeteilt haben, wird es aller-

dings so am besten sein«, bemerkte Swinton. »Sie sind nun schon lange hier, Mr. S., welche Ansicht haben Sie sich in dieser Zeit von den Xhosa gebildet?«

»Für Heiden sind sie ein wackeres Volk - kühn, freimütig, gewissenhaft und ehrlich. Das Viehstehlen halten sie allerdings nicht für ein Verbrechen, obschon es als ein solches bestraft wird. Wenn ich aber als Diener der Kirche sprechen sollte, so muss ich sagen, dass mir noch mit keiner Nation der Verkehr so schwer wurde, wie mit dieser. Sie haben keine Religion, keine Götzen und nicht die geringste Vorstellung von dem Dasein Gottes. Wenn ich mit ihnen von Gott rede, antworten sie: »Wo ist er? Zeige ihn mir.« Sie glauben an Schwarze Kunst und haben ihre Zauberer, die unsere Hauptgegner sind, weil wir mit ihrem Einfluss auch ihren Gewinn schwächen. Kommt Vieh abhanden, so wendet man sich an sie. Ist ein Häuptling krank, so will man von ihm wissen, wer ihn behext hat. Ist das Land vor Regenmangel dürr ausgetrocknet, so sollen die Zauberer den Regen machen. Wenn nach ihrem Hokuspokus der Regen ihren Ruf nicht rettet, so geben sie irgendeinen Grund an, der mit dem Opfer eines unschuldigen Menschen endet. So treiben sie es, bis der Regen fällt. Ich brauche kaum zu sagen, dass diese Leute unsere größten Feinde sind.«

»Sind Sie mit Ihrem bisherigen Erfolg zufrieden?«

»Ja, sofern ich die Schwierigkeiten ins Auge fasse, die dabei zu überwinden sind. Nichts als der göttliche Beistand konnte Wirkungen hervorrufen, wie wir sie bereits erlebt haben. Die Häuptlinge sind nämlich unsere Widersacher, weil das Christentum ihre Sinnlichkeit an der Wurzel fasst. Der Reichtum eines Xhosa besteht nicht nur aus Vieh, sondern auch in der Anzahl seiner Frauen, die seine Sklavin-

nen sind. Sagt man ihnen deshalb, die Vielweiberei sei Sünde, so ist das ebenso viel, als wenn man sie überzeugen wollte, dass eine große Herde Vieh zu halten ein Unrecht sei. Ich fragte die Häuptlinge, warum sie nicht zur Kirche kämen und erhielt zur Antwort: Das große Wort will unsere Freuden schmälern und die Zahl unserer Frauen vermindern, wir können hierzu niemals ja sagen.«

»Sie verzweifeln also nicht an dem Erfolg.«

»Gott behüte! Ich wäre ein höchst unwürdiger Diener Gottes, wenn ich so wenig Vertrauen in seine Macht setzte. Nein, es ist bereits viel Gutes geschehen, wie Sie sich überzeugen können, wenn Sie morgen dem Gottesdienst beiwohnen. Ich muss Ihnen nun eine gute Nacht wünschen, da ich noch Obliegenheiten zu verrichten habe, die mich abrufen. Unsere Mission hat jedenfalls eine gute Wirkung gehabt. Sie sind vollkommen sicher gegen die Gewalt und Raubsucht der Xhosa.«

»Ich bin begierig zu sehen, wie sich die Xhosa uns gegenüber benehmen«, sagte Alexander.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Unter Mohameds Beistand, welcher nicht nur der Koch, sondern auch der Kammerdiener des Abenteurerkleeblatts war, ließen sie sich ihre Bärte abnehmen und kleideten sich in sonntägliche Tracht, eine Achtung, die dem Sonntag selbst von denen gezollt wird, die völlig weltlich und in religiösen Punkten gleichgültig sind. Als die Missionsglocke läutete, kamen die Einwohner aus allen Richtungen herbei. Unsere Reisenden begaben sich gleichfalls zum Gotteshaus. Die Anzahl der Eingeborenen mochte in der Kirche ungefähr vierzig betragen. Sie waren meist auf europäische Weise gekleidet, die übrigen hatten ihre Karossen dicht um sich geschlun-

gen. Zuerst wurde ein Choral in der Khoikhoisprache gesungen, dann kamen das Gebet und die Litanei. Hierauf wurden die Zehn Gebote in der gleichen Sprache verlesen. Dann las Mr. S. ein Kapitel aus der Bibel vor und erklärte es. In der Kirche herrschten tiefe Stille und Aufmerksamkeit. Mr. S. sprach den Segen, und der Gottesdienst war beendet. Der Missionar entfernte sich.

Alexander bemerkte: »Ich weiß nicht, wie es Euch erging. Ich kann nur versichern, dass es mir eine Freude war, in dieser bescheidenen Kirche und in diesem wilden Land dem schlichten Gottesdienst beiwohnen zu können.«

Swinton und Major Henderson äußerten sich in derselben Weise.

»Ich fürchte, nicht verlacht zu werden«, fuhr Alexander fort, »wenn ich erkläre, dass es mir von großer Wichtigkeit erscheint, den Sonntag durch Ruhe und Gebet zu heiligen, wo wir uns auch während unserer Reise befinden mögen.«

»Ihr sprecht mir aus vollem Herzen und ich danke Ihnen für den Vorschlag«, entgegnete Swinton.

»Auch ich bin über diesen Antrag erfreut, Wilmot«, entgegnete Major Henderson, »denn auch wir können der guten Sache nützlich werden, wenn die Eingeborenen bemerken, dass wir auf unserem Zug durch das Land den Feiertag heiligen, wie es der Missionar verlangt. Unser Beispiel kann nur eine gute Wirkung üben.«

Den Abend verbrachten sie sehr angenehm bei Mr. S., der viel von den Xhosa zu erzählen wusste.

Er teilte seinen Gästen ferner mit, dass Hinza am nächsten Morgen zu erscheinen gedenke, um die Geschenke in Empfang zu nehmen.

Alexander dankte dem Missionar herzlich und fügte hin-

zu: »Haben einige Ihrer Kollegen Frauen bei sich? Ich vermute, dass die Missionsfrau mehr durchzumachen hat, als ihr Gatte.«

»Sie haben recht«, entgegnete Mr. S., »denn keine Lage ist so mühsam und so gefährlich. Ich kann wohl sagen, körper- und geistaufreibend als die einer Missionarin. Sie hat dieselben Gefahren durchzumachen wie ihr Gatte und muss oft allein in dem Missionshaus bleiben, während ihr Gatte seinem Amt nachgeht und auf seinem Berufsweg jeden Augenblick erschlagen werden kann. Sie ist allein zu Hause und muss alle Gerüchte und Lügen, die in Umlauf gesetzt werden, mit anhören. Das eine Mal heißt es, ihr Gatte sei ermordet worden, das andere Mal, er sei noch am Leben. Sie verweilt so oft viele Wochen in einem schrecklichen Zustand von Ungewissheit und Angst. Ich habe in meinem Schreibpult den Brief eines Mitarbeiters, in welchem dieser Zustand treulich geschildert ist, und will den betreffenden Teil daraus vorlesen.«

Mr. S. begab sich zum anderen Ende des Zimmers und kam mit einem Brief zurück, aus welchem er folgernde Stelle vorlas.

»Da ich unter diesen Stämmen fast zwei Monate aufgehalten wurde, so verbreitete sich das Gerücht, ich sei mit meinem Dolmetscher ermordet worden. Als ich wieder auf zehn Stunden in die Nähe der Station kam, erfuhr ich, dass das Gerücht durch einige Eingeborene, die an der Station vorbeikamen und mit den Einzelheiten des Gesprächs bekannt sein wollten, ausgestreut worden. Wir waren den ganzen Tag über gereist und die Nacht hatte uns überrascht. Dennoch hätte ich gern meine Wanderung fortgesetzt, nur meiner armen Gattin ihre Angst zu nehmen. Wir

wären aber alle einem sicheren Tod entgegengegangen, wenn wir in der Nacht die Ebene durchquert hätten, da die Raubtiere um diese Jahreszeit gierig umherstreiften. Kaum hatte der Morgen zu dämmern begonnen, als ich aufbrach, ohne Wegweiser als meinen Taschenkompass und es meinen Reisegefährten überlassend, später, wenn sie ausgeschlafen hatten, nachzukommen. Diese Ungeduld hätte mich aber beinahe das Leben gekostet, denn ich musste bei glühendem Sonnenbrand stundenlang durch tiefen Sand waten, sodass meine Kräfte zu schwinden begannen, ehe ich den halben Weg zurückgelegt hatte. Dabei quälte mich ein unbeschreiblicher Durst. Dennoch schleppte ich mich mit tief gefühltem Dank gegen den Erhalter der Menschen bis zum Wohnhaus. Einige Minuten vor meiner Ankunft war die Frau eines Mitarbeiters in unsere Wohnung gekommen, um meiner Gattin die traurige Nachricht von meiner Ermordung schonend mitzuteilen und sie in ihrer entsetzlichen Lage zu trösten. Ich traf beide völlig erschöpft und in Schweiß gebadet im Zimmer.

›Allmächtiger Gott‹, schrie unsere Freundin, ›sein Geist, sein Geist!‹

Ich muss es dir überlassen, die Szene auszumalen, welche nun folgt.«

›Ja, meine Herren!‹, fügte Mr. S. bei, als er den Brief schloss, ›eine Missionarsfrau hängt in Wahrheit ihrem Mann an.«

›Gewiss‹, entgegnete Swinton, ›aber wir wollen Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen, mein teurer Sir, also gute Nacht!‹

Kapitel 6

Am nächsten Mittag wurde uns die Annäherung des Xhosakönigs durch lautes Geschrei tanzender Männer angekündigt. Diese waren eine Art Herolde, die bei jedem Zeremonienbesuch vor ihrem Herrn einhergingen. Dann kam eine Abteilung von Kriegerern, die mit Assagaie und Schilden bewaffnet war, und hinter ihnen kam Hinza, der von fünfzig Häuptlingen begleitet wurde. Sie waren alle nackt und mit Fett und rotem Ocker beschmiert. Als sie vor dem Missionshaus anlangten, setzten sie sich zu beiden Seiten des Xhosakönigs nieder, der von allen, namentlich aber von dem gemeinen Volk mit größter Ehrfurcht behandelt wurde. Jeder, der zufällig vorbeikam, gab zu Ehren des Königs eine sogenannte Begrüßung ab, die übrigens seine Majestät augenscheinlich keiner Anerkennung wert zu achten geruhte.

Unsere Reisenden begaben sich, von dem Missionar begleitet, in den Kreis und begrüßten den König. Mr. S. gab über den Zweck ihrer Reise Auskunft und berührte ihren Wunsch, dass es einigen königlichen Kriegerern gestattet werden möchte, sie auf ihrer Expedition zu begleiten. Nach dieser Rede wurden einige Pfund farbiger Glasperlen, eine Rolle Tabak, zwei Pfund Schnupftabak und einige Ellen Scharlachtuch als Geschenk vor seiner Majestät Füßen niedergelegt. Als diese Gegenstände ausgebreitet waren, nickte Hinza mit dem Kopf und wandte sich dann an seine Räte, mit denen er längere Zeit flüsterte. Hierauf erklärte er, dass die fremden Männer ohne Furcht durch sein Land ziehen sollten, denn seine Krieger würden sie auch so weit begleiten, wie sie es wünschten.

»Aber«, fügte er hinzu, »wissen die Fremden auch, dass in dem Land jenseits Unruhen sind?«

Mr. S. antwortete bejahend und Hinza erwiderte: »Es ist gut, wenn Gefahren vorhanden sind. So werden sie meine Krieger darauf aufmerksam machen und im Notfall selbst für sie fechten. Ist ihr Feind zu stark, so müssen die weißen Männer zurückgehen.«

Hinza befahl sodann einigen Räten, die Geschenke in Verwahrung zu nehmen und fragte S., wie viel Krieger sie haben möchten und wann sie aufbrechen wollten. Die Antwort lautete, dass fünfzig Krieger ausreichen dürften und es ihnen lieb wäre, wenn sie schon am nächsten Morgen ihre Reise fortsetzen könnten.

»Es ist gut«, entgegnete Hinza, »fünfzig Krieger sind genug, meine Leute essen viel - sie sollen bereit sein.«

Die Beratung löste sich auf, und der König entfernte sich mit seinem Gefolge, nachdem er sich zuvor von unseren Reisenden verabschiedet hatte. Gegen Abend wurde ihnen als Gegengeschenk eine alte Kuh geschickt, welche von den Khoikhoi geschlachtet und bald verzehrt war. Jetzt wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen.

Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, fanden sich die Xhosakrieger mit ihren Schilden ein. Es waren lauter große, schlanke Jünglinge, im Alter von 20 - 25 Jahren. Alexander bat Mr. S., ihnen zu sagen, dass sie ein Geschenk vor ihrer Entlassung erhalten sollten, wenn sie sich gut führten und treue Dienste leisteten. Dieses Versprechen wurde mit größter Freude aufgenommen. Die Ochsen wurden bereits eingespannt und unsere Reisenden bestiegen, nachdem sie sich vom würdigen Missionar verabschiedet hatten, ihre Pferde, um ihre Expedition fortzusetzen. Den ganzen Tag

über folgten sie dem Ufer des Kae-Flusses, der abwechselnd zwischen Tälern und waldigen Bergen dahinglitt. Als die Sonne glutrot hinter einem Berg unterging, hatten sie eine waldige Anhöhe erreicht und schauten auf den Fluss nieder. Der Anführer der Xhosa, der wie seine Leute den Schild an der Seite des Wagens aufgehängt hatte, stand, den Assagai in der Hand, an der Seite unserer Abenteurer und machte sie auf zwei oder drei große dunkle Massen aufmerksam, die auf dem jenseitigen Ufer sichtbar waren.

»Was ist das und was sagt er?«

»Flusspferde«, versetzte der Dolmetscher.

»Wir müssen sofort Jagd auf sie machen«, entgegnete darauf der Major.

»Versteht sich. Sagt ihnen, dass wir halten wollen, und womöglich eines dieser Tiere schießen«, sagte Wilmot zum Dolmetscher.

Die Xhosa waren augenblicklich in Bewegung. Sie liefen zum Flussufer hinunter, schwammen hinüber und blieben ruhig, bis unsere Reisende das Signal gaben. Die Tiere lagen gleich Schweinen an einer Flusswendung auf einer Schlammbank, die einen ganz, die anderen nur teilweise aus dem Wasser ragend. Zwei lagen etwas abseits von den anderen. Auf diese krochen die Xhosa zu, bis sie ihnen in dem hohen Schilf auf einige Schritte nahe gekommen waren. Henderson und Wilmot stiegen mit einigen Khoikhoi zu einer Stelle des Flussufers nieder, die sich dem Lager der Tiere gegenüber befand. Als sie nur noch hundert Schritte entfernt waren, legten sie an und gaben Feuer. Auf den Knall sprangen die Ungeheuer von ihren Schlammbetten auf. Drei oder vier stürzten in das tiefe Wasser, die anderen aber, welche noch halb schliefen, blieben einige Se-

kunden stehen, als wüssten sie nicht, was sie tun sollten. Zwei davon waren augenscheinlich, als sie ins Wasser eilten, verwundet, denn sie blieben nicht unten, sondern hoben sich, wie im großen Schmerz, schnell an die Oberfläche. Man sah deutlich, dass es ihnen daran gelegen war, aus dem Wasser zu kommen. Sie machten auch den Versuch. Da sie sich aber vor den Leuten am Ufer fürchteten, so stürzten sie wieder hinein. Auf den ersten Knall der Gewehre wurden die zwei, welche abseits gelegen hatten, von den verborgenen Xhosa mit ihren Assagaie durchbohrt, die sie mit ins Wasser nahmen. Sie erhoben sich gleichfalls und zappelten wie die Übrigen. Sobald aber ihre Köpfe über der Oberfläche erschienen, krachte gegen sie die nie verfehlende Büchse des Majors, bis sie vom Blutverlust aufgerieben, tot an der Oberfläche schwammen.

Die Xhosa warteten, bis die Tiere einige Hundert Schritte stromabwärts geführt waren, weil sie im Wasser von der übrigen Herde angegriffen zu werden fürchteten. Dann aber schwammen sie danach hin und holten die Beute ans Ufer. Sie war ein großer und willkommener Proviantzuwachs der Leute, aber diejenigen, welche zu der Karawane gehörten, waren nicht die Einzigen, die davon Vorteil zogen.

Alle Xhosa der benachbarten Dörfer eilten zu dem Fluss und nahmen große Massen Fleisch für sich mit. Es war jedoch mehr als genug für alle da, sodass auch die Wölfe bedacht blieben, nachdem die Menschen genommen hatten, was ihnen zusagte. Noch ehe man die Tiere zerlegt hatte, war es schon spät geworden und die Reisenden beschloßen, an Ort und Stelle zu übernachten. Große Feuer wurden angezündet und die Khoikhoi und Xhosa, alle bunt durch-

einander, waren emsig mit Rösten, Sieden und Braten beschäftigt. Das Verzehren des Fleisches ging ebenso schnell wie das Kochen. Ersteres geschah mit einer wahren Fressgier, denn die Wilden hatten sich vollgepfropft, als sie sich zum Schlafen niederlegten. Wilmot hatte jedem außerdem eine Ration Tabak verabreicht, was das Wohlbehagen der Leute noch mehr erhöhte.

»Der Braten schmeckt nicht übel«, meinte der Major, als sie beim Nachtessen saßen.

»Etwa so wie Rindfleisch«, erwiderte Swinton. »Was treibt denn Omrah jetzt? Gewiss sinnt er wieder auf Unfug. Letzteres Sonntagabend, als sie in der Mission waren, hat er einige Khoikhoi an der Nase herumgeführt. Bremen teilte es mir mit und wollte vor Lachen sterben, als er es erzählte. Wie Ihr wisst, gibt es in dieser Gegend eine Vogelart, die man den Honigvogel nennt. Sie erinnern sich wohl, denn ich zeigte ein Exemplar, das ich ausgestopft habe. Der Honigvogel ist ein großer Freund von Honig und nährt sich davon, wann er kann. Da jedoch die Bienen ihre Stöcke in den Stämmen alter morscher Bäume haben, und das Loch sehr klein ist, kann der Vogel unmöglich ohne Beistand zu dem Leckerbissen kommen. Sein Instinkt lehrt ihn nun, Menschenhilfe anzubieten, was durch ein eigentümliches schnarrendes Geschrei geschieht, durch welches er anzeigt, dass er einen Bienenschwarm gefunden hat. Die Eingeborenen wissen dies genau und folgen dem Vogel, sobald sie ihn unter dem eigentümlichen Geschrei in der Nähe fliegen sehen. Das Tier führt nun den Zug an und lässt sich hin und wieder auf einen Ast nieder, um den Menschen in die Lage zu versetzen, ihrer zu folgen, bis er endlich an dem Baum anlangt, wo er hin- und herflattert, ohne irgendein

Geräusch zu machen.«

»Wie merkwürdig!«

»Unser kleiner Buschmann weiß dies ebenso gut wie die Khoikhoi. Als er hörte, dass sie ausziehen wollten, um Honig zu suchen, ging er vor ihnen in den Wald, versteckte sich dort und ahmte das Geschrei des Vogels so täuschend nach, dass die Khoikhoi ihm stundenlang folgten, obgleich sie sich wunderten, dass der Vogel sie in solche Entfernung führte. Bei Sonnenuntergang hatte er sie an dieselbe Stelle zurückgebracht, von wo sie ausgegangen waren. Nun zeigte er sich etwa hundert Schritte vor ihnen tanzend, wie Begum, sodass sie glaubten, es sei nicht der Knabe, sondern der Affe. Er erreichte die Karawane wieder und erzählte es im Vertrauen Swaneveld, der seine Sprache redete, und dieser teilte es Bremen mit.«

»Großartig«, sagte der Major, »verlasst Euch drauf, er führt bereits wieder etwas im Schilde.«

»Der Junge hat gute Anlagen zum Zeichnen«, bemerkte Alexander.

»Gewiss, ich habe ihm kürzlich einen Bleistift und ein Blättchen Papier gegeben, auf welches er alle Vögel so gut zeichnete, dass ich sie gleich erkennen konnte. Fast alle Buschmänner besitzen diese Eigenschaft und schmücken ihre Höhlen mit Tierzeichnungen aller Art, die merkwürdig sind. Bei den Buschmännern ist der Nachahmungstrieb sehr stark entwickelt, und nur daraus erklärt sich ihr Zeichentalent, wie auch Omrahs merkwürdige Nachahmungsgabe. Ich schlage jetzt vor, nach unseren Wagen zurückzukehren. Außer uns scheint alles zu schlafen.«

Dies war jedoch nicht der Fall. Kaum hatten wir eine halbe Stunde geschlafen, als wir durch ein lautes Geschrei ge-

weckt wurden. Man griff zu den Gewehren und sprang aus dem Wagen, ohne sich lange mit dem Ankleiden aufzuhalten. Die Khoikhoi und Xhosa hatten sich so vollgegessen, dass der Lärm nur wenig weckte. Einige drehten sich nur auf die andere Seite, ohne aufzustehen - Bremen ausgenommen, der sich aufmachte und mit dem Gewehr in der Hand in die Richtung der Hilferufe eilte. Unsere Reisenden folgten ihm und trafen bald den Gegenstand ihres Suchens - den großen Adam. Als sie beim Licht des noch glimmenden Feuers seinen Zustand bemerkten, konnten sie sich eines schallenden Gelächters nicht enthalten. Zweifellos hatte man es wieder mit dem Werk des kleinen Omrah zu tun. Der große Adam hatte den Schwank nicht vergessen, der ihm von dem Knaben gespielt worden war, und ihm mehr als einmal, wenn er ihn erwischen konnte, tüchtige Ohrfeigen gegeben. Jetzt lag der lange Kerl auf dem Boden und wurde von zwei Hunden fortgezerrt. Omrah hatte einige Knochen der Flusspferde, an denen noch etwas Fleisch haftete, gesammelt und sie dem langen Adam, der schlafend dalag, an die großen Zehen gebunden. Als alles schlief, ließ er zwei große Hunde los, welche mit den anderen unter den Wagen angebunden waren und nicht überfüttert wurden, damit diese um so wachsam blieben. Die Hunde waren hungrig auf die großen Knochen geraten, die sie ergriffen und fortschleppten, um ihre Mahlzeit ungestört halten zu können. Bei diesem Versuch schleppten sie auch den großen Adam mit weg, der vor lauter Angst, von Hyänen oder Wölfen gefressen zu werden, laut um Hilfe schrie. Bremen durchschnitt die Riemen, und die Hunde liefen mit ihrem Fraß davon. Adam half sich mühsam wieder auf die Beine, ohne aber in seinem Schrecken den Schwank zu be-

greifen, der ihm gespielt worden war. Nachdem sich unsere Reisenden tüchtig ausgelacht hatten, zogen sie sich zu ihrer Schlafstelle zurück. Der Major traf Omrah und Begum wie gewöhnlich in ihren Wagenecken. Ersterer tat, als schliefe er, während Begum sich über die ungewohnte Störung sehr merkwürdig benahm.

Am anderen Morgen nahmen sie bei Tagesanbruch ihre Reise wieder auf. Der große Adam marschierte mit verdrießlichem und kläglichem Gesicht umher. Omrah und Begum saßen auf dem Magazinplan und waren ganz aus dem Bereich der Khoikhoi. Bremen hatte seinen Kameraden den Vorgang mitgeteilt, und alles lachte den großen Adam aus, der im Stillen dem kleinen Omrah Rache schwur.

Die Ebene wurde schön und fruchtbar und überall ließen sich Xhosadörfer sehen. Außer dem Besuch der Xhosa, welche sich sehr zutraulich benahmen, als sie unsere Karawane von Kriegern des Königs begleitet sahen und fast täglich ein Stück Vieh zur Beköstigung der Leute zuführten, fiel vier Tage lang nichts vor. Am fünften Tag erreichte die Expedition den St. Johannesfluss, der die Grenze des Hinzaischen Gebietes bildete. Aber die jenseits wohnenden Volksstämme, die die Herrschaft Hinzas nicht anerkannt hatten, respektierten die große Streitmacht der Karawane und waren über die kleinen Geschenke an Rauch- und Schnupftabak, die man ihnen machte, sehr erfreut.

Die Frauen brachten stets Milch in Körben, die von so dichtem Gewebe waren, dass diese jede Flüssigkeit hielten. Unsere Reisenden gingen durch die Furt des Johannesflusses und hatten das Glück dabei, ein Flusspferd zu erlegen, das ihnen für den Proviant sehr zustattenkam. Nur Major

Henderson war mit dem Jagdglück nicht recht zufrieden und zog des Nachts allein aus, was ihm beinahe teuer zu stehen gekommen wäre. Er hielt sich in einem Weg, von wo er ein weibliches Flusspferd angeschossen hatte, versteckt und wartete beim hellen Mondschein auf das Wiederauftauchen des verwundeten Tieres, als das männliche Tier, welches gerade am Fluss fraß, den Schrei seiner Gefährtin vernahm und den Pfad herunterraste.

Zum Glück für den Major war das Flusspferd durch seine Schwere in eine solche Geschwindigkeit geraten, dass es weder nach rechts noch nach links abbiegen konnte. So schoss es auf Schrittweite an Henderson vorbei, durch das Zerren an dem Gebüsch und Unterholz denselben niederwerfend. Der Major stand mehr erschreckt als verletzt wieder auf, hatte aber jedenfalls für diese Nacht genug gejagt, denn er schulterte sein Gewehr und ging nach dem Wagen zurück, dem Himmel für sein glückliches Entkommen dankend.

Am anderen Morgen gingen Swaneveld und Bremen zum Flussufer hinunter und entdeckten das tote Flusspferd, welches sie ans Ufer schleppten. Danach kehrten sie zum Wagen zurück und schickten die Xhosa ab, um das Tier zu zerlegen. Ehe übrigens Letztere an Ort und Stelle ankamen, fanden sie, dass die Arbeit schon durch die Eingeborenen besorgt worden und für sie nichts übrig gelassen war, als die Knochen des Tieres. So wird es übrigens im Xhosaland für billig gehalten. Jeder verhilft sich, wenn ein Elefant oder ein anderes großes Tier erlegt wurde, zu beliebig viel Fleisch, gleichviel ob er sich bei der Jagd beteiligt hatte oder nicht. Die Anzahl der Elefantenpfade, auf welche sie trafen, zeigte ihnen jetzt, dass sie von diesen Tieren umgeben wa-

ren, und die Xhosa des Landes sagten, dass große Herden ganz in der Nähe seien.

Der Major machte daher den Vorschlag zu einer großartigen Elefantenjagd, bei welcher nicht nur die Xhosa der Karawane, sondern auch die Landesangehörigen mitwirken sollten. Der Antrag wurde von allen, namentlich von den Eingeborenen mit Freuden aufgenommen, denn sie waren entzückt, bei einer derartigen Gelegenheit durch die Gewehre der weißen Männer unterstützt zu werden. Der nächste Tag wurde für die Jagd anberaumt. Dem Rat der Eingeborenen gemäß zog die Karawane etwa eine Stunde weiter nach Osten hinab an den Rand eines sehr dichten Waldes, wo den Berichten zufolge die Elefanten zu finden waren.

Sie erreichten die Stelle gegen Abend, und alle beschäftigte sich nun mit Vorbereitungen für den folgenden Tag. Die Khoikhoi, welche derartige Jagden schon mitgemacht hatten, erzählten den Uneingeweihten lange Geschichten darüber. Besonders sprach der große Adam viel von seiner Kühnheit und Gewandtheit. Man zündete die Nacht über ungewöhnlich große Feuer an, weil man fürchtete, die Elefanten könnten in das Lager brechen. Die ganze Nacht durch ließ sich ihr Geschrei vom Wald her vernehmen. Hin und wieder bewies das Krachen zerbrochener Zweige, dass sich die Tiere ganz in der Nähe der Karawane befanden. Begum, welche die Gefahr besonders lebhaft fühlte, kroch zu Major Henderson ins Bett und war nicht herauszubringen, obschon er mehrere Male versuchte, sie fortzujagen. Trotz des fortgesetzten Lärmes blieb übrigens die Karawane unbelästigt.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch wimmelte es im

Lager von Xhosa, welche warteten, bis unsere Reisenden für die Jagd bereit waren. Es wurde ein hastiges Frühstück eingenommen, und dem Rat der Xhosa zufolge stiegen unsere Abenteurer nicht auf ihre Pferde, sondern brachen zu Fuß auf, da die Elefanten, wie die Eingeborenen versicherten, sich auf der anderen Seite des Berges befanden. Sie stiegen auf einem Elefantenpfad hinauf und erreichten in weniger als einer halben Stunde die Anhöhe, von der aus ein großartiges und prachtvolles Panorama sich vor ihnen auftat. Im Tal unten war der Grund teils frei, teils durch Baumgruppen abgeteilt, und die ganze Fläche mit Elefanten bedeckt. Es mochten wohl nicht weniger als neunhundert sein, die man mit einem Blick überschauen konnte.

Jede Anhöhe, jeder grüne Hügel war mit Gruppen von sechs oder sieben Tieren besetzt - die gewaltigen Körper der einen teilweise von den Bäumen bedeckt, deren Zweige sie abfraßen, während andere in der offenen Ebene umhermarschierten und in ihren Rüsseln lange Baumäste trugen, mit welchen sie die Fliegen abwehrten. Die ungeheuren Fleischmassen und ein entsprechender Baumwuchs gaben hier ein Bild der Natur in ihrem großartigsten Maßstab.

Unsere Abenteurer musterten das Feld einige Minuten und wandten sich sodann an den Xhosahaufen, der sich hinter ihnen gesammelt hatte. Die Anführer der Xhosa erteilten ihre Weisungen, und Abteilungen von Eingeborenen bewegten sich stumm nach allen Richtungen hin, indem sie zugleich auch die Hunde, welche sie in zahlreichen Rudeln mitgebracht hatten, vom Bellen abhielten. Unsere Reisenden hatten auf dem Berg, wo sie standen, den Wind von der Herde her, und da die Eingeborenen willens waren, die Tiere auf sie zuzutreiben, so nahmen sowohl die Xhosakrie-

ger als auch die Khoikhoi ihre Stellung auf der Anhöhe, um die Elefanten empfangen zu können.

Es verfloss ungefähr eine Stunde. Einige der eingeborenen Xhosa, welche die Talseite westlich von den Elefanten erreicht hatten, gaben ihre Signale. Von verschiedenen hohen Punkten ans brüllten sie mit Stentorlungen. Ihr Geschrei wurde von den übrigen Xhosa auf jeder Seite des Tals beantwortet, sodass sich die Elefanten von allen Seiten, mit Ausnahme derjenigen, auf welcher der Berg anstieg, umringt fanden. Als die Xhosa näher kamen, wurde ihr Geschrei, das von den Felsen widerhallte und in das sich auch das wilde Geheul der Hunde mischte, wahrhaft furchtbar. Die erschreckten Elefanten flüchteten sich zuerst nach der einen Seite des Tals, zogen sich aber vor dem Lärm, der bei ihrer Annäherung erhoben wurde, hastig nach der anderen zurück. Dabei schüttelten sie ihre langen Ohren und trompeteten laut, während sie mit erhobenen Rüsseln hin- und hertrabten.

Als sie endlich fanden, dass ihnen kein anderer Ausweg zur Flucht belassen war, begann die ganze Herde unter dem Krachen der Äste und dem Niederrollen loser Steine den Hügel hinanzusteigen. Auch erhöhten sie durch ihr eigenes furchtbares Geschrei das Getöse, das schon vorläufig durch das Tal tobte. Bei ihrem Herankommen traten sie alles vor sich nieder und richteten in ihrer Wut eine so furchtbare Verwüstung an, dass der Wald sich vor ihnen zu beugen schien, während zugleich große Massen losen Gesteins donnernd ins Tal herabrollten und große Staubwolken aufwühlten.

»Das ist furchtbar großartig«, flüsterte Alexander dem Major zu.

»Ein sehr erhebender Anblick, den ich um keinen Preis missen möchte. Doch da kommen sie. Seht, wie jener hohe Baum von dem Gewicht der ganzen Masse niedergedrückt wird.«

»Jener Große dort ist der Anführer«, sagte Swinton. »Wir wollen insgesamt auf ihn Feuer geben - Welch ein Ungeheuer.«

»Habt Acht?«, rief der Major, der zu gleicher Zeit seine Büchse abfeuerte. Unmittelbar darauf krachten die Gewehre Alexanders und Swintons.

»Er liegt! Jetzt hurtig und geschwind wieder geladen! Omrah, gib mir die andere Büchse.«

»Habt Acht! Habt Acht!«, rief es nun von allen Seiten, denn der Fall des Führerelefanten und die Musketensalven der Khoikhoi hatten die Herde so eingeschüchtert, dass sie sich zu trennen begann und die Tiere zu zwei und drei, oder auch einzeln nach allen Richtungen auseinandergingen. Das Geschrei und das Krachen der Zweige in der Nähe wurden nun ganz betäubend und die Gefahr steigerte sich in entsprechendem Grade. Der Major hatte eben seine Büchse angelegt, als das dichte Blätterwerk neben ihm sich wie durch Zauberei auftat und in einer Entfernung von nur vier Schritten der Kopf eines großen weiblichen Elefanten sichtbar wurde.

Zum Glück war der Major ein Mann von großer Besonnenheit. Seine Büchse streckte das Tier sogleich nieder, aber es lag ihm so nah, dass er aus dem Bereich des Rüssels springen musste, da der Elefant noch nicht völlig tot war. Ein anderes kleines Tier war demselben auf dem Fuße gefolgt, sodass es über den Körper stolperte. Es wurde von Alexander erlegt, als es sich eben wieder aufraffen wollte.

»Zurück, Ihr Herren, oder es ist um Euch geschehen«, rief Bremen, der auf sie zueilte. »Hierher - die ganze Herde kommt gerade auf Euch zu.«

Sie eilten, was sie konnten, dem Khoikhoi nach, der sie zu einem hohlen Felsen brachte. Hier waren sie sicher, da die Elefanten nicht heranklettern konnten. Unsere Abenteurer waren kaum auf dem Felsen angelangt, als die dicht ineinander gekeilte Masse unter schrecklichem Geschrei und in eine Staubwolke gehüllt herankam. Viele waren verwundet und wankten. Wie nun ein Tier zurückblieb, sprangen die Xhosa, nackt und ihre Assagaie in den Händen, mit größter Behändigkeit dicht von hinten heran, durchbohrten es mit ihren Assagaie oder hieben ihm mit ihren scharf schneidenden Waffen die Kniekehlen ab, indem sie dabei in ihrer eigenen Sprache riefen: »Großer Mann, bring uns nicht um. Tritt nicht auf uns, mächtiger Häuptling!« Eine seltsame Bitte um Gnade an diejenigen, denen sie keine erwiesen. Da es fast unmöglich war, zu feuern, ohne Gefahr zu laufen, auch einen Xhosa zu treffen, begnügten sich unsere Abenteurer mit Zuschauen, bis die ganze Herde vorbeigezogen und im Wald unten verschwunden war.

»Sie haben die Richtung zu unseren Wagen eingeschlagen«, sagte Swinton.

»Ja, Sir«, versetzte der Khoikhoi Bremen, »aber wir müssen sie jetzt ziehen lassen. Sie sind nunmehr in einer Weise durch das Gehölz zerstreut, dass es höchst gefährlich sein würde, etwas mit ihnen zu versuchen.«

Sie blieben noch einige Minuten, bis sämtliche Elefanten und Xhosa verschwunden waren. Dann gingen sie vorsichtig zu der Stelle zurück, von wo aus sie zum ersten Mal Feuer gegeben hatten und das ganze Tal zu überblicken

war. Nirgends war mehr ein Elefant zu sehen - nichts als die Verheerungen, welche die Herde an den Bäumen angerichtet hatte. Viele davon waren trotz ihrer Größe durch die ungeheure Kraft dieser Tiere in den Grund getreten worden. Sie begaben sich sodann zu dem Platz, wo der große Elefant durch Major Hendersons Büchse gefallen war.

Die Kugel war unter dem Auge eingedrungen. Das Ungeheuer musste nach Bremens Berechnung sechzehn Fuß hoch gewesen sein und hatte zwei sehr schöne Stoßzähne. Während sie noch um das tote Tier standen, kehrten die bewaffneten Khoikhoi von ihrer Verfolgung zurück und gaben an, dass sieben Elefanten erlegt worden sind, andere aber so schwer verwundet seien, dass sie nicht mit dem Leben davonkommen könnten. Sie gingen nun ans Werk, um die Zähne des Tieres auszubrechen, und waren noch damit beschäftigt, als ein Khoikhoi gelaufen kam und die Meldung brachte, dass die Elefantenherde auf dem Rückzug durch das Lager gekommen sei und dort viel Schaden angerichtet habe. Ein männlicher Elefant habe Major Hendersons Wagen angegriffen und seine Hauer durch die Seite desselben gestoßen. Dadurch sei eines der Brantweinfässer angebohrt worden, welches nun, obwohl nicht sehr schnell, auslaufe. Der Wagen müsse daher abgeladen und das Fass herausgeschafft werden, um den übrigen Brantwein zu retten.

Mehrere Khoikhoi eilten augenblicklich mit ihm zurück, um beim Abladen des Wagens zu helfen. Allmählich verschwand das ganze Khoikhoigefolge, Bremen und Swaneveld ausgenommen, welche mit dem Ausbrechen der Zähne beschäftigt waren. Auch Omrah blieb zurück. Er saß auf der Leiche des Tieres, ahmte das Trompeten und die Bewe-

gungen des Elefanten nach und spielte außerdem allerlei Possen. Bald danach kam eine Xhosaabteilung herauf und begann den Elefanten zu zerlegen. Jetzt entfernten sich auch unsere Reisenden, um im Lager nachzusehen, welchen Schaden die Elefanten angerichtet hatten. Auf dem Rückweg machten sie hin und wieder halt, um die übrigen gefallenen Tiere zu betrachten, und brauchten deshalb wohl eine Stunde, bis sie im Lager anlangten. Hier aber fanden sie, dass die Khoikhoi mit dem Abladen des Wagens noch gar nicht begonnen, sondern nur Kübel untergestellt hatten, um den auslaufenden Branntwein aufzufangen. Auch hatten sie sich diesem so reichlich zunutze gemacht, dass einige taumelnd umherwankten, die übrigen aber in einem Zustand besinnungsloser Trunkenheit da lagen.

»Dachte ich mir's doch, sie seien gar zu diensteifrig, als ich sie so behänd zum Beistand zurückeilen sah«, bemerkte der Major. »Wir hätten da eine saubere Geschichte, wenn wir in Feindes Land wären und kein Geleit von Xhosa bei uns hätten.«

»Jawohl«, versetzte Alexander, indem er die Zuber umwarf, dass der Branntwein auf den Boden floss, sehr zum Leidwesen der Khoikhoi, welche noch nicht ganz besinnungslos waren. »Wir wollen übrigens das Fass vollends auslaufen lassen und dafür Sorge tragen, dass sie nichts mehr bekommen.«

Da die Xhosa mit dm erlegten Elefanten beschäftigt und die meisten Khoikhoi betrunken waren, so konnte man natürlich vor dem anderen Morgen an keinen Aufbruch denken. Überhaupt waren die Ochsen und Pferde durch das Einbrechen der Elefanten in die Karawane nach allen Rich-

tungen zerstreut worden, und das Sammeln derselben nahm einige Zeit in Anspruch. Unsere Reisenden gaben daher den Gedanken an ein alsbaldiges Weiterziehen auf, griffen nach ihren Gewehren und gingen zu derjenigen Stelle des Waldes, wo die meisten Elefanten gefallen waren. Sie kamen an dreien vorbei, an denen die Xhosa fleißig arbeiteten, und gelangten endlich zu einem Vierten, bei dem sich ihnen ein Anblick darbot, der ihre Teilnahme in hohem Grade erregte. Das gefallene Tier war ein ausgewachsenes Weibchen, und dicht daneben befand sich ein Elefantenkalb, ungefähr viereinhalb Fuß hoch, das an der Seite seiner toten Mutter stand.

Das arme Tier lief wieder und wieder unter unverkennbaren Schmerzáußerungen um das tote Tier herum, quiekte traurig und versuchte vergeblich, es mit seinem kleinen Rüssel aufzuheben. Als unsere Reisenden herankamen, rannte es auf sie zu, schlang sein Rüsselchen um ihre Beine und zeigte sich ganz entzückt, weil es doch jemanden gefunden hatte. Auf den benachbarten Bäumen saß eine Anzahl von Geiern, die nur darauf warteten, die Überreste zu verzehren, sobald die Jäger ihre Messer versucht hätten, denn ihre Schnäbel konnten die zähe Haut nicht zerreißen. Unsere Abenteurer blieben mehr als eine Stunde an der Stelle und sahen den Bewegungen und dem Spiel des jungen Elefanten zu, welcher unterschiedliche Versuche machte, die hingestreckte Mutter auf seine Possen aufmerksam zu machen. Als er übrigens fand, dass alle seine Anstrengungen fruchtlos waren, folgte er aus freien Stücken unseren Reisenden zu der Karawane und blieb dort. Wahrscheinlich staunte er ebenfalls nicht wenig, als er die Khoikhoi so besinnungslos wie seine Mutter umherliegen sah.

Es wird hier am Ort sein, zu bemerken, dass das kleine Tier nur einige Tage lebte, weil es ihm an der nötigen Nahrung fehlte.

Kapitel 7

Abends kehrten Bremen und Swanefeld mit den Zähnen des Leitelefanten, die sehr groß waren, zurück. Auch die Xhosakrieger langten an. Die Eingeborenen beschäftigten sich aber vorderhand mit Essen. Der Häuptling der Xhosakrieger brachte die Zähne der übrigen Elefanten und die Schwänze, während seine Leute sich mit Fleisch beluden. Sobald diese bemerkten, dass die Ochsen und Pferde scheu geworden und davongelaufen waren, die Khoikhoi aber nicht in einer Lage waren, ihnen nachzugehen, so warfen sie ihre Last nieder, um die schüchternen Tiere einzusammeln. Noch vor Einbruch der Nacht war alles Vieh wieder zurückgebracht. Die Feuer wurden angezündet, und die Xhosa hörten erst gegen Mitternacht auf zu essen.

Unsere Reisenden hielten es nicht für ratsam, sich zu Bett zu begeben, da sie in ihren Khoikhoi jetzt keinen Schutz hatten. Sie machten ein großes Feuer an und blieben dabei sitzen, sich über die Abenteuer des Tages unterhaltend. Während sie noch miteinander sprachen, zeigte Begum, die sich an der Seite ihres Herrn befand, Merkmale von Unruhe, und klammerte sich zuletzt, augenscheinlich in großer Furcht, an den Major an.

»Was hat denn die Prinzessin?«, fragte der Major. »Sie muss sich vor etwas fürchten.«

»Ja, das ist augenscheinlich. Vielleicht befindet sich ein

Elefant in der Nähe. Sollen wir Bremen und Swanefeld wecken?»

Begum schnatterte und auch ihre Zähne klapperten vor Furcht, während sie sich dichter und dichter an ihren Herrn anschmiegte. Der kleine Omrah, welcher gleichfalls beim Feuer saß, machte ein so ernstes Gesicht wie der Pavi-an und berührte endlich Alexanders Schultern, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zuerst deutete er auf den Affen und machte dessen Furcht nach. Dann aber ließ er sich auf Hände und Füße nieder, um die Bewegungen und das Geheul eines Tieres nachzuahmen.

»Ich verstehe«, rief der Major, nach seinem Gewehr greifend. »Der Junge meint, ein Löwe sei in der Nähe, und dies sei die Ursache von der Furcht des Affen.«

»Ein Löwe?«, sagte der Major zu Omrah.

Aber Omrah verstand ihn nicht. Er zog deshalb Papier und Bleistift heraus und hatte erst in einer Sekunde die Umrisse eines Löwen gezeichnet.

»Ein gescheiter kleiner Kerl! Weckt die Leute alle und haltet eure Gewehre bereit«, sagte der Major, indem er aufsprang. »Er kann nicht fern sein. Zum Geier mit dem Affen, er will nicht loslassen«, fuhr er fort, indem er Begum mit Gewalt losriss und sie wegschleuderte. Die Äffin aber kletterte augenblicklich auf den Wagen und verbarg sich dort.

Sie hatten kaum Zeit gehabt, die beiden Khoikhoi zu wecken, als ein lautes, fürchterliches Brüllen, ähnlich dem Rollen des Donners, sich vernehmen ließ und eine Weile an dem gegenüberliegenden Felsen nachhallte.

Nur wer selbst im Land gewesen ist und mit diesem Tier in seinem wilden Zustand zusammentraf, kann eine Vorstellung von der einschüchternden Wirkung des Löwenge-

brülls haben. Was man in einer Menagerie hört, ist nur schwach und gibt bloß eine matte Vorstellung. Im Dunkel der Nacht ist es fast unmöglich zu sagen, aus welcher Richtung der Schall herkommt. Er ist in der Tat eine erschütternde Vorbereitung, und auch Alexander, der nie zuvor den Löwen hatte brüllen hören, war dieser Ansicht.

Die Xhosa erwachten bei dem Getöse und unsere Reisenden, wie auch die Khoikhoi feuerten jetzt ihre Gewehre in allen Richtungen ab, um das Tier fortzuschrecken. Wiederholte Schüsse übten die gewünschte Wirkung, und im Laufe einer halben Stunde war alles wieder ruhig.

»Dies ist das erste Mal«, bemerkte Alexander, »dass ich einen Löwen in seinem wilden Zustand brüllen hörte, und ich kann Euch versichern, dass ich mein Leben lang daran denken werde.«

»Das erste Mal ist es bei mir nicht«, entgegnete der Major, »aber so furchtbar kam mir das Gebrüll nie vor, wie in der Dunkelheit und Stille der Nacht. Auch mag der Widerhall zur Verstärkung beigetragen haben. Ihr könnt natürlich mehr davon erzählen, Swinton, da Ihr im Namaqualand gereist seid.«

»Wohl, aber dennoch ist es mir nur sehr selten so vorgekommen.«

»Dünkt es Euch nicht sonderbar, dass wir auf unserem ganzen Zug noch nie einen Löwen hörten?«, sagte Alexander.

»Der Löwe ist oft sehr nah, ohne einen Laut von sich zu geben«, entgegnete Swinton. »Übrigens glaube ich nicht, dass in dem Landstrich, welchen wir durchzogen haben, viel Löwen sind, da er zu bevölkert ist. Auf der anderen Seite des Gebirges werden wir sie in Massen finden, wenn

wir anders den Rückweg in dieser Richtung nehmen wollen. Wo immer man Antilopenherden, wilde Pferde, Zebras und Giraffen trifft, wird man sicherlich auch den Löwen finden, da diese Tiere sein eigentlicher Raub sind.«

»Ich weiß wohl, Swinton, dass Ihr der Lebensweise der Tiere große Aufmerksamkeit geschenkt habt und dass dies einen Teil Eures Studiums bildet. Wisst Ihr viel von dem Löwen zu erzählen? Wenn dies der Fall ist, so werdet Ihr es uns nicht vorenthalten.«

»Ich habe allerdings die Naturgeschichte des Löwen studiert und mache mir ein Vergnügen daraus, Euch mitzuteilen, was ich aus eigener Beobachtung entnommen oder von anderen erfahren habe. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Löwe nicht mutwillig mordet. Davon habe ich wiederholte Belege. Ich erinnere mich namentlich eines sehr merkwürdigen Falles, der den Scharfsinn dieses edlen Tieres bekundet. Ein Mann, der zu einer Missionsstation gehörte, hatte einen Freund besucht und schlug, als er wieder zurückkehrte, einen Umweg ein, um an einem Teich vorbeizukommen, an welchem er eine Antilope schießen zu können hoffte. Als er an dem Teich anlangte, stand die Sonne schon ziemlich hoch, und da er kein Wild bemerken konnte, legte er sein Gewehr auf einen niedrigen Felsvorsprung, dessen Hinterseite mit Buschholz bedeckt war. Er ging zum Wasser hinunter und labte sich mit einem Trunk, worauf er zum Fels zurückkehrte und eine Pfeife rauchte. Da er sich müde fühlte, so legte er sich nieder und schlief ein.

Eine Weile danach weckte ihn die übermäßige Hitze, welche sich an den Felsen brach. Wie er die Augen öffnete, bemerkte er nur einen Schritt von sich einen geduckten, großen Löwen, dessen Augen funkelnd auf seinem Gesichte

hafteten. Der Schreck raubte ihm einige Minuten alle Bewegung, denn er sah sich schon im Rachen des Ungeheuers. Endlich gewann er seine Geistesgegenwart wieder. Er blickte zu seinem Gewehr hin und streckte die Hand langsam danach aus. Der Löwe richtete seinen Kopf auf und fing furchtbar zu brüllen an. Dies bewog ihn, die Hand hastig wieder zurückzuziehen. Der Löwe schien damit zufrieden zu sein und legte wieder wie zuvor seinen Kopf zwischen die Vordertatzen. Eine Weile später machte der Mann einen zweiten Versuch, sich feines Gewehres zu bemächtigen. Da jedoch der Löwe abermals den Kopf erhob und zu brüllen anfang, so stand er von seinem Vorhaben wieder ab. Dies wiederholte er in Zwischenräumen noch etliche Mal, aber stets mit dem gleichen Erfolg vonseiten des Löwen.«

»Da muss der Löwe wohl gewusst haben, warum er nach dem Gewehr griff.«

»Zuverlässig; und deshalb wollte er dem Mann nicht erlauben, danach zu langen. Wahrscheinlich wurde auf das schlaue Tier schon früher gefeuert. Ihr bemerkt übrigens, dass er dem Menschen keinen Schaden zu tun wünschte. Er schien zu sagen: ›Du bist in meiner Macht und darfst nicht von hinnen gehen. Auch sollst du nicht nach deiner Musketten greifen, um nach mir zu schießen, oder ich reiße dich in Stücke.«

»Das war gewiss sehr merkwürdig. Und wie endete die Sache?«

»Die Sonnenhitze wirkte so mächtig auf den Felsen, dass der Mann fast verging, und seine nackten Füße wurden dermaßen verbrannt, dass er sich genötigt sah, sich zu bewegen, indem er einen auf den anderen legte und jede Mi-

nute abwechselte. Der Tag verging und die Nacht gleichfalls, ohne dass sich der Löwe von der Stelle rührte. Die Sonne erhob sich abermals und die Hitze wurde so übermäßig, dass die Füße des armen Mannes alles Gefühl verloren hatten. Um Mittag erhob sich der Löwe und ging zum Teich, der nur einige Schritte entfernt lag, sah aber alle Augenblicke zurück, um sich zu überzeugen, ob sich der Mann nicht rührte. Dieser versuchte abermals, nach seinem Gewehr zu greifen. Aber wie der Löwe dies merkte, wandte er sich wütend um und war im Begriff auf ihn loszuspringen.

Er zog seine Hand wieder zurück und die Bestie gab sich zufrieden.«

»Wie sonderbar!«

»Das Tier ging zum Wasser und trank. Dann kehrte es zurück und legte sich wieder an die frühere Stelle, ungefähr einen Schritt von den Füßen des Mannes, nieder. Abermals verging eine Nacht, ohne dass der Löwe von seinem Posten wich. Am anderen Mittag ging das Tier wieder zum Wasser hinunter und machte, als es dort stand eine Gebärde, als höre es Lärm in einer anderen Richtung. Dann verschwand es in dem Gebüsch.

Wie der Mann dies bemerkte, bot er alle seine Kräfte auf und griff nach dem Gewehr; aber er konnte nicht aufstehen, da die Kraft seiner Knöchel dahin war. Die Waffe in der Hand kroch er zum Teich und trank. Als er seine Füße untersuchte, entdeckte er, dass seine Zehen verbrannt waren und die Haut sich beim Kriechen durch das Gras abgeschürft hatte. Er setzte sich am Teich nieder und beschloss, dem Löwen, dessen Rückkehr er mit jedem Augenblick erwartete, den Inhalt seiner Büchse durch den Kopf zu jagen.

Da übrigens die Bestie nicht mehr erschien, so band er sich das Gewehr auf den Rücken und kroch auf Händen und Füßen fort, so gut es eben gehen wollte. Er war ganz erschöpft und hatte erliegen müssen, wenn nicht glücklicherweise ein Mann des Weges gekommen wäre, der ihm nach Hause half. Er verlor übrigens seine Zehen und war ein Krüppel auf Lebenszeit.«

»Die Geschichte wird besonders merkwürdig durch den Umstand«, sagte der Major, »dass der Löwe, aller vernünftigen Annahme zufolge, nach sechzigstündigem Auflauern hungrig geworden sein muss, selbst wenn man zugibt, dass er kurz vorher ein kräftiges Mahl gehalten hatte.«

»Ich kenne noch manche sehr interessante und wohlverbürgte Anekdote über dieses edle Tier«, bemerkte Swinton, »und ich teile sie Euch mit Vergnügen mit, muss aber zu diesem Zweck in mein Notizbuch sehen, da sich sonst Unrichtigkeiten in meine Erzählung einschleichen könnten. Namentlich eine Tatsache ist sehr merkwürdig, und da sie mir von dem Missionar N. mitgeteilt wurde, der sie mehrere Male beobachtet haben will, so nehme ich keinen Anstand, für ihre Richtigkeit einzustehen, umsomehr, weil ich etwas Ähnliches bemerkte. Die Löwen beobachten nämlich das vierte Gebot, sie ehren ihre Eltern.

»Wenn ein alter Löwe in der Gesellschaft seiner Kinder ist oder wenn eine Anzahl von Löwen zusammenkommt, um Wild aufzusuchen, so ist stets einer darunter, der von den übrigen als der Älteste und Tüchtigste betrachtet wird und den Anführer spielt. Kommt nun eine Beute heran, so ist es dieser, welcher auf sie zukriecht und sie packt, während die andern geduckt im Gras liegen bleiben. Hat der alte Löwe, was in der Regel der Fall ist, das Tier getötet, so

zieht er sich von seinem Opfer zurück und legt sich für etwa eine Viertelstunde nieder, um zu verschnaufen und auszuruhen. Mittlerweile lagern sich die übrigen in achtungsvoller Entfernung um ihn her, ohne dass sich einer unterstünde, dem Tier nahezukommen, das der Löwe getötet hat. Sobald Letzterer hinreichend ausgeruht zu haben glaubt, so geht er auf seine Beute los und lässt sich die Brust und den Magen belieben. Hat er eine ziemliche Portion gefressen, so gönnt er sich wieder ein Weilchen Ruhe und keiner von den anderen wagt es, sich zu rühren.

Nach der zweiten Mahlzeit zieht er sich zurück. Die übrigen Löwen achten auf seine Bewegungen und stürzen nun auf den Rest der Beute los, welche bald verzehrt ist. Ich sagte, ich habe selbst ein Beispiel mit angesehen, welches diese Angabe bekräftige, und will es jetzt erzählen. Ich saß, nachdem ich einige Pflanzen gesammelt hatte, auf einem Fels, als ich unter mir einen jungen Löwen eine Antilope ergreifen sah. Er hatte seine Tatze noch auf dem toten Tier, als der alte Löwe heraufkam. Der Junge zog sich nun augenblicklich zurück, bis der alte Herr gespeist hatte, und ließ sich dann den Rest belieben. Um Himmels willen, was ist dies?«

»Ich meinte, es sei wieder der Lowe«, sagte Alexander, »aber es hat gedonnert, wir werden ein Gewitter kriegen.«

»Ja, und ein tüchtiges obendrein«, versetzte der Major. »Ich fürchte, wir müssen aufbrechen und unter Dach zu kommen suchen. Ich habe bereits einige Regentropfen verspürt.«

Jetzt zuckte ein blendender Blitzstrahl auf, dem rasch ein anderer folgte, und der Donner krachte augenblicklich hinterher.

»Fehlt nicht«, entgegnete Swinton, »und ich kann Euch sagen, wir werden es in weniger als einer Minute über uns haben. Ich will meinen Wagen aufsuchen.«

»Jedenfalls wird es diese Khoikhoi nüchtern waschen«, bemerkte der Major, als die drei von hinten gingen, um in ihren Wagen Schutz zu suchen.

Sie hatten kaum die Wagen erreicht, als der Himmel schon in Feuer stand und der Donner betäubend über ihren Häuptern hinrollte. Der Wind hob sich und blies mit furchtbarer Gewalt, während der Regen niederschoss, als wären in Wirklichkeit die Schleusen des Himmels geöffnet. Die Blitze waren so, dass man im Moment ihres Aufzuckens die ganze Gegend so klar sehen konnte wie bei Tag. Im nächsten Augenblick aber herrschte das tiefste Dunkel, und unter den betäubenden Donnerschlägen erzitterten sogar die Wagen samt allem, was darin war. Ein großer Baum, der keine fünfzig Schritte von der Karawane entfernt war, wurde vom Blitz getroffen und splitterte mit donnerndem Getöse zusammen. Die Xhosa hatten unter den Wagen Schutz gesucht.

Das Gewitter währte ungefähr eine Stunde, und dann klärte es sich eben so plötzlich wieder auf. Die Sterne flimmerten abermals am Himmel, und der rote Schein am Horizont verkündigte die Annäherung des Tages. Sobald das Gewitter vorüber war, kamen unsere Reisenden, die ihre Kleider nicht abgenommen hatten, aus ihren Bergwinkeln heraus und trafen am erloschenen Feuer wieder zusammen.

»Diese Nacht bin ich klüger geworden«, sagte Alexander. »Ich weiß jetzt, was ein afrikanisches Gewitter und das Gebrüll eines afrikanischen Löwen ist. Es ist doch kein Un-

glück geschehen, Bremen?«, fuhr er, zum Khoikhoi gewandt, fort, welcher in der Nähe stand.

»Nein, Sir, aber ich fürchte, es wird lange dauern, bis wir das Vieh eingesammelt haben. Wahrscheinlich hat es sich nach allen Richtungen zerstreut, und es dürfte der Fall sein, dass wir einige Tiere verlieren. Es wird bald Tag sein, und dann müssen wir ihnen nachsetzen.«

»Sind diese Kerle jetzt nüchtern?«

»Ja, Sir«, versetzte Bremen lachend. »Das Wasser hat allen Branntwein ans ihnen herausgewaschen.«

»So sagt ihnen, dass ich ihnen zur Strafe eine Woche lang keinen Tabak verabreichen lassen werde.«

»Es wäre besser, Sir, Ihr unterließe es jetzt«, entgegnete Bremen gedankenvoll. »Die Leute gehen ohnehin nicht gern weiter ins Land hinauf.«

»Ich bin gleichfalls dieser Ansicht«, bemerkte Swinton. »Auch müsst Ihr bedenken, dass das Fass auslief und die Verlockung allzu stark war. Ich würde für diesmal Nachsicht walten lassen. Gebt ihnen einen tüchtigen Verweis und lasst es dabei bewenden.«

»Nun, vielleicht ist dieses Verfahren immerhin das beste«, entgegnete Alexander, »ob schon ich nicht besorge, dass sie sich weiterzugehen weigern, denn wenn sie es tun, so entlasse ich sie und ziehe mit den Xhosa vorwärts. So viel ist gewiss, dass sie es nicht wagen werden, allein zurückzugehen.«

»Das ist wohl wahr, Sir«, erwiderte Bremen, »aber Ihr müsst den Xhosa nicht allzu viel trauen. Die Xhosa suchen stets Gewehre und Munition zu erhalten, und der Xhosakönig Hinza würde sich gleichfalls freuen, in den Besitz der Wagen und ihres Inhalts zu kommen. Er würde mit so vie-

len Gewehren zu einem reichen, mächtigen Mann. Der Xhosakönig wird Euch zwar nicht in seinem eigenen Lande bestehlen, weil er sich vor den Engländern fürchtet. Wenn aber die Wagen in diesem Land, das nicht ihm gehört, geraubt und ihr alle erschlagen werdet, so entschuldigt er sich, und sagt, er wisse nichts davon. Die Schuld müssen dann die Xhosa dieser Gegend tragen.«

»Bremen spricht sehr verständig«, sagte der Major. »Wir müssen die Khoikhoi als Zügel für die Xhosa, und die Xhosa als Zügel für die Khoikhoi beibehalten.«

»Verlasst Euch darauf, dass wir keine andere Politik verfolgen können«, versetzte Swinton.

»Ihr habt recht, und so soll denn nach Eurem Vorschlag gehandelt werden. Doch der Tag bricht an. Bremen, sammelt die Leute zum Aufsuchen des Viehes, und du, Omrah, sage Mahomed, er solle hierher kommen.«

»Beiläufig, Swinton«, fügte Major Henderson, »die Elefantenzähne, die in den Wagen liegen, bringen mich auf eine Frage, die ich Euch vorlegen möchte. In Ceylon, wo ich oft der Elefantenjagd oblag, haben diese Tiere keine Fangzähne. Auch in Indien sind sie nicht gewöhnlich und in der Regel sehr klein. Wie erklärt Ihr diese Abweichung?«

»Sie ist früher oft bemerkt worden und hat zu der Vermutung Anlass gegeben, die Vorsehung, welche stets auf die Bedürfnisse auch der geringsten Tiere Bedacht nimmt, habe dem afrikanischen Elefanten so große Fangzähne gegeben, weil er ihrer bedarf. In Ceylon findet sich Gras in Menge und Überfluss an Wasser. Auch hat sich dort der Elefant gegen keinen Feind zu verteidigen. Hier in Afrika sind die Flüsse zeitweilig sehr reißend, trocknen aber periodisch aus, und das einzige Mittel, welches der Elefant hat, um

sich in der heißen Jahreszeit Wasser zu verschaffen, besteht darin, dass er in den Flussbetten gräbt, bis er das feuchte Element findet, das er sodann mit dem Rüssel einfängt. Außerdem hat er sich gegen das Nashorn zu wehren, in welchem er einen furchtbaren und oft siegreichen Gegner hat. Ferner bedarf er in Afrika seiner Fanger, um sich seine Nahrung zu verschaffen, denn er gräbt damit die Mimose auf, um die saftige Wurzel dieses Baumes verzehren zu können. In der Tat könnte ein Elefant in Afrika ohne seine Fangzähne nicht gut auskommen.«

»Ich danke Euch für Eure Erklärung, die mir sehr befriedigend und folgerichtig zu sein scheint. Doch jetzt zu unserem Frühstück, denn ich sehe, Mahomed ist bereit, und Omrah hat schon unsere Teetassen aufgestellt. Schaut nur, wie eifrig er in den Teetopf bläst. Freilich dürfen wir von einem »Kind der Wüste« nicht erwarten, das es uns einen Londoner Bediensteten ersetzt.«

»Wo ist denn sein Feind und Widersacher, der ritterlich große Adam?«

»Er hat sich, glaube ich, schlimmer betrunken, als alle Übrigen. Der kleine Buschmann versäumte nicht, von seinem wehrlosen Zustand Vorteil zu ziehen, und hat ihn die ganze Nacht hindurch in jeder nur erdenklichen Weise gequält. Ich sah, wie er dem Khoikhoi, als er mit weit offenem Mund dalag, Wasser eingoss, bis er fast erstickte. Um es schneller hinunterzubringen, nahm er den großen Zinntrichter, steckte ihm das eine Ende in den Mund, und goss oben ein, bis das Wasser herauslief. Dann versuchte er, was er mit Feuer anfangen könne, und steckte ihm glühende Kohlen zwischen die Zehen ... Ich wette, der Bursche kann heute nicht gehen.«

»Ich fürchte, er wird Omrah noch umbringen«, sagte Alexander. »Man muss den Knaben warnen.«

»Das wird nicht viel nützen, und Omrah muss auf der Hut fein. Er weiß ebenso gut wie Ihr, dass Adam sein Feind ist, und nimmt sich deshalb vor ihm in acht. Ihn übrigens bereden zu wollen, dass er von seinen Possen ablasse, oder sie miteinander zu versöhnen, ist unmöglich«, sagte Swinton. »Ihr kennt die Buschmänner nicht.«

»So erzählt uns einiges von ihnen«, versetzte der Major. »Doch lasst Euch Zeit, bis Ihr mit diesem Elefantensteak, das Euch so gut zu schmecken scheint, fertig seid.«

»Das will ich Euch sagen, sobald ich mein Frühstück eingenommen habe«, erwiderte Swinton, »eher nicht. Denn wenn ich zu sprechen anfangen, zehrt Ihr mir das ganze Steak auf, und dies möchte ich doch nicht haben.«

»Ich vermute, wir werden heute nicht von hier fortkommen«, bemerkte Alexander. »Wenn sich, wie Bremen meint, das Vieh sehr weit verlaufen hat, so wird es zu spät, um am Abend noch aufzubrechen, und morgen ist Sonntag. Ihr erinnert Euch, was wir uns vorgenommen haben, und der Sabbat soll gebührend gefeiert werden.«

»Sehr wahr«, sagte der Major. »Dann muss uns eben Swinton unterhalten, indem er uns von den Löwen erzählt, denn er ist nicht fertig geworden, als uns das Gewitter überfiel.«

»Nein«, versetzte Swinton. »Ich habe noch viel zu erzählen und werde mich glücklich schätzen, es zu jeder geeigneten Zeit zu tun, Major. Nur jetzt nicht.«

»Mein lieber Freund«, entgegnete der Major, indem er ein weiteres Stück Elefantensteak auf Swintons Teller legte, »gebt Euch ja nicht der Vorstellung hin, als wolle ich Euch

nur deshalb zum Sprechen veranlassen, um Euren Anteil zu verzehren und den meinen dazu. Ich bitte, schreibt meine Ungeduld der wahren Ursache zu, dem Vergnügen, das mir Eure Belehrung gewährt.«

»Seht Ihr, Swinton, Ihr habt dem Major ein Kompliment abgepresst.«

»Ja, und ein Steak, was noch besser ist«, entgegnete Swinton lachend. »Nun, jetzt bin ich mit meinem Frühstück zu Ende, und will erzählen, was ich von Omrahs Volk weiß.

Die Buschmänner sind ursprünglich eine Khoikhoirasse. Dies wird, glaube ich, wenigem Zweifel unterliegen, ob schon ich der Ansicht bin, dass sie eine Volksrasse sind, die durch die Umstände gebildet wurde, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Der Khoikhoi in den Ebenen führt ein Nomadenleben. Er weidet seine Herden, und sie geben ihm Nahrung. Der Buschmann dagegen ist als ein Khoikhoi zu betrachten, der aus seinen fruchtbaren Ebenen vertrieben, seines Viehs beraubt und genötigt wurde, Sicherheit und Unterhalt in den Bergen zu suchen - mit einem Wort, er ist ein Berg-Khoikhoi. Von Hunger und schlimmer Behandlung gespornt, hat er sich so lange an dem Eigentum anderer vergriffen, bis diese Lebensweise ihm einen bestimmten Stempel aufprägte. Seine Hand war erhoben gegen jeden Menschen. Er wurde gehetzt wie ein wildes Tier und sah sich gezwungen, in den Höhlen eines fast unzugänglichen Gebirges sein Versteck zu suchen.

So entschwand Generation um Generation. Er hat Entbehrung und Hunger geduldet, bis sein Stamm so klein wurde, wie er jetzt ist. Außerstande, gegen die Gewalt anzukämpfen, hat er jetzt keine andere Waffe als seine Schlaueit und seine vergifteten Pfeile, mit denen er seinen Unterhalt er-

wirbt - oder vielmehr, es gelingt ihm auf diese Weise, sein Leben jämmerlich fortzuschleppen, aber weiter nichts. Es haben sich übrigens noch manche Rassen mit den Buschmännern vermischt; die entlaufenen Sklaven, die von Madagaskar hergebracht wurden, Malaien und sogar solche, die eine Beimischung von weißem Blut tragen und vielleicht wegen begangener Verbrechen der Strafe ausweichen wollten, haben die Rasse vergrößert und sich ihr einverleibt. Man nennt sie die Kinder der Wüste, und sie verdienen im buchstäblichen Sinne diese Bezeichnung.«

»Habt Ihr viele davon gesehen?«

»Ja, ich sah sie häufig, als ich im Namagualand und im Bechuana-Gebiet war. Ich denke nicht, dass sie unempfindlich gegen freundliche Behandlung sind, und glaube auch, dass man ihnen oft trauen kann, obschon man dabei große Gefahr läuft.«

»Haben sie sich je dankbar erwiesen?«

»Ja. Wenn ich zum Beispiel Wild für sie schoss, folgten sie mir, um mir die Wasserteiche zu zeigen, ohne die wir schwer gelitten haben, wo nicht gar zugrunde gegangen sein würden. Da vorhin von den Löwen die Rede war, - es ist eine altherkömmliche Meinung, dass der Schakal der Lieferant des Löwen sei. Mit weit mehr Recht lässt sich jedoch behaupten, der Löwe sei der Lieferant des Buschmanns.«

»Wirklich?«

»Ich fragte einmal einen Buschmann, wie er sich fortbringe und feine Antwort lautete: ›Ich lebe von den Löwen.‹ Ich ersuchte ihn, mir dies zu erklären, worauf er erwiderte: ›Ich will zeigen, was ich tue. Ich lasse die Löwen dem Wild folgen. Sie töten es und essen davon, bis sie ihren Magen ge-

füllt haben. Dann gehe ich zu der Stelle hinauf, wo der Löwe bei dem Gerippe sitzt, und mache mich ganz in seine Nähe, indem ich rufe: Was hast du da? Kannst du nichts für mich übrig lassen? Geh und gönne mir auch etwas Fleisch, oder ich tue dir etwas au. Dann tanze ich, springe umher und schüttele meinen Fellanzug. Der Löwe sieht nach mir hin, wendet sich um und geht.

Freilich knurrt er sehr viel, bleibt aber dennoch nicht und ich esse dann das Übrige.««

»Und dies sollte wahr sein?«

»Ich glaube, ja, denn ich habe es auch von vielen anderen bestätigen hören. Die Sache verhält sich nämlich so, dass der Löwe nur gefährlich ist, wenn er Hunger hat - den Angriff zähle ich natürlich nicht hierher -und hat er, wie der Buschmann sagte, genug gefressen, so wünscht er wahrscheinlich nach seinem Mahle durch die Anwesenheit und das Geschrei der Buschmänner nicht gestört zu werden, dass ganz kurze Zeit danach der Buschmann, welcher mir die eben mitgeteilte Geschichte erzählte, von einer Löwin getötet wurde, als er in seiner gewohnten Weise versuchte, sie durch Schreien von ihrem Raub zu vertreiben. Er hatte nämlich nur bemerkt, dass eine Löwin an einem wilden Pferd zehrte, nicht aber, dass sie ihre Jungen bei sich hatte. Als er daher auf sie zuging und schrie, brüllte sie wild, sprang, ehe er Zeit zum Rückzug hatte, auf ihn zu und riss ihn in Stücke.«

»Der Mensch gehört also nicht eigentlich in die hohe Jagd des Löwen, obschon er ihn tötet?«

»In der Regel nicht, aber die Namaqua sagten mir, wenn er einmal Vorliebe für Menschenfleisch fasse - und dies geschehe dann, wenn er im Hunger schon einen oder zwei

verzehrt habe - so werde er doppelt gefährlich. Er verachte fortan alles andere Wild und mache nur auf den Menschen Jagd. Ob diese Angabe wahr ist, kann ich nicht verbürgen, obschon sie viel für sich zu haben scheint.«

»Wenn hier ein Analogieschluss Anwendung finden kann, so muss es wohl der Fall sein«, entgegnete der Major. »Es ist eine bekannte Tatsache, dass die bengalischen Tiger in Indien Menschenfleisch, sobald sie es einmal gekostet haben, jedem anderen vorziehen. Auch sind diese Bestien den Eingeborenen wohl bekannt und werden von denselben Menschenfresser genannt. So sonderbar es auch klingen mag - das Menschenfleisch scheint ihnen nicht gesund zu sein, denn wenn sie sich einmal ausschließlich auf diese Kost verlegt haben, werden ihre Häute schäbig. Ich habe einmal von dem Rücken eines Elefanten herunter einen Menschenfresser geschossen und gefunden, dass die Haut nicht der Mühe des Abziehens verlohnte.«

»Die Namaqua sagten mir«, erwiderte Swinton, »wenn der Löwe einmal in das Menschenfleisch verliebt sei, so vergesse er, wenn es sich darum handle, diese Speise zu erhalten, seine gewöhnliche Vorsicht ganz und gar und springe durch ein Feuer nach seiner Beute hin. Ich besuchte einmal einen Namaquahäuptling, der von einem derartigen Löwen - einem Menschenfresser, wie ihn der Major nennt - schwer verwundet worden war. Er erzählte mir den schrecklichen Vorgang, der allerdings bekräftigt, was jene Leute von dem Löwen, der einmal eine Vorliebe für Menschenfleisch gefasst habe, behaupten.

Der Häuptling teilte mir mit, er sei mit einem Haufen seiner Leute auf die Jagd ausgezogen. Sie hatten Gewehre, Assegais, Bogen und Pfeile bei sich. Am ersten Tag trafen sie,

als sie eben einen Elefanten verfolgten, auf einige Löwen, von denen sie angegriffen wurden. Sie mussten, um ihr Leben zu retten, ein Pferd preisgeben, das von den Bestien verzehrt wurde. Dann suchten sie sich Verstecke in dichtem Gebüsch bei einem Teich, wo, wie sie wohl wussten, die Elefanten und Nashörner ihren Durst zu stillen pflegten.

Als sie eben auf ein Nashorn feuerten, sprang ein Löwe in ihr Gehege, nahm einen von den Männern auf und führte ihn mit sich fort. Sie konnten am anderen Tag nichts mehr von ihm finden als einen einzigen Fußknochen. In der nächsten Nacht, als sie in ihrem Buschhag bei einem Feuer saßen, kam wieder ein Löwe, packte einen der Leute, schleppte ihn durchs Feuer und riss ihm ein Stück aus dem Rücken. Einer aus dem Haufen gab Feuer, ohne jedoch zu treffen. Der Löwe ließ nun sein sterbendes Opfer fallen und brüllte durch das Feuer zu den Männern hin, sodass sie es nicht wagten, den Schuss zu wiederholen. Er nahm sodann seine Beute wieder auf und ging damit von dannen.

»Durch diese Unglücksfälle erschreckt, sammelten sich die Namaqua in einen einzigen starken Vorhau und schickten abends einen der Sklaven nach Wasser aus. Er hatte kaum den Teich erreicht, als er von einem Löwen ergriffen wurde. Sein Hilferuf war vergeblich. Er wurde fortgeschleppt durch die Wälder, und um anderen Tag fand man nur seinen Schädel, der durch die raue Zunge des Löwen glatt geleckert war.

Nachdem also auf diese Weise in drei Tagen drei Menschenleben verloren gegangen waren, zog der Häuptling mit all seinen Leuten auf die Jagd, um nur noch Löwen zu erlegen. Sie verfolgten die Spur des einen, welcher den

Sklaven fortgeschleppt hatte, und fanden bald zwei Löwen, von denen sie den kleinsten töteten. Nachdem sie sodann ihr Frühstück eingenommen hatten, zogen sie dem anderen nach, in welchem sie denjenigen erkannten, der mit dem Mann davongegangen war.

Sie folgten der Bestie zu einem mit Schilf bewachsenen Platz, wo sie sich verschanzt hatte. Das Schilf wurde sofort angezündet und der Löwe herausgetrieben. Er erhielt bei dieser Gelegenheit eine schwere Schusswunde und schien flüchten zu wollen, als er plötzlich wieder umkehrte und unter lautem Gebrüll durch den Rauch und das brennende Schilf schoss. Das Ungeheuer brach unter die Jäger und packte den Bruder des Häuptlings am Rücken. Im Nu waren besten Rippen herausgenommen und die Lunge bloßgelegt.

Der Häuptling eilte seinem sterbenden Bruder zu Hilfe, aber sein Gewehr versagte. Er warf es deshalb weg und packte in seiner Verzweiflung den Löwen am Schwanz. Der Löwe ließ sein anderes Opfer los und wandte sich gegen den Häuptling, dem er mit einem Schlag seiner Vordertatze ein großes Stück Fleisch aus dem Arm schlug. Dann führte er einen zweiten Streich und streckte ihn zu Boden. Der Häuptling stand augenblicklich wieder auf; aber der Löwe packte ihn jetzt am Knie, warf ihn wieder nieder, hielt ihn fest und verstümmelte ihm den linken Arm.

Zerfleischt und blutend rief der Häuptling mit schwacher Stimme seinen Leuten zu, sie sollten das Tier von hinten erschießen, was denn auch zuletzt geschah, indem man dem Löwen eine Kugel durch das Gehirn jagte. Da auf dieser unglückseligen Jagd in vier Tagen jeder Tag ein Menschen-

leben gekostet hatte, so wurde sie aufgegeben, der Bruder des Häuptlings beerdigt, und die Jäger zogen nach Hause, ihren verwundeten Häuptling mit sich fortnehmend.«

»Dies ist in der Tat das schrecklichste Löwenabenteuer, von dem ich je gehört habe«, sagte der Major. »Der Himmel bewahre uns vor einem Menschenfresser-Löwen.«

»Es hat mir fast den Atem benommen«, entgegnete Alexander.

»Ich will Euch jetzt ein anderes Abenteuer erzählen, das in seinen Resultaten nicht so verhängnisvoll war. Ich habe es aus dem Munde eines Buschmannes erfahren«, sagte Swinton. »Ein Buschmann verfolgte eine Zebraherde, und es war ihm eben gelungen, eines der Tiere mit seinem Pfeil zu verwunden, als er die Entdeckung machte, dass ein Löwe mit ihm auf dasselbe Wild Jagd machte. Letzterer schien es sehr übel zu nehmen, dass ein Unbefugter sich gegen seine oberherrlichen Jagdgerechtsame verging, und war augenscheinlich geneigt, den Buschmann als Wilddieb zu züchtigen, als dieser noch zu rechter Zeit einen Baum entdeckte, an welchem er hurtig hinaufkletterte. Der Löwe ließ die Zebraherde ziehen und schenkte dem Frevler seine volle Aufmerksamkeit. Er ging um den Baum herum und brüllte hin und wieder, während er nach dem Buschmann in die Höhe sah.

Endlich legte er sich unter dem Baum nieder und hielt daselbst die ganze Nacht durch Wache. Der Buschmann tat das Gleiche, wurde aber doch, da er sich sehr müde fühlte, vom Schlaf überwältigt und fing zu träumen an. Und was denkt Ihr wohl von dem Gegenstand seines Traumes? Er meinte, von dem Baum in den Rachen des Löwen herunterzufallen. Entsetzt fuhr er zusammen, verlor darüber seinen

Halt und fiel von dem Ast herab mit seinem vollen Gewicht auf den Rücken des Löwen. Über diese unerwartete Begrüßung sprang das Tier mit lautem Gebrüll auf, schüttelte den Buschmann ab und lief davon, so schnell es konnte. Der Buschmann dagegen half sich, sobald er seine Besinnung wiedergewonnen hatte, auf die Beine und ergriff in einer anderen Richtung die Flucht. So waren denn die Schläfer wach und der Traum zur Wahrheit geworden.«

»Die Belagerer wie die Belagerten zogen sich zurück und räumten das Fort zu gleicher Zeit«, rief der Major lachend. »Nun ich denke, Ihr habt jetzt genug von den Löwen gehört«, sagte Swinton.

»Wenn Ihr so wollt, so war dies schon in der letzten Nacht der Fall. Nur sind Eure Löwen nicht ganz so nah, wie jener.«

Kapitel 8

Die Xhosa und Khoikhoi hatten die größte Mühe, das Vieh einzusammeln und kehrten erst abends mit demselben zurück. Zwei oder drei Ochsen wurden erst spät in der Nacht eingebracht, so sehr hatte die Nähe des Löwen die Tiere verschüchtert. Als es schon zu spät war, um an einen Anspruch zu denken, zogen unsere Reisenden mit ihren Gewehren aus, um sich ein wenig Unterhaltung zu machen. Omrah und Begum waren gleichfalls von der Partie, denn Letztere folgte stets ihrem Gebieter, wenn sie nicht angebunden war. Zuerst begaben sie sich zu der Anhöhe, von welcher aus sie den schönen Anblick auf das mit Elefanten bedeckte Tal gehabt hatten, und dann zu der Stelle, wo der

männliche Elefant gefallen war. Dort fanden sie, dass die Xhosa, die Wölfe und Geier das Fleisch rein abgenagt hatten, sodass nur noch das bloße Skelett dalag, und zwar so schön, dass man es für jedes Museum hätte brauchen können.

Da sie übrigens für so gewichtige Artikel keinen Platz in ihren Wagen hatten, so zogen sie weiter, nachdem zuvor Swinton einige Bemerkungen über den Bau des Tieres gemacht hatte. Begum wollte sich dem Skelett nicht nähern, sondern schien sich davor zu fürchten. Sie begaben sich sodann zu dem Fels, der ihnen Schutz gegen die Elefantenherde geboten hatte. Während sie noch unten standen, wurden sie plötzlich von einem lauten Getöse und dem Geschrei »Quah, quah« über ihren Köpfen begrüßt.

Sobald Begum dies hörte, lief sie mit allen Zeichen von Angst auf den Major zu und hielt sich an dessen lederner Beinbekleidung fest.

»Was war dies?«, fragte Alexander. »Ich sehe nichts.«

»Es ist ein Rudel von Pavianen«, versetzte der Major. »Dort sind sie. Seht Ihr nicht ihre Köpfe über dem Felsen?«

»Sie sollen ein bisschen mehr zeigen, dass wir einen Schuss nach ihnen tun können«, erwiderte Alexander, indem er den Hahn seines Gewehres spannte.

»So lieb Euch Euer Leben ist, unterlasst dies«, rief Swinton. »Ihr müsst sie nicht aufbringen, denn wenn sie zahlreich sind, werdet Ihr geschunden und in Stücke gerissen. Ihr habt gar keinen Begriff, wie stark und wild diese Geschöpfe sind. Schaut nur dahin ... Sie kommen allmählich herunter ... Wir werden gut tun, wenn wir uns aus dem Staub machen.«

»Ich bin gleichfalls dieser Ansicht, denn sie gebärden sich

sehr zornig«, sagte der Major. »Sie haben Begum gesehen und meinen, wir hätten ein Stück von ihrer Herde in unserem Besitz. Gebt ja nicht Feuer, Wilmot, es sei denn, dass Ihr Euch für Euer Leben wehren müsstet, denn wir sind zu wenige, um sie einzuschüchtern. Da kommen sie ... wenigstens hundert an der Zahl. Wir wollen langsam weitergehen ... mit Laufen wird nichts ausgerichtet, denn dann machen sie mit einem Mal Jagd auf uns.«

Die Paviane, von denen einige riesenhaft groß waren, kamen jetzt grunzend, grinsend und von Stein zu Stein springend von dem Felsen herunter. Sie streckten die Mäuler vor, schüttelten ihre Köpfe, zogen ihre Stirnhaut zurück und zeigten ihre furchtbaren Hauer, wobei sie immer näher kamen und jeden Augenblick anzugreifen drohten. Einige von den größten Männchen waren so weit vorgerückt, dass sie nach Omrah griffen. Was Begum betraf, so hielt sie sich hinter dem Major und verbarg sich so viel wie möglich. Endlich war ein Paar so nahe gekommen, dass sie der Major, als sie sich auf ihre Hinterbeine erhoben, mit seiner Büchse abwehren musste.

»Wenn sie zu nahe kommen, so richtet Eure Gewehrläufe auf sie«, sagte Swinton, »aber ich bitte, schießt nicht. Wenn wir nur diesen seligen Grund im Rücken hätten und in der Ebene unten wären, so könnten wir sie wahrscheinlich los werden.«

Der Grund, auf welchem sie sich befanden, gehörte noch zu der felsigen Anhöhe, auf welchen sie sich tags zuvor gegen die Elefanten geschützt hatten. Etwa fünfundzwanzig Schritte von ihnen befand sich eine vier Fuß hohe Felswand, die sich an die Ebene anschloss. Sie wehrten, rückwärtsgehend, die Tiere so gut wie möglich ab und hatten

etwa die Hälfte des vorgedachten Weges zurückgelegt, als einige Paviane von der anderen Seite des Felsens herkamen, um unseren Abenteurern den Rückzug abzuschneiden. Sie hatten es augenscheinlich darauf abgesehen, sich der Begum zu bemächtigen, welche sie für eine Gefangene hielten, die zu ihrer Herde gehörte.

Ihre Lage wurde nun bedenklicher, denn der ganze Haufen schloss sich den Vordersten an, und ihr zorniges Geschrei steigerte sich mit jedem Augenblick.

»Ich glaube wahrhaftig, dass wir Feuer geben müssen«, sagte der Major.

Aber in dem gleichen Augenblick ließ sich ein tiefes hohles Geheul und unmittelbar darauf das Brüllen eines Tieres vernehmen, das sich in nicht großer Entfernung zu befinden schien. Bei diesem Ton machten die Paviane halt und lauschten stumm. Das Geheul und das Brüllen wiederholten sich. Nun stieß ein Pavian auf dem Felsen einen Schrei aus, worauf alle sich umdrehten und die Flucht ergriffen - sehr zur Freude unserer Reisenden, welche die eigentümliche Schwierigkeit und Gefahr ihrer Lage wohl begriffen.

»Welchen Tier hat sie wohl so eingeschüchtert, dass sie Reißaus nahmen?«, fragte der Major.

»Es war das Brüllen eines Leoparden«, versetzte Swinton. »Wir müssen auf der Hut sein, da er wahrscheinlich ganz in der Nähe ist. Der Leopard ist der gefürchtetste Feind der Paviane. Aber wo haben wir Omrah?«

Sie schauten umher, ohne des Knaben ansichtig werden zu können. Endlich aber zeigte sich der Kopf über der vorerwähnten Felswand. Er sprang sodann herauf und begann Posse zu treiben, indem er die Paviane, wie sie sich zum Angriff rüsteten, nachmachte.

Während sie noch über ihn lachten, machte er mit einem Mal halt, führte die Hände an seinem Mund und ließ dasselbe Geheul und Gebrüll vernehmen, wie sie es vorhin gehört hatten. Dann lief er nach Weise der Paviane davon.

»So war es also der Buschmann, der uns die Bestien vom Halse geschafft hat - er ist ein gescheiter kleiner Kerl.«

»Und ich weiß nicht, ob er uns nicht vielleicht das Leben rettete«, versetzte Swinton. »Doch er ist sozusagen unter ihnen aufgewachsen und kennt ihre Gewohnheiten. Hätte er sich, ehe er den Leopard nachahmte, nicht unter den Felsen verborgen, so wäre seine List fruchtlos gewesen, da sie sich nichts daraus gemacht haben würden, wenn sie hörten, das Geheul gehe von ihm aus. Ich bewundere die Geistesgegenwart des Knaben.«

»Es kam mir einmal vor, dass die Paviane glaubten, Omrah sei einer der ihren. Habt Ihr nicht gesehen, wie sie nach ihm langten?«

»Es wäre nicht das erste Mal, dass diese Tiere einen Knaben entführt hätten«, sagte Swinton. »Ich sah einen zu Leteku, welcher von Pavianen geraubt wurde und zwei Jahre unter ihnen lebte.«

»Und wie behandelten sie ihn?«

»Sehr gut, nur hielten sie ihn in der Gefangenschaft. Als sie fanden, dass er ihre grobe Kost nicht essen konnte, brachten sie ihm andere Dinge. Auch erlaubten sie ihm stets, zuerst aus dem Teich zu trinken.«

»Dies ist eine Huldigung, die sie unserer Überlegenheit erweisen. Der Geier hole ihr Quah. Es wird mir eine Woche lang in den Ohren nachklingen. Und welche schrecklich große Hauer sie haben.«

»Ja, ihre Schneidezähne sind sehr groß. Wenn sie in gro-

ßer Anzahl beisammen sind, werden sie oft über den Leopard Herr. Verliert sich aber einer von der Herde, so hat er natürlich einem solchen Feind gegenüber keine Aussicht. Begum schien nicht geneigt zu sein, die verwandtschaftlichen Beziehungen zu erneuern.«

»Kein Affe tut dies, wenn er einmal unter den Menschen gelebt hat. Überhaupt fragt sich es sehr, ob sie Begum, im Falle sie sich ihrer hätten bemächtigen können, nicht augenblicklich in Stücke gerissen oder in anderer Weise tot gequält haben würden.«

»Jedenfalls seid Ihr für Euer Wohlwollen gegen den armen kleinen Buschmanns belohnt worden, Swinton, und auch wir haben davon Nutzen gezogen«, bemerkte Alexander. »Doch da kommen einige der Ochsen. Ich hoffe, wir werden instande sein, am Montag früh wieder aufzubrechen. Die eingeborenen Xhosa sagen, die Wagen können nicht viel weiter vordringen.«

»Nein, nicht viel weiter als bis an die Ufer des Umtaflusses. Von dort aus habt Ihr übrigens nicht mehr weit bis zu dem Ort Eurer Bestimmung. Ich glaube, Daka ist der Name des Häuptlings.«

»Ja, so heißt er, und wenn ich mit meiner Vermutung recht habe, so muss er Geschwisterkindskind zu mir sein. Wenn ich mich in diesem wilden Land sehe, klingt es doch sonderbar, dass ich in einer Entfernung von acht Stunden einen Blutsverwandten haben soll, der zu den Eingeborenen gehört.«

»Nun, wir werden bald der Wahrheit auf den Grund kommen«, versetzte der Major. »Indes muss ich sagen, dass Ihr Euch einen weiten Weg bemüht habt, wenn's Euch bloß um einen Morgenbesuch zu tun ist.«

»Ich bin gekommen, um über eine Sache Überzeugung einzuholen, die, wenn sie sich bewahrheiten sollte, nicht weniger, als eine Quelle der Freude sein kann, sofern ich aus dem, was ich von dem Land und seinen Einwohnern gesehen habe, einen Schluss ziehen darf. Ich hoffe nur, der Tatbestand möge sich anders verhalten, als wir vermuten, obschon ich fürchte, dass hierzu wenig Aussicht vorhanden ist.«

»Komme, was da will«, bemerkte Swinton, »jedenfalls könnt Ihr Euch das Zeugnis geben, dass Ihr Eure Pflicht getan habt.«

Als sie bei den Wagen anlangten, fanden sie, dass alles Vieh beisammen war. Die Nacht über vermehrten sie die Anzahl ihrer Feuer und banden die Ochsen an den Wagen fest, damit sie sich nicht wieder zerstreuten, wenn der Löwe zurückkehrte. Letzteres geschah übrigens nicht, und die Nacht entschwand ohne Störung. Da der folgende Tag ein Sonntag war, so wurden die Khoikhoi versammelt und erhielten die Weisung, sich nicht aus dem Lager zu entfernen, zumal von ihnen erwartet werde, dass sie beim Gebet und Gottesdienst sich einfänden. Da ferner von keinem Jagdzug die Rede war, so blieben auch die Xhosakrieger bei der Karawane, während die eingeborenen Xhosa sich mit ihren Milchkörben und anderen Artikeln einfanden, um sie zu verkaufen oder auszutauschen. Vor dem Mittagessen läutete Bremen die Glocke, welche sie vom Kap mitgebracht hatten, damit sie einem allenfalls Verirrten als Führer zum Lager diene, und die Khoikhoi versammelten sich. Es wurden nun die Gebete und ein Abschnitt aus der Bibel vorgesehen.

Die Xhosakrieger, welchen man bedeutet hatte, dass die

weißen Männer zu ihrem Gott beteten, benahmen sich stumm und aufmerksam, obgleich sie nicht verstehen konnten, was gesprochen wurde. Auch die eingeborenen Xhosa, Männer, Frauen und Kinder, setzten sich in der Nähe nieder und hörten zu. Sobald der Gottesdienst vorüber war, bat der Führer der Xhosakrieger den Dolmetscher, er möchte unsere Reisenden fragen, warum sie die Glocke geläutet hätten - ob es in der Absicht geschehen sei, nur ihren Gott wissen zu lassen, dass sie beten wollten, und ob er auch höre, was sie sagten.

Swinton versetzte, ihr Gott vernähme alles, was sie sprächen, und höre auf die Gebete derjenigen, die ihm vertrauten.

Die Xhosa stellten noch viele andere Fragen, die Mr. Swinton mit großer Vorsicht behandelte, da er fürchtete, er möchte sonst nicht verstanden werden. Sie begriffen ihn übrigens wohl, wie sich aus den Fragen herausstellte, die sie an seine Erklärungen knüpften. Ein großer Teil des Nachmittags wurde in dieser belehrenden Weise verbracht, und unsere Reisenden fühlten sich überzeugt, dass sie durch die Feier des Sabbats in diesem wilden Land ein gutes Beispiel gegeben hatten.

Swinton bemerkte ganz richtig: »Die Missionare kommen ins Land, um das Evangelium von Jeffs Christus zu verbreiten. Sie sagen den Eingeborenen, dies sei die Religion und der Glaube der weißen Männer und so lauteten ihre Lehrsätze. Nun kommen die Weißen bald als Händler, bald als Reisende ins Land, und wenn die Eingeborenen, wie es so häufig der Fall ist, finden müssen, dass die weißen Männer, welche den Behauptungen der Missionare zufolge denselben Glauben haben, nicht nur keine Spur davon zeigen,

sondern sich sogar derjenigen Sünden schuldig machen, die durch die gepredigte Religion ausdrücklich verboten werden. Muss dadurch nicht die Wirksamkeit der Missionare beinahe gänzlich zerstört werden?«

»Ich habe mir oft Gedanken gemacht, das Benehmen der holländischen Boern gegen die Eingeborenen müsse eine derartige Wirkung geübt haben, denn man darf wohl sagen, dass die Kolonie ganz auf das Gegenteil von dem Grundsatz gebaut wurde, welcher lehrt: ›Tue anderen, wie du wünschest, dass dir geschehe.« Ich glaube, noch nie fand in irgendwelchen Teil der Welt ein Verkehr zwischen Namenchristen und Wilden statt, ohne dass Letztere den Ersteren mit Recht den Vorwurf machen konnten, sie predigten das eine und täten das andere. Leider ist dies nur zu wahr. Sogar diejenigen, welche ihre Heimat um religiöser Verfügungen willen verlassen hatten, sind in denselben Irrtum verfallen. Die Puritaner, welche zu Salem landeten, waren gegen die Indianer so barbarisch wie Pizarro und sein Anhang gegen die Peruaner. In beiden Fällen wurden die armen Eingeborenen zu Tode gehetzt.«

Kapitel 9

Am Montag brachen sie mit dem Tageslicht auf und setzten ihre Reise fort, ohne übrigens rasch vorwärts zu kommen, weil man die Wagen in einem weglosen Land, in welchem Schluchten und Gebirge miteinander abwechselten, nicht gut weiter schaffen konnte. Der zweite Tag war noch schwieriger. Sie mussten Bäume fällen, Löcher ausfüllen und große Felsstücke beseitigen. Aber trotz aller Vorsicht

gerieten doch die Wagen oft in Unordnung und man musste haltmachen, um Ausbesserungen vorzunehmen.

Aue Abend waren sie noch ungefähr vier Stunden vom Mthatha entfernt. Die Berichte der Eingeborenen machten es zweifelhaft, ob sie mit ihren Wagen bis an das Ufer desselben kommen konnten. Auch erfuhren sie, dass die Ama-guibi, die unter Quitu stehende Kriegernation, welche vom Norden heruntergekommen war, von zweien der eingeborenen Stämme, denen einige Weiße mit Gewehren Beihilfe leisteten, angegriffen worden seien. Die Weißen hätten insgesamt den Tod gefunden und die feindliche Armee sei auf dem Marsch nach dem Süden begriffen.

Die eingeborenen Xhosa gerieten hierüber in einen panischen Schrecken, der sich bald auch den Khoikhoi mitteilte. Anfangs murmelten sie an ihrem Feuer und brachen zuletzt in offene Meuterei aus. Der große Adam kam mit drei anderen zum Feuer, an welchem unsere Reisenden saßen, und erklärte ihnen, dass man augenblicklich umkehren müsse, zumal sie nicht Lust hätten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Wollten die Gentlemen durchaus vorwärts, so sollten sie es allein tun, denn die Khoikhoi seien nicht geneigt, sich von den herankommenden Wilden ermorden zu lassen. Swinton konnte Holländisch sprechen und erwiderte, nachdem er sich zuvor mit Alexander und dem Major beraten hatte, es sei allerdings richtig, dass sich Quitus Armee im Norden befinde, aber die Kunde von der Niederlage der Xhosa und vom Vorrücken der Armee habe sich noch nicht bestätigt. Sie sei bloßes Gerücht und könne ebenso gut falsch sein. Aber selbst wenn die Sache sich so verhalte, so folge daraus noch nicht, dass der Feind in die Richtung kommen müsse, welche sie selbst einzuschlagen

gedächten. Zum Rückzug sei noch hinreichend Zeit, wenn sie sich von dem wahren Sachbestand überzeugt hätten, und dies könne spätestens im Verlauf einiger Tage geschehen. Die Khoikhoi wollten jedoch auf keine Vorstellungen hören, sondern erklärten, dass sie nicht geneigt seien, weiterzuziehen.

Inzwischen hatten sich alle übrigen Khoikhoi den ersten Sprechern angeschlossen und stellten dieselbe Forderung, indem sie erklärten, dass sie keinen Schritt weiter ziehen wollten. Nur Bremen und Swanevelt setzten sich dagegen und versicherten, dass sie ihren Herren folgen würden, wohin diese sie zu führen geneigt wären. Alexander ließ nun den Dolmetscher und den Häuptling der Xhosa-Krieger, die ihm Hinza mitgegeben hatte, kommen und Letzteren fragen, ob er mit seinen Leuten geneigt sei, ihnen zu folgen. Der Xhosa antwortete bejahend. Hinza habe sie mit dem Schutz der Fremdlinge beauftragt, und sie könnten nicht zurückkehren und sagen, sie hätten ihre Pflegebefohlenen verlassen, weil ein Feind in der Nähe gewesen sei. Wenn sie dies täten, würde Hinza sie alle töten lassen. Sie müssten deshalb die Reisenden wohlbehalten zurückbringen oder ihr Leben in Verteidigung derselben verlieren.

»Gut also«, sagte der Major, »jetzt können wir ohne diese memmenhaften Schurken auskommen, die doch zu nichts nütze sind, als zum Essen und Trinken. Wir wollen sie samt und sonders abdanken, Bremen und Swanevelt ausgenommen.«

»Ich bin mit Euch einverstanden, Major«, versetzte Alexander. »Was haltet Ihr von der Sache, Swinton?«

»Ja, wir wollen sie abdanken, denn sie geraten dadurch in eine köstliche Klemme. Natürlich lässt man ihnen die Waf-

fen und fordert sie auf, nach Hause zu gehen. Da sie nun dies nicht wagen werden, so müssen sie bleiben. Zuerst aber wollen wir uns ihrer Musketen bemächtigen, die sie um ihr Feuer herumliegen haben, denn gutwillig werden sie die Waffen nicht ausfolgen wollen, und dann wären wir in einer schwierigen Lage. Ich will mich fortschleichen und Ihr besprecht Euch mit ihnen, bis ich zurückkehre. Wenn ich wiederkomme, sind alle Gewehre in den Magazinen eingeschlossen.«

Swinton erhob sich und der Major redete die Khoikhoi folgendermaßen an.

»Wohlan, ihr Burschen, da sind Bremen und Swanevelt, welche sich bereit erklärt haben, uns zu folgen. Auch weigern sich die Xhosa-Krieger nicht, ein Gleiches zu tun. Ihr aber, ein Häuflein von ungefähr zwanzig - ihr wollt euch sträuben? Nein, ich kann mir nicht denken, dass ihr uns verlassen wollt, denn ihr wisst, dass wir euch gut behandelt und euch reichlich Tabak gegeben haben. Auch ist euch nicht unbekannt, dass euch Züchtigung bevorsteht, sobald ihr zum Kap zurückkehrt. Warum seid ihr also so töricht? Besinnt euch! Ich bin überzeugt, ihr werdet euch eines Besseren bedenken. Lasst mich einmal deutlich und klar eure Gründe vernehmen, warum ihr nicht mit uns ziehen wollt. Ich wünsche sie noch einmal zu vernehmen, und jeder von euch soll für sich sprechen.«

Die Khoikhoi begannen ohne Zögern abermals die Gründe ihrer Weigerung vorzutragen. Der Major gewann dadurch, dass er jeden einzeln sprechen ließ, die erforderliche Zeit. Ehe sie noch ausgeredet hatten, kam Swinton zurück und nahm seinen Platz beim Feuer ein.

»Alles ist in Richtigkeit«, sagte er. »Die Gewehre von Bre-

men und Swanevelt sind mit den übrigen eingeschlossen.«

Unsere Reisenden hatten ihre neben sich liegen. Die Xhosa-Krieger, welche hinter den Khoikhoi standen, waren mit Assagaien bewaffnet. Ihre Schilde aber hingen wie gewöhnlich an den Seiten der Wagen. Der Major ließ die Khoikhoi ausreden und sagte sodann zu Wilmot: »Jetzt können wir den Stiel umdrehen.«

Alexander erhob sich nun mit dem Gewehr in der Hand, und der Major folgte mit Swinton seinem Beispiel. Dann erklärte Ersterer den Khoikhoi, dass sie ein Pack memmenhafter Schurken seien, die man recht gut entbehren könne, da Bremen und Swanevelt als auch die Xhosa-Krieger erklärt hätten, sie wollten bei ihnen aushalten. Wenn sie nun einmal nicht mitziehen wollten, so befehle er ihnen jetzt, das Lager augenblicklich zu verlassen, da er ihnen in Zukunft weder Nahrung noch sonst etwas reichen werde.

»Also fort mit euch - fort mit euch allen. Und wenn ihr euch noch morgen früh in der Nähe des Lagers blicken lasst - ja, wenn sich auch nur ein Einziger untersteht, uns zu folgen, so werde ich den Xhosa Befehl erteilen, den Ungehorsamen niederzustecken. Ihr seid entlassen, und morgen brechen wir ohne euch auf.«

Alexander rief dann den Häuptling der Xhosa-Krieger herbei und forderte denselben in Beisein der Khoikhoi auf, seine Krieger anzuhalten, dass sie die Nacht über dem Vieh, den Pferden und Schafen besondere Aufmerksamkeit widmen und jeden niederstechen sollten, der es versuchen sollte, ein Stück davon anzurühren.

»Tut dies augenblicklich«, fügte Alexander gegen den Häuptling bei, der sich ohne Zögern mit seinen Leuten besprach, worauf diese hingingen, um seine Befehle in Voll-

zug zu setzen.

Die Khoikhoi, welche alles dies mit angehört hatten, zogen sich jetzt zu ihren Wagen zurück, waren aber nicht wenig bestürzt, als sie fanden, dass man ihre Gewehre beiseitegeschafft hatte, denn durch ihre Waffen und den Schießbedarf wäre es ihnen allein möglich gewesen, sich auf dem Rückweg Nahrung und Schutz zu sichern. Sie berieten sich in gedämpfter Stimme. Als sie umsahen, bemerkten sie, dass unsere drei Reisenden das Feuer verlassen hatten und mit ihren Gewehren auf den Wagen Wache hielten, damit vonseiten der Khoikhoi kein Versuch gemacht werden könne, die Vorräte zu rauben. Außerdem hatte unmittelbar nach der Besprechung einem Befehl des Majors zufolge der Xhosa-Häuptling zehn seiner Leute mit ihren Speeren neben den Wagen aufgestellt. Die Khoikhoi sahen nun, dass sie außerstande waren, etwas anzufangen.

Wie hätten sie auch ohne Mundvorrat, ohne Waffen und Munition einen Weg von so vielen Meilen zurücklegen können? Wie konnten sie leben, wenn sie an Ort und Stelle blieben? Als sie unsere Reisenden zur Rückkehr zwingen wollten, hatten sie den Umstand ganz übersehen, dass sich diese mit den Xhosa-Kriegern schützen konnten, und dass sie selbst durchaus nicht in der Lage waren, ihrem Ansinnen Nachdruck zu geben.

Nach langer Beratung taten sie, was die Khoikhoi in allen Fällen zu tun pflegen - sie legten sich beim Feuer nieder und schliefen ein. Sobald sich Swinton überzeugt hatte, dass sie wirklich schliefen, machte er seinen beiden Freunden den Vorschlag, selbst auch zur Ruhe zu gehen und die Wache den Xhosa zu überlassen, was denn auch geschah. Denn sie wussten wohl, dass ein Khoikhoi, wenn er einmal

eingeschlafen ist, sich nicht leicht wieder wecken lässt, selbst wenn es sich um Verrat, List und Beute handelt.

Kurz nach Tagesanbruch kam Bremen mit der Nachricht, er habe gefunden, dass die Wagen nicht weitergehen könnten. Er sei vorausgegangen und habe die Entdeckung gemacht, dass etwa eine Viertelstunde vor ihnen eine Schlucht liege, die nur mit Schwierigkeit dem Vieh Übergang gestatte, den Wagen aber ein unüberwindbares Hindernis in den Weg lege. Eine Stunde weiter unten habe er den Fluss sehen können. Aber auch dieser sei so in Felsen eingebettet, dass an ein Weiterbringen der Wagen nicht zu denken sei.

Der Major machte sich augenblicklich mit Bremen auf den Weg, um sich von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, und kehrte mit der Erklärung zurück, dass die Wagen nicht weitergeschafft werden könnten.

»Dann müssen wir Kriegsrat halten«, sagte Swinton. »Ihr geht natürlich vorwärts, Wilmot. Dies ist ausgemacht. Wir müssen jetzt zu Pferde weiter. Es handelt sich nur noch um die Frage, welche Streitkraft wollt Ihr mitnehmen, und wen wollen wir als Wache bei den Wagen zurücklassen?«

»Ich denke, wir können auf die Xhosa bauen. Meint Ihr nicht?«

»Allerdings. Aber es wäre mir ungemein lieb, wenn die Khoikhoi sich nicht empört hätten. Sie sind zwar in mancher Hinsicht feige Tröpfe, halten sich aber doch, wenn sie ihre Musketen in der Hand haben, wacker, und können die Eingeborenen zur Ordnung verweisen.«

»Der Inhalt unserer Wagen könnte den Xhosa zur Versuchung werden. Bei den Khoikhoi wäre dies nicht zu befürchten, da ihnen bloß darum zu tun ist, wohlbehalten zu-

rückzukommen und ihren Lohn zu erhalten. Wir müssen sie also gegeneinander ausspielen.«

»Da kommt das ganze Khoikhoi-Gesindel heran«, sagte der Major. »Ich hoffe, sie haben im Sinn, sich zu unterwerfen. Es ist sehr wünschenswert, dass dies geschehe, ehe sie von der Notwendigkeit, die Wagen hier zu lassen, unterrichtet sind.«

Die Vermutung des Majors erwies sich als richtig. Die Khoikhoi hatten die Sache abermals besprochen und die Hilflosigkeit ihrer Lage eingesehen, weshalb sie in Scharen erschienen, um sich Verzeihung zu erbitten und gegenüber unseren Reisenden zu erklären, dass sie bereit wären, denselben überall hin zu folgen.

Alexander zögerte lange, ehe er eine Geneigtheit blicken ließ, sie wieder anzunehmen, und schien sich erst dann zu erweichen, nachdem sie Versprechungen gemacht hatten. Swinton legte ein Fürwort für sie ein, und endlich erklärte Alexander, er wolle ihr meuterisches Betragen übersehen, wenn sie sich künftig wohl verhielten. Nachdem die Sache in dieser befriedigenden Weise abgetan war, wurde die frühere Frage wieder aufgenommen.

»Ich fürchte, einer von Euch muss bei den Wagen bleiben«, bemerkte Alexander. »Oder habt etwa Ihr beide Lust dazu? Ich habe kein Recht, von Euch zu verlangen, dass Ihr mich auf jede Wildgansjagd begleitet und Euch für nichts und wieder nichts in Gefahr setzt.«

»Es ist allerdings sehr nötig, dass einer bei den Wagen bleibt«, versetzte Swinton, »und ich halte den Major für die passendste Person, wenn er anders nichts dagegen einzuwenden hat. Das zurückbleibende Häuflein muss sich mit seinen Gewehren selbst verköstigen, und es wird mehr mi-

litärischen Taktes bedürfen, als ich besitze, nun die geeigneten Anordnungen zu treffen und die Wagen zu verteidigen. Ich will Euch begleiten, Wilmot, da ich besser Holländisch sprechen kann und der Dolmetscher nicht gut ohne mich fortkommen wird.«

»Wollt Ihr die Güte haben, in meiner Abwesenheit für die Wagen Sorge zu tragen, Major?«

»Es wird wohl das Beste sein, obschon ich lieber mit Euch gezogen wäre«, versetzte der Major. »Ich denke, Ihr solltet dreißig Xhosa, Bremen und acht Khoikhoi mit Euch nehmen. Mir überlasst Ihr Swanevelt und die übrigen Khoikhoi.«

»Ganz recht. Wir wollen außerdem auch den Xhosa-Häuptling an Euch abtreten.«

»Nein, er muss mit dem größten Teil seines Trupps gehen und kann nicht wohl von ihm getrennt werden. Ich will einen passenden Platz für die Wagen aussuchen und denselben mit einer regelmäßigen Stockade versehen. Das gibt hübsche Arbeit für die Khoikhoi, und ich wette, man soll mir nichts anhaben können.«

»Den jungen Buschmann kann ich Euch nicht lassen, Major«, sagte Swinton, »denn da wir vier Pferde mitnehmen, so wünsche ich, dass Omrah eines derselben reite und uns bediene. Euch bleibt ja Euer Mahomed.«

»Wenn Ihr wollt, könnt Ihr meinerwegen Begum das vierte Tier reiten lassen«, versetzte der Major; »dann hat jeder von Euch seinen Reitknecht.«

»Nein, nein, es wäre schade, Euch und sie zu trennen. Wir haben übrigens keine Zeit zu verlieren, denn wenn dieser große Häuptling und Krieger Quitu vorrückt, dürfen wir uns wohl auf einen Rückzug gefasst halten. Je früher wir

aufbrechen, desto früher sind wir wieder hier. Also aufgepackt!«

Kapitel 10

Alexander schickte nun zuerst nach den Khoikhoi, verwies ihnen wiederholt ihr früheres Benehmen, und fragte sie sodann, wer freiwillig bereit sei, mit ihnen zu ziehen, da er sich vorgenommen habe, die Wagen mit Major Henderson zurückzulassen und die kurze Strecke der Reise, welche noch zurückzulegen sei, zu Pferde zu machen.

Mehrere von den Khoikhoi traten sogleich vor, während die Häupter der Meuterei zurückblieben. Alexander sah hierin den Beweis, dass die Freiwilligen von den übrigen beredet worden seien und jetzt ihren Schritt bereuten. Er nahm daher sogleich ihre Dienstanbietungen an und ließ ihnen ihre Musketen zurückgeben. Dann teilte er seine Absichten dem Xhosa-Häuptling mit, der die erforderlichen dreißig Krieger aussuchte. Nach drei Stunden war alles zur Abreise vorbereitet.

Die beiden Parteien hatten unter sich ausgemacht, dass sie sich im Fall einer Gefahr womöglich zu dem neu errichteten Missionsposten Morley an der Seeküste zurückziehen sollten. Anderenfalls aber hatten die Wagen bis zu Alexanders Rückkehr an Ort und Stelle zu bleiben. Nachdem sie alles Nötige in kleine Pakete gepackt hatten, welche von den Xhosa getragen werden konnten, sagten sie dem Major Lebewohl und brachen ohne weitere Beschwerung als die vorerwähnte auf, denn Alexander wollte sich nicht mit Gegenständen belasten, die bei einem raschen Vorschreiten

oder, wenn es darauf ankam, bei einem schnellen Rückzug hinderlich werden konnten.

Nach zwei Stunden gelangten sie durch beschwerliche Pässe an das Ufer des Umtata-Flusses, über den sie setzten. Bald danach trafen sie auf einen Xhosa-Kraal, wo sie erfuhren, dass Daka, der Häuptling, den sie suchten, irr einer Entfernung von nicht mehr als acht Stunden wohne. Auch wurde es ihnen leicht, sich einen Führer zu verschaffen, der sie an Ort und Stelle geleitete.

Die Gerüchte vom Vorrücken des Amaquibi-Heeres fanden hier volle Bestätigung. Die Eingeborenen schickten sich an, den Kraal mit all ihrem Vieh zu verlassen. Es hatte jedoch den Anschein, als ob die Armee vorderhand stillliege. Natürlich mussten es sich die Krieger nach dem Sieg, den sie über die Xhosa davongetragen hatten, wohl sein lassen, denn da Letztere von weißen Männern und ihren Gewehren unterstützt worden waren, so bildeten sich die Amaquibi ungemein viel auf ihren Heldenmut ein und gedachten ihre Waffen in dem Süden zu tragen, sobald ihr Häuptling Quitu sich einigermaßen von den in der letzten Schlacht empfangenen Wunden erholt hätte. In der Tat war auch der verwundete Zustand des Führers die Hauptursache, warum das Heer nicht augenblicklich weiter in den Süden vorrückte.

Auf diese Nachricht hin nahmen die Reisenden ihre Wanderung an den Ufern des Umtata wieder auf und kamen durch ein wunderschönes Land. Auch war der tiefe Strom voll von Flussochsen, die an den Ufern lagen oder sich im Wasser tummelten. Den Tag über konnten sie sich nicht damit aufhalten, eines dieser Tiere zu erlegen. Indes versprachen sie den Leuten, dass sie abends, wenn sie ihr Nachtlä-

ger gewählt hätten, einen Versuch machen dürften. Gegen Sonnenuntergang machten sie auf einer Anhöhe neben dem Flussufer Halt, und die Khoikhoi nebst einigen Xhosa erhielten jetzt die Weisung, hinabzugehen und einen Flussochsen zu jagen, da es ratsam erschien, den Mundvorrat so viel wie möglich zu sparen.

Noch vor Einbruch der Nacht hatten sie ein Tier erlegt und ans Ufer geholt. Sie schnitten sich nun das erforderliche Fleisch aus, und der Rest wurde von den eingeborenen Xhosa geholt. Während unsere Reisenden sich noch an dem angezündeten Feuer labten, kam der Xhosa-Häuptling zu dem Dolmetscher herauf und ließ durch diesen Alexander und Swinton ersuchen, sie möchten auf die Frage, woher sie kämen, nicht sagen, dass sie Hinzas Krieger seien. Als man ihn nach dem Grund befragte, entgegnete er, Hinza habe die Tochter eines Häuptlings dieser Gegend geheiratet und sie nach einiger Zeit ihrem Vater wieder zurückgeschickt. Dies habe zwischen den Stämmen böses Blut erzeugt, obgleich es nicht zum Krieg kam. Alexander und Swinton erkannte die Zweckmäßigkeit dieses Rates und entgegneten ihm, dass seinem Wunsch willfahrt werden solle. Sie ließen sich darauf das Flussochsenfleisch noch weiter belieben und legten sich dann unter den weithin sich ausbreitenden Zweigen eines großen Baumes zur Ruhe nieder.

Am nächsten Morgen brachen sie auf, und schon nach einer Stunde Wegs sagte ihnen der Führer, dass sie an dem Kraal Dakas, des Abkömmlings der Europäer wären. Das Brüllen des Viehs und das Blöken der Kälber lenkte sie bald zu dem Ort, und sie kamen in einen Kraal, der aus mehreren sehr armseligen Hütten bestand. Auf ihre Frage nach

Daka deutete eine Frau zu einer unweit stehenden Hütte. Sie stiegen daher ab, und als sie auf die Wohnung zugen- gen, kam ihnen der Häuptling entgegen. Swinton und Ale- xander reichten ihm die Hand, bezeugten ihre Freude, ihn zu sehen, und erklärten ihm, dass sie die weite Reise ge- macht hätten, um ihm einen Besuch zu machen. Der Häuptling ließ jetzt eine Hütte für ihren Gebrauch räumen, und sie nahmen Besitz davon.

»Ihr könnt Euch gar nicht denken, Swinton«, sagte Ale- xander, »wie sehr mich diese Zusammenkunft bereits auf- geregt hat.«

»Doch, mein teurer Wilmot«, versetzte Swinton, »und ich finde es ganz natürlich, denn allen Berichten zufolge ist er Euer Vetter, und obschon er durch seine Lebensweise zu den Xhosa gehört, so sind doch seine Züge auffallend euro- päisch.«

»Ich habe dies gleichfalls bemerkt und daraus die Über- zeugung gewonnen, dass die Angabe richtig ist. Ich bin höchst begierig, ihn weiter zu befragen. Wir müssen den Dolmetscher rufen.«

Der Häuptling trat bald danach in die Hütte und nahm Platz. Der Dolmetscher wurde herbei beordert und das Ge- spräch durch Daka begonnen, der - wie die meisten Xhosa Häuptlinge, wenn sie Geschenke zu erhalten hoffen, - sich für sehr arm ausgab. Sein Vieh sterbe dahin und seine Kin- der seien ohne Milch. Unsere Reisenden ließen ihn einige Zeit in dieser Weife fortfahren und schickten dann nach ei- nem Geschenk aus Glasperlen und Tabak, das sie ihm reichten. Sie begannen sodann ihre Nachforschungen und fragten ihn zuerst, warum er so nahe am Meer wohne.

»Weil das Meer meine Mutter ist«, versetzte er. »Ich kom-

me vom Meer und das Meer nährt mich, wenn ich hungrig bin.«

»In dieser Antwort spielt er augenscheinlich auf den Schiffbruch des »Grosvenor« an«, bemerkte Swinton, »und aus den Fischgräten, die ich um den Kanal habe liegen sehen, möchte ich den Schluss ziehen, dass diese Xhosa sich von Fischen ernähren, was bei den übrigen Stämmen nicht der Fall ist. Um deswillen hat er wohl gesagt, seine Mutter ernähre ihn.«

»War Eure Mutter weiß?«, fragte Alexander.

»Ja«, versetzte Daka. »Ihre Haut war weiß wie die Eure, und ihr Haar wie das Eure lang und schwarz. Aber ehe sie starb, war es ganz weiß.«

»Wie hat Eure Mutter geheißt?«

»Kuma«, antwortete der Häuptling.

»Hattet Ihr Brüder und Schwestern?«

»Ja, ich hatte - aber es ist nur noch eine einzige Schwester am Leben.«

»Wie ist ihr Name?«, fragte Swinton.

»Bess«, entgegnete der Häuptling.

»Das trifft wieder zu«, sagte Alexander. »Meine Tante hieß Elisabeth. Sie muss ihr Kind nach sich genannt haben.«

»Wen heiratete Eure Mutter?«

»Sie heiratete zuerst meinen Oheim, von dem sie keine Kinder hatte, dann aber meinen Vater. Beide waren Häuptlinge, wie ich ein Häuptling bin. Sie hatte fünf Kinder von meinem Vater.«

Es fand nun ein langes Gespräch statt, dessen wesentlichen Inhalt wir dem Leser in wenigen Worten mitteilen können. Von den Kindern der vermeintlichen Tante Ale-

xanders entsprang ein zahlreiches Geschlecht, das europäisches Blut in seinen Adern trug und im Xhosaland wegen seines Mutes berühmt war. In den beharrlichen Kriegen wurde ihre Teilnahme begierig gesucht, weshalb sie fast insgesamt umgekommen waren. Daka selbst stand wegen kriegerischer Heldentaten in großem Ruf, war aber nun ein sehr alter Mann. Abends verabschiedete sich der Häuptling und ging zu seiner Hütte.

Sobald sie allein waren, sagte Alexander zu Swinton: »Ich habe nun das Versprechen, das ich meinen würdigen Verwandten gab, insoweit erfüllt, dass ich diesen Abkömmling seines Kindes besuchte. Aber was kann ich ferner tun? Ein alter Mann, wie er ist, wird schwerlich einwilligen, mit nach England zu gehen, und was seine Schwester Bess betrifft, so ist sie seiner Angabe nach ebenso gebrechlich. Die übrigen Angehörigen der Familie sind zerstreut, und er selbst weiß nichts von ihnen. Es wäre unmöglich, sie zusammenzubringen, und wenn dies auch anginge, so könnte man sie doch nicht mitnehmen, da sie nicht fortgehen würden. Mein alter Onkel vergegenwärtigt sich seine Tochter, wie sie über ihre Gefangenschaft weint und sich danach sehnt, ihrem Land und ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Er nimmt an, sie unterhalte noch immer europäische Gefühle und Sympathien, durch die ihre Lage elend werde. Ihre Kinder, meint er, seien von ihr in denselben Ansichten erzogen und sehen mit Sehnsucht dem Tag ihrer Erlösung aus dem Zustand der Wildheit entgegen. Ich glaube, wenn er hier wäre und den alten Daka zu Gesicht bekäme, würde er sich bald aller derartigen romantischen Vorstellungen entsagen.«

»Ich bin hierin ganz Eurer Ansicht, aber doch wird mir

eine Sache sehr bedenklich, Alexander, nämlich wenn dieser Data der Sohn Eurer Tante wäre, könnte er doch unmöglich so alt sein. Wann ging der » Grosvenor« zugrunde?«

»Im Jahr 1782.«

»Und jetzt zählen wir 1829. Um die Zeit des Schiffbruchs war, Eurer eigenen Angabe zufolge, Eure Tante zehn oder zwölf Jahre alt. Nehmen wir nun an, sie habe recht früh geheiratet, so könnte Daka doch nicht wohl mehr als achtundvierzig Jahre alt sein. Nun betrachtet ihn einmal und sagt, ob dies möglich ist.«

»Er sieht allerdings viel älter aus, aber wer kann die Jahre eines Wilden schätzen, der ein Leben beständiger Entbehrung geführt hat und so oft verwundet wurde, wie der narbenvolle Leib dieses Mannes zeigt? Wunden und Mangel sind wohl imstande, einem Menschen früh ein altes Aussehen zu geben.«

»Das ist wohl war, aber dennoch scheint er mir älter zu sein, als mit den Zeitangaben übereinstimmen will.«

»Ich glaube, der Umstand, dass seine Schwester den Namen Bess erhielt, dient als vollständige Bekräftigung.«

»Ich möchte ihn eher für einen Nebenbeweis halten, Wilmot, aber was gedenkt Ihr jetzt zu tun?«

»Das weiß ich selbst kaum. Jedenfalls möchte ich noch einige Zeit in Dakas Gesellschaft sein, um mehr Auskunft einzuholen. Auch habe ich im Sinn, ihm den Vorschlag zu machen, er solle uns zu den Überresten des Wracks begleiten, das er seine Mutter nennt. Ich möchte wohl einen Platz sehen, der durch jenes Unglück so bekannt wurde, und auch die Überreste des gescheiterten Schiffs wären mir interessant. Kurz, ich möchte meinem guten Onkel möglichst

viel erzählen können, wie er überhaupt wünschen wird. Ich möchte imstande sein, ihm in jeder Hinsicht Auskunft zu geben.«

»Euer Plan gefällt mir und wir wollen dem Häuptling morgen früh den Vorschlag machen.«

»Auch möchte ich seine Schwester Bess besuchen, -ja, dies muss unter allen Umständen geschehen. Er sagt, sie sei viel jünger als er.«

»Ja und deshalb glaube ich, wie ich bereits bemerkte, dass sein Alter nicht mit unseren Anhaltspunkten zusammenstimme«, entgegnete Swinton. »Doch wie Ihr sagt, Ihr müsst seine Schwester besuchen.«

Daka hatte Alexander eine alte Kuh als Geschenk geschickt, ein sehr gelegener Proviantzuwachs, da das Flussochsenfleisch aufgezehrt war. Am anderen Tag machten sie ihm den Vorschlag, er möchte sie an die Stelle begleiten, wo der »Grosvenor« zugrunde gegangen war.

Daka schien anfangs nicht zu begreifen, was sie wünschten, und ließ sie durch den Dolmetscher fragen, ob sie das Schiff meinten, das an der Seeküste gestrandet sei. Er deutete dabei nach Osten. Als er hierauf eine bejahende Antwort erhielt, erbot er sich, denselben Nachmittag mit ihnen aufzubrechen, indem er zugleich bemerkte, der Platz sei ungefähr sechzehn Stunden entfernt und sie könnten erst am nächsten Tag dort ankommen.

Um Mittag traten sie ihren Zug an, kamen aber in dem unebenen, obgleich wunderschönen Land nur langsam vorwärts, sodass sie bei einem Kraal, der ungefähr auf halbem Wege lag, für die Nacht haltmachen mussten. Am anderen Tag wurden sie von Daka und einigen Xhosa, welche mitgingen, zu der Küste geführt. Es war eben Ebbe, und Daka

deutete auf ein Riff, auf welchem noch die Kanonen, der Ballast und ein Teil von dem Kohlschwien eines Schiffes zu sehen waren - alles noch Überreste von dem unglücklichen »Grosvenor«.

Während die See über das Schiff hinspülte und bald dieses Denkmal des Elends bedeckte, bald wieder den Blicken enthüllte, blieben Alexander und Swinton eine Weile lautlos stehen.

Endlich sagte Alexander: »Swinton, ich weiß, Ihr habt die Geschichte dieses unglücklichen Schiffes gelesen, denn Ihr habt mir den gedruckten Bericht abverlangt. Welche Reihenfolge von Schreckensszenen beschwören nicht diese Überreste, welche nur um ihres massigen Gewichtes willen der Gewalt des Windes und der Wellen Trotz bieten konnten, in diesem Augenblick vor meine Seele herauf. Ich meine zu sehen, wie das edle Schiff auf das Riff geschleudert wird. Ich höre den Schrei der Verzweiflung aus dem Mund der an Bord Befindlichen. Welch eine herzerreißende Lage für die Frauen und Kinder - und dann das wunderbare Entkommen, das Landen an der Küste, wo ihnen nur noch größeres Unglück vorbehalten war. Seht Swinton, dies muss der Fels gewesen sein, zu dem sie flüchteten und auf dem sie die ganze Nacht schauernd zubrachten.«

»Der Lage nach kann hierüber kein Zweifel obwalten«, entgegnete Swinton.

»Ja, hier muss es gewesen sein. Ich meine, sie alle zu sehen, Männer, Frauen und hilflose Kinder. Halb gekleidet und im größten Jammer verlassen sie den Fels auf jenem einzigen Pfad und treten ihre wahnsinnige, gefahrvolle Reise an. Die Partien zerstreuen sich - denkt Euch ihre Gefahren, ihren Hunger, ihre Kämpfe mit den Eingeborenen, ihre

Leiden durch Hitze und Durst - denkt Euch, wie einer nach dem anderen niedersinkt in die willkommenen Arme des Todes, oder diejenigen, welche nicht nachkommen können, von den Wölfen und Hyänen in Stücke zerrissen werden. Oh, wie viel glücklicher waren diejenigen, welche das Ufer nie erreichten!«

»Ja, in der Tat«, versetzte Swinton. »Mit Ausnahme der Acht, welche das Kap erreichten und der Fünf, welche nach Dakas Aussage gerettet wurden, müssen alle übrigen in der schrecklichsten Weise zugrunde gegangen sein.«

Alexander versank eine Weile in tiefes Nachdenken. Endlich aber wandte er sich an Daka und fragte ihn, indem er zugleich zu den Überresten des Wrackes hindeutete.

»Und dies ist also Eure Mutter?«

Daka sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Nein, dies ist nicht meine Mutter«, versetzte er. »Meine Mutter ich dort unten.« Er deutete dabei nach Norden.

»Was meint er damit, Swinton? Er sagt, dies sei nicht seine Mutter.«

»Lasst mich mit ihm sprechen, Wilmot, denn Ihr seid zu aufgereggt«, entgegnete Swinton.

»Ist nicht dies das Schiff, in welchem Eure Mutter strandete?«, fragte Swinton durch den Dolmetscher.

»Nein«, antwortete Data, »das Schiff meiner Mutter kam in dem kleinen Fluss dort außen ans Land. Ich war ein Knabe, als dieses große Schiff strandete, und holte mir einiges Eisen davon, um Assagaien zu machen.«

»Barmherziger Himmel, wie fühle ich mich von Freude erfüllt! Ich hoffe, es ist wahr, was er sagt.«

»Ich zweifle nicht daran, Wilmot, denn sagte ich es nicht vorher, dass er zu alt sei, um Euer Vetter sein zu können?«,

entgegnete Swinton. »Doch lasst mich weiter fragen.«

Unsere Leser können sich denken, mit welcher Ungeduld Wilmot darauf harrte, bis Swintons Fragen beantwortet waren. Aus den Angaben des Häuptlings ergab sich, dass Dakars Mutter an der Mündung des Lauwenbas, eines kleinen Flusses, strandete, der etwa eine Stunde östlich vom Sembusu liegt. Ein alter Xhosa, der mit Daka heruntergekommen war, erteilte nun umständlichen Bericht über den Schiffbruch des »Grosvenor« und bestätigte sämtliche Angaben des Häuptlings.

»Ist von den Leuten des »Grosvenor« niemand im Land geblieben?«, fragte Swinton.

»Nein«, antwortete der alte Mann. »Sie gingen alle in den Süden.«

»Habt Ihr gehört, was aus ihnen geworden ist?«

»Einige legten sich nieder und starben, andere fochten mit den Eingeborenen und wurden getötet. Die Wölfe fraßen die übrigen, und nicht ein einziger Mensch ist übrig geblieben. Alle sind umgekommen.«

»Hat man nicht einige von den Frauen und Kindern gerettet und sie als Sklaven behalten?«

»Nein, keine. Sie hatten kein Fleisch, keine Milch, und sie starben alle.«

Nach einigen anderen Fragen gab der alte Mann, welcher anfangs nicht recht mit der Sprache herauswollte, an, er sei mit anderen Xhosa der letzten Partie gefolgt und habe sie alle tot gesehen. Sie seien aller Kleider beraubt und die Toten von den Überlebenden begraben worden.

»Ein grausames Geschick, aber immerhin noch besser, als zu leben, wie sie hätten leben müssen«, sagte Swinton.

»Ja, wahrlich«, versetzte Alexander. »Ihr wisst nicht,

Swinton, welche Last mir von der Seele genommen wurde und wie leicht mir es jetzt ums Herz ist, trotz dieses Berichtes über ihre Leiden. Mein armer Onkel - Gott gebe, dass ich ihn noch am Leben treffe und ihm diese bestimmte Kunde bringen könne, mit der Versicherung, dass er keine Enkel hat, die unter den Heiden leben und nichts von Gott wissen. Welche ein Trost wird ihm diese Nachricht sein, und wie ruhig kann er nun seinen Lebensabend verbringen! Ich danke Gott, dass meine Sendung einen so glücklichen Ausgang genommen hat. Wir können jetzt zurückkehren, Swinton, sobald es Euch beliebt. Wenn wir in Dakas Kraal ankommen, will ich die Angabe dieser Leute zu Papier bringen, und dann eilen wir zum Major zurück.«

»Und ich wette«, sagte Swinton, als er wieder auf sein Pferd stieg, »Ihr macht dem alten Daka ein weit schöneres Geschenk, weil er bewiesen hat, dass er kein Verwandter von Euch ist, als wenn er aufs Unumstößlichste dargetan hätte, er habe die Ehre, Euer nächster Vetter zu sein.«

»Ihr dürft überzeugt sein, dass meine Dankbarkeit ihm gegenüber viel größer ist, als je meine Verwandtschaftsgefühle hätten sein können. Es ist mir so leicht ums Herz, Swinton, und ich fühle mich gegenüber Gott zu so tiefem Dank verpflichtet, dass ich fast wieder absteigen und zum Gebet niederknien möchte. Nun, jedenfalls geschieht es in dem Innersten meines Herzens.«

Am folgenden Tag kamen sie in Dakars Kraal an, wo Alexander die Aussagen des Häuptlings und der übrigen Xhosa aufs Sorgfältigste zu Papier brachte. Sie hatten nun die Überzeugung gewonnen, dass die Europäer, deren Abkömmlinge in dem Lande lebten, viele Jahre vor dem Verlust des »Grosvenor« in einem anderem Schiff verunglückt

waren, während von den Leuten des »Grosvenor« sich nur die wenigen, welche das Kap erreichten, gerettet hatten.

Nach Einholung dieser befriedigenden Beweisstücke machten sie Daka und den anderen Xhosa ein schönes Geschenk und säumten nun nicht länger, zu den Wagen zurückzukehren. Auf dem Rückweg fanden sie, dass die Xhosa ihre Hütten verließen und ihr Vieh forttrieben, damit sie mit ihrem Eigentum nicht in die Hände von Quitus Armee fallen möchten, die sich dem Vernehmen nach wieder in Bewegung gesetzt hatte und die Stämme vor sich her zerstreute. Da es unseren Wanderern nicht darum zu tun war, mit diesen wilden Eindringlingen in Berührung zu kommen, so hatten sie nach zwei Tagen über den Umtata gesetzt und wurden gegen Abend der Wagen ansichtig. Ein Jubelruf der Khoikhoi und Xhosa verkündete ihre Nähe. Der Ruf wurde erwidert, und nach wenigen Minuten konnten sie dem Major die Hand reichen, der hoch erfreut war, sie wiederzusehen.

»Ich habe Euch nicht sobald zurückerwartet«, sagte der Major, »und muss zugleich sehen, dass Ihr unbegleitet kommt. Vermutlich wollte Eure Xhosaverwandtschaft ihre Kraals nicht verlassen.« »Ihr sollt in Kürze alles erfahren, Major. Vorerst begnügt Euch mit der Kunde, dass wir nur gute Neuigkeiten mitbringen.«

»Das freut mich. Es ist übrigens gut, dass Ihr zurückgekommen seid, denn ich habe schon jede Vorbereitung getroffen und würde den Rückzug angetreten haben, wenn ich Euch nicht nach einigen Tagen hier gesehen hätte. Die Eindringlinge stehen schon ziemlich nahe.«

»Wir wissen es«, entgegnete Alexander, »und wenn sie erfahren, dass es hier wohlbeladene Wagen gibt, so wird

die Hoffnung auf Beute ihre Schritte beschleunigen. Wir dürfen daher nicht länger zögern, sondern wollen morgen aufbrechen. Über unsere Route können wir uns unterwegs verständigen. Die Hauptsache ist, dass wir aus diesem Landesteil fortkommen.«

»Recht so. Die Ochsen sind in bester Ordnung und man kann ihnen schon einen langen Tagesmarsch zumuten. Auch kennen wir jedenfalls für einige Tagesmärsche unser Terrain. Doch kommt jetzt in meine Festung, steigt ab und lasst uns in das Zelt gehen, das ich aufgeschlagen habe. Ihr sollt mir dann Eure Abenteuer erzählen, während Mahomed ein schönes Stück Elefantenfleisch für Euch zubereitet.«

»Habt Ihr einen Eleganten geschossen?«

»Ja, aber nicht ohne viel Schwierigkeit und einige Gefahr, kann ich Euch versichern. Ich habe dabei Eure Hilfe vermisst, denn diese Khoikhoi haben zu viel Angst, um gut zu zielen, und ich konnte mich nur auf meine eigene Büchse verlassen. Im Übrigen bin ich gut ausgekommen und werde unserem Oberbefehlshaber den Beweis liefern, dass ich während seiner Abwesenheit die Garnison verproviantierte, ohne ihm auch nur im geringsten Kosten zu machen. Wir haben drei Tage von grünen Affen gelebt, die eine recht gute Kost sind, wenn man nicht zufälligerweise einen sehr alten unter die Zähne kriegt.«

Als sie in den Verhau traten, den der Major angefertigt hatte, waren sie sehr überrascht über den wehrbaren Stand, in den er sich gesetzt hatte. Sein auf dem Felsen angelegter Dornenhag war unangreifbar, und die Wagen, die sich in der Mitte des Platzes befanden, standen im Viereck. Der Eingang war so, dass nur je eine einzige Person herein

konnte, und ließ sich nachts mit Riegeln verwahren.

»Ha, Major, in dieser Stellung hättet Ihr gegen die ganze Streitmacht der Amaquibi standhalten können.«

»Ja, vorausgesetzt, dass es mir nicht an Proviant und Wasser gefehlt hätte«, versetzte der Major. »Aber ich fürchte, sie würden mich bald ausgehungert haben. Es war übrigens gut, sich auf jeden plötzlichen Nachtüberfall gefasst zu halten, und deshalb verschanzte ich mein Lager. Doch kommt jetzt herein und seid noch einmal willkommen.«

Die Nachrichten, welche sie dem Major mitzuteilen hatten, ließen sich kurz zusammenfassen, und er war hoch erfreut über die Kunde.

»Aber was gedenkt Ihr jetzt zu tun, Wilmot?«, fragte er. »Es geht natürlich wieder zurück, aber auf welchem Weg?«

»Da ihr beide so gütig gewesen seid, mich so weit zu begleiten, und meine Expedition so erfolgreich war, so will ich es Euch überlassen, hierüber nach Gutdünken zu entscheiden. Ich habe erreicht, was ich wünschen konnte. Mein Geschäft ist vorüber und ich bin bereit, Euch in jeder Weise entgegenzukommen. Ich bin mit Freuden bei allem, was Ihr vorschlagt. Sprecht deshalb Eure Wünsche unverhohlen aus.«

»Gut, so will ich von der Leber weg reden«, entgegnete der Major. »Es ist allerdings wahr, dass wir in diesem Land einiges Jagdvergnügen gehabt haben, aber doch nicht so viel, wie ich hätte wünschen mögen, denn das Wildbret ist ziemlich selten, die Elefanten und Seekühe ausgenommen. Am liebsten setzte ich über das Gebirge und zöge in das Bechuana- und Buschmannland, wo es eben so sehr von Wild wimmelt, als, wie ich glaube, das Wasser knapp ist. Wenn Ihr nichts dagegen habt, so können wir ebenso gut

auf diesem Weg zurückkehren, als durch das Xhosaland - was meint Ihr, Swinton?»

»Ich bin ganz Eurer Ansicht. Wie Wilmot sagt, ist das Geschäft vorüber, und wir haben jetzt nichts mehr zu tun, als uns zu vergnügen. Ich möchte gar gerne einen Zug durch jenes Land machen, da ich ohne Zweifel Gelegenheit finde, meine Sammlungen sehr zu bereichern. Nur dürfen wir nicht erwarten, dass wir so gemächlich leben können wie bisher. Wir haben mit der trockenen Jahreszeit zu tun und könnten wohl gelegentlich ziemlich Durst leiden müssen.«

»Ich möchte gleichfalls gerne durch dieses Land ziehen, indem ich eine Giraffe zu schießen hoffe - denn darin setze ich meinen Ehrgeiz«, entgegnete Wilmot. »Wir wollen also die Sache als ausgemacht betrachten. Aber jetzt die Frage - wie rücken wir vor? Jedenfalls müssen wir Hinza seine Xhosa zurückgeben. Wollen wir nach Butterworth?»

»Ich denke, dies muss von den Umständen abhängen. Auch lässt sich die Sache unterwegs weiter besprechen. Zuerst handelt es sich darum: Wie kommt man am besten über das Gebirge? Denn es scheint mir, dass wir zu weit ostwärts abkommen, wenn wir nach Butterworth zurückgehen. Doch die Xhosa werden uns bald die nötige Auskunft geben.«

»Ich bin begierig, ob der Streit zwischen Hinza und Busani ausgeglichen ist«, sagte Alexander, »denn wenn wir über das Gebirge setzen, müssen wir durch das Land des Tambuki-Stammes, und wenn die beiden Potentaten miteinander Krieg führen, könnten wir auf Schwierigkeiten stoßen.«

»Das werden wir hören, sobald wir den Baschi-Fluss überschritten haben«, entgegnete Swinton, »und dann müs-

sen wir unsere Entscheidung danach treffen. Alles, was sich jetzt schon feststellen lässt, besteht darin, dass wir morgen unsere Rückreise antreten und wir womöglich über das Gebirge wollen.«

»Ja, dabei bleibt es«, versetzte Alexander.

»Wohlan denn, sobald Ihr mit Eurem Elefantensteak fertig seid, Wilmot, wollen wir ein Fläschlein Wein herausholen. Die erste Hälfte trinken wir auf den glücklichen Ausgang Eurer Sendung und die andere - ein randvolles Glas - auf eine glückliche Rückkehr!«

Kapitel 11

Die Khoikhoi konnten über die Nachricht, dass die Expedition ihren Rückweg antrete, ihre Freude nicht verbergen und taten in demselben Grade tapferer, als sie sich von der Gefahr entfernten. Wir dürfen übrigens nicht alle Khoikhoi in diese Bemerkung einschließen, da Bremen, Swanevelt und noch ein paar andere wirklich mutige Männer waren, sondern meinen damit nur den großen Haufen mit dem großen Adam an der Spitze, der nun umherflunkerte und pustete, als hätte er allein die ganze Armee des gefürchteten Quito in Kochstücke zusammenhauen und auffressen wollen.

Da unsere Reisenden im Sinn hatten, auf ihrem Zug zum Gebiet der Buchmänner und Korana über das Mambukie-Gebiet zu setzen, so kehrten sie nicht auf demselben Wege zurück, auf welchem sie hergekommen waren, sondern zogen mehr westlich durch das Land der Tambukie-Xhosa, ohne das Gebiet der Amakos, über welches Hinza herrschte

und von wo aus sie die Xhosa-Krieger mitgenommen hatten, zu betreten.

Busani, der Häuptling der Tambukie benahm sich sehr freundlich und hatte nichts dagegen, dass sie auf ihrem Vorrücken durch einen Teil seines Landes gingen. Sie verloren nun keine Zeit mehr, sondern setzten ihre Reise so schnell fort, wie sie konnten, obschon sie den Tag über viel Wild sahen und fast jede Nacht durch das Gebrüll der Löwen begrüßt wurden.

Nach acht Tagen gelangten sie an die Ufer des weißen Kae-Flusses, von wo aus das Gebirge, durch welches sie zu ziehen gedachten, nicht mehr weit entlegen war. Sie machten Halt und wollten einige Tage an Ort und Stelle bleiben, um ihre Wagen ausladen, das Gepäck ordnen, die nötigen Ausbesserungen vornehmen und um sich mit mehr Ochsen und Schafen für die Wanderung in das unfruchtbare Gebiet der Buschmänner versehen zu können.

Auf ihrem ganzen Weg vernahmten sie unaufhörlich Gerüchte über das Vorrücken von Quitus Armee. Er hatte den Leutnant Farewell und seine Leute, welche sich auf einer Handelsexpedition ins Innere des Landes befanden, angegriffen, sie insgesamt ermordet und die Wagen samt dem Gepäck in Besitz genommen. Glücklicherweise im Bewusstsein eines Sieges über Weiße, die mit Musketen bewaffnet waren, hatte Quito nun beschlossen, seine Armee in den Süden zu führen und sowohl die Stämme der Amaponda-Xhosa, die unter den Häuptling Feku standen, als auch die Missionsstation Morley anzugreifen, welche erst kürzlich zwischen dem St.-Johann- und dem Umtata-Fluss in der Nähe der Küste errichtet worden war.

In dieser Absicht wütete Quito zuerst unter den kleineren

Stämmen, welche Feku zinsbar waren, ermordete alles ohne Unterschied, trieb das Vieh hinweg und verbrannte die Kraals, worauf er sein Heer zum Missionsposten vorrücken ließ, sodass die Missionare entweichen und sich zum St.-Johann-Fluss zurückziehen mussten.

Einer von den Männern, der zu dem Stamm in der Nähe von Morley gehörte, kam zu dem Platz, wo unsere Reisenden haltgemacht hatten, und erwiderte auf die Frage, welchen Verlust sie erlitten hätten: »Fragt nicht, wie viele gefallen sind, sondern wie viele sich gerettet haben. Unsere Frauen - wo sind sie? Und unsere Kinder, seht Ihr etwas von ihnen?«

Aber Feku, der Häuptling der Ameponda hatte sich aufgerafft und sein Heer gesammelt, um dem Feind eine Schlacht zu liefern. Die Amaquibi hatten sich in einem Wald gelagert, und er umzingelte sie mit einer überlegenen Streitkraft. Auch wusste er sie durch Angriffe und scheinbare Rückzüge in eine Stellung zu bringen, von der aus sie nur durch den Pass, durch welchen sie eingedrungen waren, entkommen konnten, und diesen hielt er vollständig mit seinen eigenen Streitkräften blockiert.

Da sich die Amaquibi nicht zurückziehen konnten, so fand nunmehr ein wütender Kampf statt, in welchem Quitus ganze Armee zugrunde ging. Quitu selbst war nicht zugegen, da er noch immer an den Wunden darniederlag, welche er früher in einem siegreichen Gefecht davongetragen hatte. Feku schickte nun einen Teil seines Heeres gegen ihn aus, und der Amaquibi-Führer musste alles Vieh und die gesammelten Schätze im Stich lassen. So war denn endlich die Einfallsarmee gänzlich zerstreut und man hörte nie wieder von ihr.

Diese Kunde war unseren Reisenden sehr angenehm, da sie doch nicht wissen konnten, ob sie für ihre Vorbereitungen Zeit genug fanden, wenn Quitus Armee siegte. Noch mehr waren übrigens die Khoikhoi erfreut, die nun noch viel wackerer wurden, als zuvor und insgemein beklagten, dass sie nicht an den Ufern des Umtata-Flusses, wo der Kampf vorgefallen war, geblieben seien, um an der Vernichtung der Eindringlinge mithelfen zu können.

Es wurde Ende August, bis unsere Wanderer mit ihren Vorkehrungen fertig und zum Aufbruch bereit waren. Sie hatten sich vorgenommen, den Pass durch das Membukie-Gebirge ostwärts zu dem, welches den Namen Stormbergen führt, zu versuchen. Da sie sich auf manche Schwierigkeiten gefasst halten mussten, so beschlossen sie, die Xhosa-Krieger erst zu entlassen, wenn sie in dem Gebiet der Buschmänner angekommen wären. Sie gedachten, sich sodann nordwestlich zu wenden, um auf jenen Zweig des Oranje zu treffen, welcher den Namen Vaal führt. Zuvor aber hatten sie den schwarzen oder Nu Gariep zu überqueren.

Sie trafen diese Übereinkunft, um in ein Land zu gelangen, wo es größeren Überfluss an Wild und mehr Wasser gab, als an jedem anderen Teile der unfruchtbaren Wüsten, die sie zu durchziehen hatten. Nachdem sie wie gewöhnlich den Sabbat gefeiert hatten, brachen sie am Montagmorgen wohlgenut und mit einem vortrefflich geordneten Viehstand auf. Der Zug durch den Engpass war sehr schwierig. Sie mussten Löcher auffüllen, Steine wegrollen und sehr oft das Gespann ihrer Wagen verdoppeln.

Am ersten Tag wurden nur vier Stunden zurückgelegt. Auch fanden sie die Nacht nach der Hitze, der sie Tags ausgesetzt gewesen waren, empfindlich kalt. Der Marsch des

zweiten Tages war gleichfalls mit viel Mühe und Gefahr verbunden, aber am dritten ging es abwärts, und das ganze Land der Buschmänner lag vor ihnen ausgebreitet. Der Weg talwärts war übrigens noch gefährlicher, als der bergan, und es kostete sie viele Anstrengung, zu verhüten, dass ihre Wagen nicht über die Abstürze hinunter fielen.

Am vierten Tag hatten sie das Gebirge gekreuzt und befanden sich nunmehr an dem Fluss desselben auf der Westseite. Nur mit Not brachten sie Holz genug zusammen, um für die Nacht ihr Feuer anzuzünden. Das beharrliche Gebrüll sagte ihnen, dass sie sich im Bereich des Löwen und seiner Satelliten befänden. Unsere Abenteurer erhoben sich mit Tagesanbruch, um sich das Land, das sie zu durchziehen gedachten, zu betrachten. Es war eine einzige wilde Wüste von Sand und Gestein, da und dort kleines Gesträuch und mitunter ein Strich niedrigen Gebüsches - kurz, eine weite, dürre, trockene Ebene, die infolge der Hitze in einen gelblichen Nebel gehüllt war. Für diese Veränderung schenkten jedoch unsere Abenteurer anfangs kein Augenmerk, denn ihre Blicke waren auf die Gruppen von Quaggas und verschiedenen Antilopen gerichtet, die über das ganze Land hinzogen. Sie nahmen ihr Frühstück ein und bestiegen sodann ihre Pferde, um die Jagd zu beginnen. Sie hatten beabsichtigt, an diesem Morgen die Xhosa zu entlassen, aber der Häuptling des Haufens hatte darauf hingedeutet, dass es ratsam sein dürfte, wenn sie zuvor einiges Wild schossen, um sich für den Rückweg mit Mundvorrat zu versehen - ein Vorschlag, auf den unsere Reisenden gerne eingingen, da sie dadurch ihre Schafe sparen konnten.

Alexander und der Major brachen mit Bremen, Swane-

veld und Omrah zu Pferd auf, während ihnen die Xhosa zu Fuß folgten. Die übrigen Khoikhoi erhielten die Weisung, mit Swinton im Lager zu bleiben, da die Beschädigungen ausgebessert werden mussten, welche die Wagen auf dem Zug über das Gebirge erlitten hatten.

Omrah hatte sich bisher so nützlich erwiesen, dass man ihm eine Vogelflinte, die Kugeln verschoss, überließ. Auch wusste er dieses Gewehr recht gut zu handhaben. Er ritt auf dem zweiten Pferd des Majors, damit es Henderson benutzen konnte, wenn sein erstes Schaden nahm, denn Omrahs Last war für nichts zu rechnen.

Im Jagdplan war verabredet worden, dass die Xhosa sich in einen Halbkreis zerteilen und sich so viel wie möglich verstecken sollten, während die Reiter die Tiere aufzujagen und sie in die Richtung der Hinterhalte zu treiben gedachten. Als sie weiter auf die Ebene vorrückten, entdeckten sie, was sie früher im Nebel nicht gesehen hatten, dass nämlich der Boden mit allerlei schönen Amaryllis- und anderen Blumenarten bedeckt war. Auch wimmelte es von Ameisenhaufen und Löchern der Ameisenfresser, welche Letztere den Pferden sehr gefährlich zu werden pflegten.

Die Sonne entsendete eine glühende Hitze, obwohl es noch früh am Tage war. Als sie zum Gebirge zurückschauten, waren sie über die Großartigkeit der Szene sehr erstaunt. Felsen und Klippen in wildem Chaos, kahle Berggruppen und turmartig ansteigende Spitzen, kurz die seltsamsten Bildungen, die sich bald wie Kastelle ausnahmen, bald sonstige abenteuerliche Gestalten zeigten und der Fantasie die Trümmer einer früheren Welt zu vergegenwärtigen schienen. Mit Ausnahme einer Lagune in der Nähe des Punktes, wo die Karawane haltgemacht hatte, war nirgends

auch nur eine Spur von Wasser zu sehen. Das ganze Land war eine einzige, baumlose Ebene, die erst am Horizont endete und nur durch Tiergruppen oder durch die langen Hälse eines ferm dahineilenden Rudels von Straußen unterbrochen wurde.

Wenn es übrigens auch an Vegetation fehlte, so war dafür das Tierreich um so reichlicher präsent, und Alexander war mit dem Major bald hinter einem Trupp von Quagga und Zebras her, welche sie den Xhosa zutrieben. Sobald die Tiere in die Radian des Halbkreises gelangt und in geeigneter Entfernung waren, zügelten unsere Gentlemen ihre Pferde und eröffneten ihr Feuer auf sie. Zu gleicher Zeit zeigten sich die Xhosa, und das Wild geriet für einige Zeit in große Verwirrung, als es sich also umringt sah.

Während die Tiere noch zögerten oder da und dort durchzubrechen suchten, wurden mehrere durch die Schüsse der Reiter erlegt. Endlich aber schienen sie zu einem Entschluss gekommen zu sein, denn die ganze Herde, von einem prächtigen Männchen angeführt, schoss dicht an den Reitern vorbei und entkam in einer Staubwolke aus dem Kreis, auf der Flucht Steine hinter sich schleudernd.

Die Xhosa eilten nun auf das angeschossene Wild zu und machten dessen Leiden dadurch ein Ende, dass sie den verwundeten Tieren die Assagaien in die Wirbelsäule bohrten und so den augenblicklichen Tod derselben herbeiführten. Die Jagdbeute bestand aus drei Zebras und Quaggas. Swinton hatte gebeten, man möchte das geschossene Wild nicht zerlegen, bis er sich überzeugt habe, ob er die Häute nicht brauchen könne, weshalb Omrah losgeschickt wurde, um ihn herbeizuholen.

Der Naturforscher war bald herbei und Alexander sagte

zu ihm: »Nun, Swinton, lasst uns wissen, ob Ihr für Euer Museum die Haut eines dieser Tiere brauchen könnt.«

»Nein«, versetzte Swinton, »denn ich bin bereits damit versehen. Ich hielt es aber für möglich, dass Euch ein Zebra in den Wurf kommen könnte.«

»Wie, sollte dies nicht der Fall gewesen sein? Da sind ihrer drei.«

»Nein, mein lieber Freund, dies ist nicht die wahre Zebra-Spezies. Die Tiere, welche Ihr hier habt, gehören zu einer Klasse, welche von dem Reisenden Burchell beschrieben wurde und den Namen »gestreiftes Quagga« führt. Das Quagga und das gestreifte Quagga, beide haben, wie Ihr sehen könnt, die Ohren eines Pferdes, während das Zebra die eines Esels hat. Das echte Zebra kommt nur höchst selten in die Ebenen herunter und hält sich meist im Gebirge auf. Allerdings findet man es hin und wieder und dies ist der Grund, warum ich gekommen bin, um mich persönlich zu überzeugen.«

»Sind diese Tiere gut zu essen?«

»Das Fleisch des Quagga ist ziemlich schlecht, während das des gestreiften Quagga angeht. Wenn ihr also unser Dinner damit beschicken wollt, so möchte ich bitten, dass Ihr die letztere Sorte Wild wählt. Seid Ihr für heute fertig mit Jagen?«

»Ja«, versetzte der Major, »wenn anders Wilmot meiner Ansicht ist. Ich glaube, es ist gut, wenn wir unsere Pferde nicht weiter anstrengen, denn die Ebene ist voll großer Löcher. Bremen sagt, es seien die Löcher der Ameisenfresser.«

»Ja, sie rühren von diesen Tieren her und sind sehr gefährlich, denn ich habe schon welche gesehen, die mehrere Fuß tief waren. Wenn wir heute nicht aufbrechen, so will

ich die Khoikhoi auffordern, nachzusehen, ob sie mir keinen Ameisenfresser erwischen können, da ich ein ausgespottetes Exemplar zu besitzen wünsche.«

»Wir ziehen erst morgen weiter«, entgegnete Alexander, »müssen aber heute noch unsere Xhosa verabschieden, damit auch sie morgen ihren Rückweg antreten können. Sie werden jetzt Mundvorrat genug haben.«

Unsere Reisenden ritten wieder zu den Wagen zurück und überließen es den Xhosa, das Fleisch nachzubringen. Sobald sie gespeist hatten, wurde der Kriegerhäuptling mit allen seinen Leuten vorgefordert, und Alexander machte nun jedem ein schönes Geschenk aus Rauch- und Schnupftabak, Tuch, Messern und Glasperlen. Der Häuptling erhielt dreimal so viel wie die übrigen, und für ihren König Hinza wurde eine sehr schöne Sammlung von allerlei Gegenständen beigefügt. Alexander bedeutete dem Führer des Haufens, er möchte dem König mitteilen, dass er sehr wohl zufrieden gewesen sei mit dem Benehmen der Leute. Er danke Seiner Majestät, dass sie ihm dieses Geleit geborgt hatte, und bitte, allerhöchst dieselben möchten das angefügte Paket von Geschenken huldreichst anzunehmen geruhen.

Dann dankte er den Leuten für ihr gutes Verhalten, forderte sie auf, so viel Fleisch mitzunehmen, wie sie für ihre Reise wünschten, und bedeutete ihnen, dass es ihrer Willkür überlassen bleibe, noch am gleichen Abend oder erst am anderen Morgen ihre Rückreise anzutreten. Die Xhosa waren mit Alexanders Freigebigkeit vollkommen zufrieden, und der Häuptling hielt zur Erwidern eine kurze Rede, worauf er sich mit seinen Leuten zurückzog.

»Es tut mir in der Tat leid, dass uns diese wackeren Bur-

schen verlassen«, sagte der Major.

»Mir gleichfalls«, versetzte Alexander. »Aber ich konnte sie nicht wohl zurückhalten, da sie mir erklärten, sie dürften ohne die Erlaubnis des Königs nicht weiter gehen.«

»Das ging freilich nicht an«, entgegnete der Major, »doch wie dem sein mag, mein Bedauern über ihre Abreise ist um deswillen nicht geringer. Sie haben sich eben so treu und tapfer, wie rührig und bereitwillig erwiesen, und ich glaube nicht, dass wir mit unseren Khoikhoi so gut bedient sein werden.«

»Es ist gut, dass Ihr dies nicht erwartet, Major«, erwiderte Swinton, »da Ihr Euch anderenfalls kläglich getäuscht sehen würdet. Ich stehe dafür, sie ließen uns schon jetzt im Stich, wenn sie wüssten, wohin wir zu ziehen gedenken. Die einzige Gewalt, welche wir über die Mehrzahl haben, wird uns durch ihre Furcht gesichert. Sie ziehen vorwärts, weil sie sich scheuen, zurückzugehen. Aber wenn sie sich unserer Pferde bemächtigen könnten, so würden sie mit ihren Gewehren und ihrem Schießbedarf uns verlassen, sobald wir in die Wüste verrücken.«

»Ich fürchte, Ihr habt recht. Indes sind doch einige wackere Burschen unter ihnen, wenigstens zwei, auf die wir uns verlassen können - Bremen und Swanevelt . Wie weit ist es von hier bis zu dem schwarzen Fluss?«

»Ungefähr sechzehn Stunden. Vielleicht nicht ganz so weit bis an das Flussbett - aber wir haben wenigstens diese, wo nicht eine größere Entfernung zurückzulegen, ehe wir in dieser Jahreszeit auf Wasser treffen.«

»So dürfen wir nicht versäumen, vor unserem Aufbruch von hier unsere Wasserfässer zu füllen.«

»Freilich, wenn wir anderes Wasser haben wollen, denn

soviel ist gewiss, dass wir morgen Abend kein Wasser finden können. In einem Land wie dieses können wir nicht mehr als acht Stunden am Tag zurücklegen, denn man muss den Löchern und Ameisenhaufen so oft ausweichen, dass aus den acht Stunden wenigstens zwölf werden«, sagte Swinton. »Ich muss übrigens jetzt den Khoikhoi sagen, sie sollen mir aussuchen, was ich gern haben möchte. Ich zweifle nicht, dass ein Pfund Tabak ein geeigneter Ansporn sein wird.«

»Aber ich zweifle sehr daran«, bemerkte der Major, nachdem sich Swinton entfernt hatte. »Wir sind der Lagune zu nahe und werden heute Abend von Löwen umringt sein. Die Khoikhoi tun vielleicht, als ob sie gingen, werden es aber gewiss bleiben lassen.«

»Ich möchte es ihnen nicht einmal zum Vorwurf machen, denn ich bin überzeugt, ein Pfund Tabak würde mich nicht bewegen, meinen Kopf in den Rachen eines Löwen zu stecken. Übrigens teile ich Eure Ansicht, dass wir zu nahe an der Lagune sind, und da wir das Vieh sammeln müssen, um es die Nacht über anzubinden, so glaube ich, wir tun besser, wenn wir unsere Wasserfässer füllen, unsere Wagen einspannen und etwa ein Viertelstündchen weiterziehen. Doch da kommt Swinton, der uns Rat erteilen kann.«

Da Swinton mit ihnen einverstanden war, so wurden die Ochsen eingespannt und die Wagen eine Viertelstunde weitergeführt. Dann band man das Vieh an und umgab das Lager mit großen Feuern.

Der Major hatte ganz recht, als er meinte, die Khoikhoi würden es bleiben lassen, Swinton einen Ameisenfresser zu suchen. Sie wollten nicht von den Feuern weichen, und der Umstand, dass im Laufe der Nacht stets Löwen in der

Nähe des Lagers kamen, bewies, dass sie daran recht wohl taten. Die Löwen brauchten nicht zu brüllen, denn das Stöhnen der Prinzessin Begum und ihr Anklammern an den Major, desgleichen das Zittern der Hunde und die Unruhe des Viehs bekundeten unabänderlich, wenn eines dieser Tiere in der Nähe war. Man gab die ganze Nacht über Schüsse ab, um sie fernzuhalten. Im übrigen aber lief alles ungestört ab.

Am folgenden Morgen setzte sich die Karawane mit Tagesanbruch in Bewegung, und um dieselbe Zeit brachen die Xhosa in ihrer Heimat auf. Der Boden war nun steinig und abwechselnd sandig. Auch waren sie noch nicht weit gekommen, als sich wieder Massen des verschiedenartigsten Wildes in der Ebene zeigten. Unsere Reisenden machten jedoch keinen Versuch, den Tieren nachzusetzen, denn es war ihnen daran gelegen, so weit wie möglich zu kommen, um ihren Ochsen gegen Mittag Gelegenheit geben zu können, ihr spärliches Futter zusammenzusuchen. Um dieselbe Zeit wollten der Major und Alexander sich der Jagd widmen. Aber ehe sie noch drei Stunden gewandert waren, wurden sie durch eine Staubwolke überrascht, die in der Richtung ihres Weges den Horizont verdunkelte.

»Was mag dies sein?«, fragte Alexander.

»Ich glaube, es ist der Springbock«, sagte Bremen, der Khoikhoi.

»Der Springbock? Es müssen ihrer Tausende und Abertausende sein.«

»Ich glaube, Bremen hat recht«, sagte Swinton. »Wahrscheinlich ist es eine wandernde Springbockherde. Ich habe sie bisher noch nie gesehen, mir aber oft von ihnen erzählen lassen.«

Der Antilopenschwarm näherte sich der Karawane und behielt stets die eingeschlagene Richtung bei. Ihre Zahl anzugeben, wäre unmöglich gewesen, denn es konnten ebenso gut fünfzig- bis hunderttausend oder darüber sein. So weit das Auge in der Richtung reichen konnte, traf es auf eine einzige sich bewegende Masse, welche die ganze Ebene bedeckte. Als sie sich der Karawane näherten, drängten sich die Vordersten auf die Seite und machten gelegentlich jene merkwürdigen Sprünge, von denen das Tier seinen Namen hat. Sie springen nämlich nicht auf der Erde, sondern aus Mangel an Raum auf den Rücken ihrer Kameraden, in deren Reihe sie sich sodann eindringen.

Ein nebeliger Dunst stieg über dieser zahllosen Herde auf, als sie sich weiterbewegte, und mehr als einmal deuteten die Khoikhoi, welche auf den Wagen standen (denn man hatte Letztere bei der Annäherung der Springböcke halten lassen), auf einen Löwen, der unter dem Haufen wanderte, um mit Gemächlichkeit sein Mahl halten zu können. Die Tiere waren sehr zahm und mehrere wurden neben den Wagenrädern zum Nachtessen geschossen. Aber obgleich sich die Herde so schnell weiterbewegte, stand es doch mehr als zwei Stunden an, ehe sie ganz an der Karawane vorbeigekommen war.

»Jetzt kann ich doch sagen«, bemerkte Alexander, »dass ich mich überzeugt habe, es fehle in Afrika nicht an Wild. Wohin ziehen wohl diese Tiere?«

»Sie gehen unmittelbar nach Süden«, versetzte Swinton. »Die Wanderung der Springböcke ist einer der merkwürdigsten Beweise von der Fruchtbarkeit des tierischen Lebens. Gleich den Ameisen verzehren sie alles vor sich her, und wenn wir in die Richtung reisen, aus der sie gekom-

men sind, so werden wir, ehe es wieder regnet, kein Futter für unser Vieh finden. Ist ein Regen gefallen, so kehren die Springböcke wieder zu ihren früheren Weideplätzen zurück, denn nur der Mangel an Nahrung hat sie so weit nach Süden geführt.«

»Ihre Spur geht augenscheinlich von Norden nach Osten«, sagte der Major. »Würden wir nicht besser tun, unsere Richtung mehr nördlich zu halten?«

»Nein, ich glaube nicht. Sie sind wahrscheinlich auf dieser Seite des Nu Gariep oder des schwarzen Flusses gewandert. Wir haben heute Abend weder Wasser noch Futter für unser Vieh, und es dürfte daher geraten sein, wenn wir in unserer Richtung fortfahren, um doch wenigstens morgen auf Wasser zu stoßen. Es ist nutzlos, jetzt zu halten und die Ochsen weiden zu lassen. Wir tun daher besser, bis auf den Abend geradeaus zu gehen. Wir kommen dadurch nur um so früher zum Fluss, und dies ist schon ein Gewinn.«

Erst eine halbe Stunde vor Einbruch der Nacht wurden die müden Ochsen ausgespannt. Es war weder Wasser noch Gras vorhanden. Aber ein weiteres Ungemach bestand darin, dass nicht zureichend Holz zusammengebracht werden konnte, um für die Nacht die nötigen Feuer zu unterhalten. Das, was sich vor dem Dunkelwerden herbeischaffen ließ, reichte nur für ein einziges Feuer aus, weshalb sie sich wohl oder übel mit diesem begnügen mussten.

Die Wagen wurden in einem Viereck aufgefahren und im Innern desselben die Pferde angebunden. Die Ochsen erhielten ihren Platz außen, die Schafe aber trieb man unter die Wagen. Das Nachtessen bestand aus dem köstlichen Fleisch der Springböcke. Aber den armen Lasttieren konnte nach der schweren Mühe des Tages weder Futter noch

Wasser gereicht werden. Sobald das Nachtessen eingenommen war, begaben sich unsere Reisenden zu ihren Wagen zurück, während die Khoikhoi bei dem Feuer blieben, das nur spärlich unterhalten werden konnte, wenn es bis zum Morgen brennen sollte. Dass übrigens Löwen in der Nähe umherstreiften, ließ sich aus der Unruhe der Ochsen entnehmen, welche die Lederriemen, mit welchen sie angebunden waren, zu zerreißen versuchten.

Der Mond war aufgegangen und warf ein unbestimmtes Licht über die Gegend, als sich mit einem Mal zwischen dem Lager und dem Horizont die Körper einiger Tiere unterscheiden ließen. Sie schienen, wie es stets in unvollkommenem Licht der Fall ist, sehr groß zu sein, und die Khoikhoi machten bald ausfindig, dass es fünf oder sechs Löwen waren, die in einer Entfernung von nicht vierzig Schritten standen. Die Wahrheit dieser Vermutung wurde bald durch das zornige Brüllen des einen bestätigt, und die meisten Khoikhoi nahmen daraus Anlass, zu ihren Gewehren zu greifen, während ein Teil derselben unter die Wagen kroch.

Die Ochsen kämpften nun wütend, um loszukommen, denn das Gebrüll der Löwen hatte die größte Angst unter ihnen verbreitet. Unsere Reifenden hörten, was vorging, und waren in einer Minute mit ihren Gewehren draußen. Endlich riss sich einer der Ochsen los, und während er drei oder vier Schritte hinter den übrigen hinlief, als suche er ein sicheres Versteck, ließ sich ein abermaliges Gebrüll vernehmen, dem der Sprung eines Löwen folgte. Der Ochse lag am Boden.

Der Major und Wilmot gingen auf das Feuer zu, um von dort aus einen Angriff beginnen zu können. Der Löwe ließ

für eine Weile seine Beute los, als habe er es zum Sprung auf die beiden Gentlemen abgesehen. Bremen rief ihnen zu, sie sollten sich schleunigst zurückziehen, und sie ließen sich dies nicht zweimal sagen, da das Tier Schritt um Schritt ihnen näher kam.

Sobald sich der Löwe von ihrem Rückzug überzeugt hatte, machte er sich wieder über seine Beute her und schleppte sie etwa fünfzig Schritte weit, wo er sein Mahl begann. Unsere Reisenden hörten deutlich - obwohl der Gesichtssinn nicht mehr viel unterscheiden ließ - das Zerren am Fleisch und das Krachen der Knochen, während der Ochse selbst aufs Kläglichste stöhnte.

Sie feuerten nun in die Richtung, aus der sie die Töne vernahmen. Der Löwe dagegen erwiderte die Salve mit einem donnernden Gebrüll und stürzte auf etwa zwanzig Schritte an die Wagen heran, sodass man ihn deutlich sehen konnte. Bremen bat unsere Reisenden, das Tier nicht zu belästigen, da es augenscheinlich sehr hungrig und wild sei. Man habe sich daher zuverlässig eines Sprungs zu versehen, der die unseligsten Folgen nach sich ziehen könne.

Da die übrigen Löwen nun gleichfalls das Lager umstreiften, so luden unsere Gentlemen die Gewehre aufs Neue und verhielten sich still, indem sie sich begnügten, den Löwen zu beobachten, welcher seine Beute verzehrte.

»Wir müssen uns hier ganz ruhig verhalten«, sagte Bremen zu Alexander, »denn es sind viele Löwen um uns, und unser Feuer reicht nicht aus, sie wegzuscheuchen. Es ist leicht möglich, dass sie uns angreifen.«

»Würde es nicht besser sein, wir feuerten unsere Gewehre ab? Dies müsste sie doch einschüchtern.«

»Vielleicht wäre es bei den anderen Löwen der Fall, Sir,

aber den, der uns so nahe ist, würde es zuverlässig in Wut setzen und zu seinem Angriff reizen. Es dürfte zweckmäßiger sein, hin und wieder etwas Schießpulver in die Asche zu streuen, denn da wir nur ein kleines Feuer haben, ist vielleicht das Aufblitzen imstande, sie für eine Weile zu verjagen.«

Mittlerweile pflegte sich der Löwe an dem armen Ochsen und wollte sich darin nicht stören lassen; denn so oft sich einer seiner hungrigen Kameraden näherte, stürzte er auf denselben zu und verfolgte ihn einige Schritte mit so schrecklichem Gebrüll, dass nicht nur die armen Ochsen, sondern auch die Menschen darüber schauderten.

In dieser Weise entschwand die Nacht, während welcher jeder mit seinem Gewehr für einen plötzlichen Angriff gerüstet war. Endlich aber dämmerte zur großen Beruhigung für alle der Morgen auf. Die Bestien waren verschwunden, und als unsere Reisenden zu der Stelle hinausgingen, wo der alte Löwe sein Mahl gehalten hatte, fanden sie, dass er fast den ganzen Ochsen verzehrt hatte. Die Kraft seiner Kinnladen war so ungeheuer gewesen, dass die Rippenknochen sämtlich zermalmt und die Markknochen der Extremitäten wie mit einem Hammer zerbrochen waren.

»In der Tat«, bemerkte der Major, »ich kriege mehr und mehr Respekt vor einem Löwen, je näher ich mit Seiner Katzenmajestät bekannt werde.

»Gott Lob, dass er fort ist«, bemerkte Swinton. »Auch denke ich, es wird am besten sein, wenn wir uns gleichfalls auf den Weg machen.«

Kapitel 12

Die Ochsen wurden angespannt, und die Karawane zog langsam weiter, dem ersehnten Fluss zu. Während unsere Reisenden im Schritt dahin ritten - denn die armen Tiere hatten 24 Stunden lang weder Futter noch Wasser erhalten, und es dachte niemand daran, auf die verschiedenen Tierherden, welche sich unterwegs blicken ließen, Jagd zu machen - bemerkte Swinton. »Wir sind jetzt nicht mehr weit von dem Pfad, auf welchem die Mäntetie vor 18 Monaten ihren Einfall in das Xhosagebiet machten.«

»Ich gedachte schon früher, Euch über diesen Punkt zu befragen, Swinton. Die Eingeborenen der nördlichen Gebiete haben mehr als einen Einfall gemacht. Mr. Fairburn gab mir zwar einen ziemlich guten Begriff von der Geschichte der Kap-Kolonie, aber wir beide waren nach unserer Ankunft in der Kapstadt zu sehr beschäftigt, als dass ich mir weitere Auskunft hätte erbitten können.«

»Seid versichert, ich will Euch alles erzählen, was ich weiß«, entgegnete Swinton, »nur dürft Ihr keinen Mr. Fairburn in mir zu finden erwarten. Ich muss bemerken, dass Afrika ein Land zu sein scheint, welches nicht imstande ist, gleich Europa eine dichte Bevölkerung zu ernähren, und den Hauptgrund davon haben wir wohl in dem großen Wassermangel zu suchen, der hin und wieder noch peinlicher wird durch eine Dürre, die vier oder fünf Jahre anhält.«

»Ich gebe zu, dass dies zurzeit der Fall sein mag«, bemerkte der Major; »indes wisst Ihr wohl, dass hieran nicht der Mangel an zureichender Regenmenge schuld ist, denn diese fällt in der Regel einmal im Jahr. Das gefallene Was-

ser wird vielmehr zu schnell abgeführt. Die Flüsse werden zu wilden Strömen und haben in ein paar Wochen all ihr Wasser in das Meer ergossen, sodass für den Rest des Jahres nichts mehr übrig bleibt.«

»Das ist vollkommen richtig«, versetzte Swinton.

»Und so wird es fort dauern, bis die Bevölkerung nicht nur dicht, sondern auch hinreichend unterrichtet und gewerbstätig ist. Dann wird sie vermutlich zur Sicherung des nötigen Wasservorrats für das ganze Jahr zu denselben Maßregeln ihre Zuflucht nehmen, welche in Indien schon so lange in Anwendung sind, und früher auch von den Mexikanern eingeschlagen wurden - ich meine damit das Ausgraben von großen Teichen, aus denen das Wasser nur durch Verdunstung entweichen kann.

»Ich glaube, dass dies das einzige Hilfsmittel sein wird.«

»Es ist nicht nur ein Hilfsmittel gegen den Wassermangel, sondern übt auch noch weiteren Nutzen, denn wo einmal derartige Teiche sind, gedeiht auch die Vegetation, die nicht nur das Wasser im Lande erhalten, sondern auch noch mehr anziehen wird.«

»Alles dies ist sehr richtig«, entgegnete Swinton, »und ich hoffe, es wird einmal eine Zeit kommen, in welcher dieses Land nicht nur durch den Tau des Himmels gut bewässert wird, sondern auch die Bäche der Gnade nach allen Richtungen sich ergießen, um den Baum Christi gedeihen zu machen.«

»Amen«, versetzte Alexander.

»Um übrigens den Faden meiner Rede wieder aufzunehmen«, fuhr Swinton fort. »Ich wollte sagen, dass die Zunahme der Bevölkerung und, ich möchte beifügen, die Zunahme des Reichtums (denn für diese nomadischen Stämme

liegt im Viehbestand der einzige Reichtum) die Hauptursache der Einfälle aus dem Norden ist, denn die lang anhaltende Trockenheit, welche, wie ich bereits erwähnte, bisweilen vier oder fünf Jahre währt, zwingt sie, anderswo Weideplätze zu suchen, wenn ihre eigenen ausgedorrt sind. Jedenfalls scheint es, dass die Xhosa seit vielen Jahren unauhörlich dem Druck von außen preisgegeben waren, sowohl vom Norden als vom Süden aus.

Als sich die Holländer auf dem Kap ansiedelten, nahmen sie Besitz von dem Land, das den Khoikhoi-Stämmen gehörte, und vertrieben die wenigen, welche es vorzogen, ihre Unabhängigkeit in dem Land der Buschmänner und der Namaqua zu bewahren. Dadurch wurde die Bevölkerung im südlichen Teil vermehrt, obschon er nur imstande war, einigen wenigen ihr Auskommen zu geben. Sie sahen sich daher gezwungen, die Xhosa zu bedrängen, welche sie anfangs über den großen Fischfluss hinaus und später noch weiter nach Norden trieben. Die Buschmann-Stämme der Berg-Khoikhoi, wenn wir sie so nennen dürfen, wurden gleichfalls durch verschiedene Mittel vergrößert, obschon sie unablässig der Mordgier der holländischen Boern preisgegeben waren. Außerdem haben unsere unklugen Kolonial-Regulationen eine andere und neue Volksrasse hinzugefügt, die bereits sehr beträchtlich ist.«

»Was meint Ihr damit?«

»Ich meine das Volk, das unter dem Namen der Griqua bekannt ist, weil es von dem Griqualand Besitz nahm. Es besteht aus einer Mischlingsrasse zwischen Khoikhoi und Weißen. Der holländischen Kolonialgesetzgebung zufolge konnten diese Leute in der Kolonie kein Landeigentum erwerben, und dieser Akt der Ungerechtigkeit und Torheit

hat uns eines sehr wertvollen Menschenschlags beraubt, der viel zum Gedeihen der Kolonie hätte beitragen können. In hohem Grad tapfer, einsichtsvoll und gewerbstätig sind sie, weil sie sich wegen des Khoikhoibluts in ihren Adern verachtet sahen, ausgewandert und haben sich jenseits der Grenzen angesiedelt. Sie sind ziemlich gut mit Feuerwaffen versehen. Die friedlich Gesinnten können sich daher selbst beschützen, während die anderen dem Beispiel der Kolonisten folgen und allem Rechtsgefühl zum Trotz die armen Wilden ihres Viehs und ihres Eigentums berauben. Ihr bemerkt nun, Alexander, wie auch vom Süden ein Druck ausgeht.«

»Das ist sehr einleuchtend«, entgegnete der Major.

»Vielleicht ist es am besten, wenn ich gradweise in dem Norden steige und jetzt der Xhosa erwähne, auf die der Druck vom Norden und Süden ausschließlich wirkt. Sie sind sehr zahlreich. Der Ursprung des allgemeinen Ausdrucks Xhosa, welcher nichts anderes als Ungläubige bezeichnet, ist eben so wenig bekannt, als der des Namens Khoikhoi.«

»Ein Beweis für die Tatsache, welche wir schon an der Schule erfahren mussten«, bemerkte der Major, »dass nämlich die sogenannten Spitznamen weit länger im Gedächtnis bleiben, als die eigentlichen.«

»Allerdings«, erwiderte Swinton. »Unsere Bekanntschaft bezieht sich meist auf die südlichen Xhosa, welche das Land an der Ostküste von Afrika von der Kapgrenze an bis Port Natal bewohnen. Sie sind der Amakosastamm, deren Krieger uns kürzlich erst verlassen haben, die Tambukie, aus deren Gebiet wir herkommen, und nördlich von ihnen bei Port Natal die Hambona. Diese sind die östlichen Xho-

sa.

»Auf der anderen Seite des Mambukiegebirges und im Zentralteil Afrikas unter dem Wendekreis sind die Betschuana, welche einen Landstrich bewohnen, der bis jetzt nur unvollkommen bekannt ist. Diese kann man die Zentral-Xhosa nennen.

Auf der Westseite der afrikanischen Küste und über dem Namaqualand, dessen Bewohner hauptsächlich der Khoikhoi-Rasse angehören, haben wir die Demara, welche als die westlichen Xhosa bezeichnet werden können. Mit diesen findet nur wenig oder gar kein Verkehr statt.

Alle diese Stämme sprechen mit sehr weniger Abwechslung die Betschuana- oder Xhosasprache. Sie werden von Häuptlingen oder Königen beherrscht und zerfallen in zahlreiche Körperschaften, sind aber insgesamt Xhosa. Betreffs ihres Charakters habe ich nur zu bemerken, dass, soweit unsere Erfahrungen reichen, die Xhosa der Ostküste, die wir eben verlassen haben, an Mut und allen anderen guten Eigenschaften den übrigen weit überlegen sind. Habe ich mich verständlich gemacht, Alexander?»

»Vollkommen.«

»Dennoch wäre es mir lieb, wir säßen an irgendeinem sicheren Plätzchen, statt dass wir jetzt über diesen welken Landstrich reiten. Auch wünschte ich, ich hätte die Karte vor mir, um mich Euch besser verständlich zu machen.«

»Ich will die Karte zurate ziehen, sobald ich kann«, entgegnete Alexander. »Da ich übrigens die Geografie fleißig studiert habe, so vermisse ich den Mangel nicht zu sehr.«

»Alle diese Xhosa führen die gleiche Lebensweise. Ihr Reichtum besteht im Vieh. Sie sind zum Teil Feldbauern, zum Teil Hirten und zum Teil Jäger. Auch dient ihr beharr-

licher Kampf mit den wilden Tieren des Landes dazu, um sie für den Krieg vorzubereiten. Die östlichen Xhosa, von denen wir herkommen, sind am zahlreichsten. Aber da wir ihnen so viel von ihrem Land abgenommen haben, besitzen sie kaum genug Weideplätze für ihr Vieh. Ich habe gesagt, das Gebiet der östlichen Xhosa erstreckte sich bis Port Natal. Früher ging es bis zu der Delagoa Bay hinaus, wie es sich denn auch viel weiter im Süden hinzog, ehe wir sie aus ihren Besitzungen vertrieben. Das ganze Land zwischen Port Natal und der Delagoa Bay war früher von Xhosastämmen bewohnt. Ich glaube, Alexander, Mr. Fairburn hat Euch die Geschichte Shakas, des berühmten Königs der Zulu, mitgeteilt?«

»Ja.«

»Gut, also. Es war Shaka, welcher das Land, von dem ich jetzt spreche, überströmte und sowohl die Stämme, die darin wohnten, als auch einen großen Teil der Betschuana-Stämme, welche mehr im Norden saßen, vertrieb. Die Einfälle, welche in das Land der Xhosa und der Betschuana, welches an die Kolonie grenzt, geschahen, wurden ganz durch Shakas Verheerungen herbeigeführt. Ich meine damit natürlich nur diejenigen, welche stattfanden, seit wir das Kap kennen und im Besitz haben, denn ohne Zweifel haben sie sich stets wiederholt und sind vielleicht in jedem Menschenalter wenigstens einmal vorgekommen. Ihre Ursache ist in dem Umstand zu suchen, dass sich die Bevölkerung über das Maß ihrer Subsistenzmittel vermehrt hat, und die Einfälle fanden statt, sobald der Überfluss an Menschen es nötig machte.

Die Wanderungen der Springböcke, dergleichen wir gestern mit ansahen, mögen noch häufiger sein, sind aber

ebenso unsicher, als die der Zentralbevölkerung Afrikas. Die Xhosa selbst geben an, sie feien früher aus dem Norden gekommen und haben ihr Gebiet durch Eroberungen gewonnen. Auch tragen sich die Khoikhoi in Hinsicht auf ihre Herkunft mit derselben Überlieferung.

Der Einfall der Mäntetie, wie sie genannt werden (bei den östlichen Xhosa heißen sie Fikani), war nichts weiter, als der eines Volkes, das seines Eigentums beraubt und unter Shaka durch die Zulu aus seinem Gebiet vertrieben wurde. Überhaupt lässt sich auch das Vorrücken des Heeres unter Quitu, das erst im Laufe dieses Monats vernichtet wurde, aus einer ähnlichen Ursache ableiten. Nachdem sich Quitu von Shaka getrennt hatte, konnte er keinen Ruheplatz finden, weshalb er nach Süden kam, um den Xhosa ihr Gebiet zu entreißen - ein Unternehmen, das ihm übrigens fehlgeschlug. Hätte er den Sieg davongetragen, so würde er ein Blutbad angerichtet und sich für seine eigenen Leute Platz gemacht haben.«

»Natürlich, denn das Ende aller dieser Einfälle und Wanderungen muss auf ein derartiges Opfer von Menschenleben hinausgehen, um den Bleibenden die Mittel für ihren Unterhalt zu bieten«, bemerkte der Major.

»Und so muss es wohl auf diesem Kontinent fortgehen, bis die Menschen durch Zivilisation und Künste so weit herangezogen sind, um die Mittel für ihren Unterhalt zu vergrößern. Für diesen Zweck gibt es nichts Geeigneteres wie die Einführung des Christentums, denn dieses geht Hand in Hand mit der Zivilisation.«

»Aber die Mäntetie oder Fikani, wer sind diese?«

»Ich habe bereits gesagt, sie seien nördliche Xhosa-Stämme, die von Shaka ihres Gebiets beraubt wurden. Die Na-

men der Stämme kennen wir nicht. Mäntetie und Fikani bedeutet in der Xhosa Sprache *Eindringlinge*. Beide diese Ausdrücke passen wohl auf das Volk, sind aber zuverlässig nicht die Namen der Stämme.

Ich glaube nun genug gesagt zu haben, um auf die Geschichte dieses letzten Einfalls eingehen zu können. Aber offen gestanden, die Hitze ist so überwältigend, und ich fühle meine Zunge dermaßen vertrocknet, dass Ihr mich entschuldigen müsst, wenn ich meine Mitteilung auf eine andere Gelegenheit verschiebe. Sobald wir es ein bisschen gemächlicher haben, will ich Euch die Geschichte der Mäntetie geben.«

»Wir sind Euch sehr für Eure Belehrung verbunden, Swinton, und wollen Euch vorderhand schonen«, entgegnete Alexander. »Was sind dort für Tiere? Schaut!«

»Das sind Gnus«, entgegnete Swinton. »Es gibt zwei Arten davon, das gemeine Gnu und das gefleckte Gnu. Sie bilden ein Mittelglied zwischen der Antilopen- und der Rinderfamilie. Auch sind sie sehr gut zu essen.«

»Dann wünschte ich nur, wir könnten uns über sie hermachen. Sie scheinen sich nicht vor uns zu fürchten und nähern sich uns im Galopp.«

»Ja, denn obgleich sie sehr scheu sind, besitzen sie doch einen guten Teil Neugierde«, entgegnete Swinton. »Gebt jetzt acht auf sie.«

Während Swinton sprach, sprangen die Tiere hinweg und näherten sich dann wieder, um die Karawane zu betrachten. Dabei scharrtten sie mit ihren Hufen den Staub auf, schüttelten die Mähnen, peitschten sich die Seiten mit ihren langen Schwänzen, brüllten und schüttelten die Köpfe, stampften bisweilen wie im Trotz und flogen dann mit

Windeseile von dannen, als ob sie sich fürchteten.

»Für heute sind sie sicher«, bemerkte Major Henderson, »aber ein anderes Mal wollen wir ihren Mut versuchen.«

»Ihr werdet sie wild und gefährlich finden, Sir, wenn sie verwundet sind«, sagte Bremen, der herangeritten war. »Wir sind nicht mehr weit von dem Fluss, denn das Vieh beginnt zu schnüffeln.«

»Freut mich, dies zu hören, denn dann muss Wasser in der Nähe sein. Aber der Nebel und das blendende Licht sind von der Art, dass man auf eine halbe Stunde hin kaum etwas zu unterscheiden imstande ist.«

»Wohl, Sir«, versetzte der Khoikhoi, »aber ich kann sie doch gut genug sehen.« Er deutete dabei mit seinem Finger auf einen sich hebenden Grund, der rechts von ihnen etwa hundert Schritte abgelegen war.

»Eins, auf den morgigen Tag verschoben.

»Was gibt's?«, fragte der Major, in die angedeutete Richtung blickend. »Ah, ich sehe, es sind Löwen.«

»Ja, Sir, aber wir brauchen keine Notiz von ihnen zu nehmen, denn sie werden uns nicht belästigen. Sie sind nicht hungrig.«

»Ihr habt recht«, sagte Swinton. »Wir müssen gerade ausgehen und weder haltmachen, noch unsere Eile beschleunigen. Der Treiber soll auf seine Ochsen achthaben, denn so müde sie auch sind, reicht doch die Witterung der Löwen zu, ihnen für den Augenblick eine fast unbewältigende Kraft zu geben.«

»Bringt uns unsere Gewehre, Bremen«, versetzte der Major. »Ich bin geneigt, deine bewaffnete Neutralität anzunehmen, wenn sie damit einverstanden sind.«

Da unsere Reisenden hier ein paar Tage haltzumachen ge-

dachten, so wurden die Wagen in einiger Entfernung vom Fluss aufgefahren, damit das Lager aus den Pfaden der Tiere komme, welche sich zum Trinken am Fluss einfanden.

Sie wurden im Laufe der Nacht nicht von Löwen beunruhigt. Dagegen gelang es den Hyänen, unter die Wagen zu kriechen und, nachdem sie einen der Ochsen schwer gebissen hatten, ein Schaf wegzuschleppen. Unsere Reisenden waren von diesen Tieren so oft belästigt worden, dass wir ihrer nie Erwähnung taten, aber am folgenden Morgen stellte sich heraus, dass der Ochse schwer verletzt worden war und geschlachtet werden musste.

»Wenn der Mut der Hyäne ihrer Kraft gleichkäme, so wäre sie ein sehr furchtbares Tier«, bemerkte Swinton. »Aber es ist Tatsache, dass sie selten oder nie den Menschen angreift, und wenn ihrer zwanzig in einem Rudel beisammen wären. Gleichwohl dringen sie unter den Xhosa sehr oft in die Hütten der Eingeborenen und erwürgen hin und wieder Kinder und gebrechliche Leute. Hieran ist übrigens nur der Brauch der Xhosa schuld, welche ihre Toten diesen Tieren zum Fraß überlassen. Sie gewinnen dadurch eine Vorliebe für Menschenfleisch und machen deshalb hin und wieder einen dreisteren Versuch, um es zu erhalten«

»Sie müssen eine furchtbare Kraft in ihren Kinnladen haben«, bemerkte Alexander.

»Allerdings, und sie ist ihnen gleichfalls zu sehr weissen Zwecken verliehen. Die Hyänen und die Geier sind die Wasenmeister der tropischen Gegenden. Letztere verzehren, was die Ersteren übrig lassen, nämlich die Haut und das Gerippe eines toten Tieres. Die Kraft ihrer Kinnbacken ist von der Art, dass sie den größten Knochen mit Leichtigkeit zermalmen können.«

»Gibt es von diesen Tieren mehrere Spielarten?«

»In Afrika zählt man vier: die gemeine gefleckte Hyäne oder den Wolf der Kolonisten, deren Geruch so abscheulich ist, dass die Hunde sie liegen lassen, nachdem sie die Bestie getötet haben; dagegen kommen dann ihre eigenen Kameraden und fressen sie augenblicklich auf. Ferner die gestreifte oder wilde Hyäne, welche auch der Löcherwolf heißt, und eine andere, die von den Kolonisten der braune Wolf genannt wird. Letztere ist auch, glaube ich, die Varietät, welche unter dem Namen »die lachende Hyäne« bekannt ist. Eine weitere Spielart, welche ein Mittelglied zwischen der Hyäne und dem Hund bildet, heißt die Venatica. Sie sagt in Rudeln und die Kolonisten nennen sie den wilden Hund. Sie wurde zuerst von dem Reisenden Burchell beschrieben und ist zwar kleiner, aber viel wilder als die übrigen.«

»Ich weiß, dass es im Land Leoparden gibt, aber dennoch sind wir noch nie mit einer derartigen Bestie zusammengetroffen. Sind sie gefährlich?«

»Dies ist bei jedem Tier der Fall, wenn es zur Verzweiflung getrieben wird. Ich habe einmal mit angesehen, wie ein Quagga, das durch einen berittenen Jäger an den Rand eines Absturzes gehetzt wurde, den Fuß seines Feindes mit den Zähnen fasste und ihn förmlich abriss, sodass der Mann am Blutverlust sterben musste, obwohl ärztliche Hilfe in der Nähe war.«

»Wer hätte sich auch eines so tragischen Ausgangs von der Jagd auf einen wilden Esel versehen?«, bemerkte der Major. »Wollt Ihr hier bleiben oder vorrücken, Wilmot?«

»Der Major möchte gern einen Schuss auf die Gnus tun, da er bis jetzt noch kein derartiges Tier erlegt hat. Auch

werden die Ochsen wohl einen Tag Ruhe brauchen können, um sich wieder zu erholen, und da wir keine Eile haben, so glaube ich, wir können ebenso gut haltmachen und unser Lager für einige Tage verproviantieren.«

»Von Herzen gern. Es tut mir leid, dass die Hyäne unseren Mundvorrat vermehrte, indem sie uns nötigte, den armen Ochsen zu schlachten. Doch da ist nicht zu helfen. Unter jenem kleinen Berg im Westen gibt es eine große Herde von Gnus und Quaggas. Wenn wir übrigens nach Norden kommen, werden wir bessere Tiere für die Tafel finden.«

»Und die wären?«

»Das afrikanische Elen, das größte Tier der Antilopen-Spezies, welches bisweilen mehr als tausend Pfund wiegt. Diese Tiere sind sehr fett, leicht zu erlegen und bieten eine vortreffliche Speise. Als ich im Land der Namaqua war, zogen wir sie jeder anderen Kost vor. Aber ich sehe auf der Ebene dort eine andere Art von Wild.«

»Welches?«

Omrah deutete danach hin.

»Es sind entweder Buschmänner (zahme Buschmänner, wie man sie im Gegensatz zu den anderen nennt) oder Koranna - wahrscheinlich das Letztere. Sie kommen geraden Weges auf uns zu. Aber Mahomed kündigt das Frühstück an.«

Nach Beendigung des Frühstücks fanden unsere Reisenden, dass sich ein Häuflein von zwölf Koranna der Karawane angeschlossen hatte. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, dass sie hungrig seien, indem sie auf die Riemen deuteten, womit sie in der Magengegend ihren Leib eingeschnürt hatten. Der Dolmetscher bedeutete ihnen, dass es jetzt auf die Jagd gehe und sie etwas von dem Wild erhal-

ten sollten, worüber sie sehr erfreut waren.

»Wisst Ihr auch, wie man die Riemen nennt, welche sie um den Leib tragen, Wilmot?«, fragte Swinton. »Sie heißen Hungergürtel, und alle Eingeborene tragen sie, wenn sie sehr vom Hunger gequält werden. Sie meinen, durch das Einschnüren des Magens Erleichterung zu erhalten, und ich zweifle nicht, dass es auch wirklich der Fall ist.«

»Gut«, versetzte der Major. »Ich hoffe bald imstande zu sein, den armen Teufeln ihre Gürtel zu lösen und ihre Mägen zu füllen, dass sie so angespannt sind, wie eine Trommel. Sattelt die Pferde, Bremen. Du, Omrah, reitest mein anderes Pferd und trägst meine zweite Büchse.«

Omrah, welcher jetzt Englisch verstand, obwohl er nur wenige Worte sprechen konnte, nickte mit dem Kopf und begab sich zum Wagen, um die Gewehre des Majors zu holen.

Kapitel 13

Sobald die Pferde bereit waren, traten unsere Reisenden ihren Feldzug gegen die Gnus und Quaggas an, welche sich westlich von der Karawane gesammelt hatten. Bremen, Swanevelt und Omrah waren beritten, zehn Khoikhoi folgten mit ihren Gewehren zu Fuß und die Koranna schlossen sich gleichfalls der Partie an. Unter den Teilnehmern an der Jagd befanden sich auch der große Adam, welcher denen, die noch nie ein Gnu gesehen hatten, die Art und Weise auseinandersetzte, wie er sie zu töten pflegte.

Die Reiter verhielten sich ruhig, bis die Fußgänger der Herde wieder nahe gekommen waren. Nun fingen die

Khoikhoi an zu feuern und trieben die Tiere unseren Reisenden in Schussweite. Drei von den Gnus fielen, während die übrigen weiter flüchteten. Aber als sie sich der Karawane näherten, stutzten sie abermals und wurden nun aufs Neue von den Jägern eingeschlossen.

Die Khoikhoi rückten vorsichtig vor und schlichen sich so nah wie möglich an die Tiere heran, deren Aufmerksamkeit auf die Reiter gerichtet war. Die Khoikhoi befanden sich fast in Schussweite, als Omrah, welcher das zweite Pferd des Majors ritt, an den Büchsenladestock ein totes Bandana-Schnupftuch, das er gewöhnlich um den Kopf trug, befestigte, sich rasch von den übrigen Reitern trennte und sein Tier zu der Stelle lenkte, wo der große Adam dahinschlich, um einen Schuss zu tun. Hinter seinem Feind aufgestellt, begann er nun das rote Tuch gegen die Tiere zu schwenken, denn er wusste wohl, dass ein Gnu ebenso reizbar aufgrund der roten Farbe ist wie ein Ochse. Sobald er daher sein Manöver begonnen hatte, trat eins der größten Männchen aus dem Haufen heraus, scharrte die Erde und bereitete sich zu einem Angriff vor. Der große Adam, welcher sich nicht träumen ließ, wie Omrah hinter ihm beschäftigt war, stand auf, um zu schießen. Aber wie er sich erhob, nahm das Gnu seinen Anlauf. Omrah hatte, sobald das Tier seinen Anlauf genommen, sich umgewandt und galoppierte davon. Der große Adam aber verlor, sobald er einen solchen Feind auf sich zustürzen sah, alle Geistesgegenwart, fehlte in seinem Schuss und ergriff die Flucht. Die Hörner des Gnus standen ihm schon ganz nahe, als der große Adam plötzlich zum Erstaunen aller Zuschauer verschwand und das Gnu über der Stelle, wo er unsichtbar geworden war, hinweg schoss.

»Was ist aus ihm geworden?«, fragte Alexander lachend.

»Ich weiß es nicht, glaube aber, dass er durch ein wahres Wunder gerettet worden ist«, versetzte der Major. »Er verschwand wie ein Geist durch eine Falltür.«

»Aber ich sehe seine Fersen«, sagte Swinton lachend. »Verlasst Euch darauf, er ist in ein Ameisenfresserloch gefallen. Die boshafte Schadenfreude dieses kleinen Knirpses hätte ihm leicht den Tod bringen können.«

»Er wollte ihn bloß zwingen, dass er sich wirklich als den sicheren Zieler erweise, für den er sich prahlerisch ausgibt«, versetzte der Major. »Doch halt einen Augenblick, ich will dieses schöne Tierlein niederstrecken, und dann können wir nach dem großen Adam sehen.«

Aber ehe der Major dem Gnu, welches noch immer in der Erde scharrte und sich nach seinem Gegner umsah, nahe genug rücken konnte, war Omrah, der das Tuch beseitigt hatte, mit des Majors Büchse herangekommen und hatte das Tier erlegt. Zu gleicher Zeit ließen die Khoikhoi eine Salve auf die Herde krachen, und drei weitere Tiere fielen, worauf die übrigen davon galoppierten, und bald nicht mehr zu sehen waren.

Sie ritten nun zu der Stelle hin, wo der große Adam verschwunden war, und fanden ihn, wie Swinton vermutet hatte, in einem tiefen Ameisenfresserloch, in welchem er kopfabwärts stak und kläglich um Hilfe schrie. Seine Füße sahen oben heraus, aber dies war alles. Die Khoikhoi halfen ihm aus dem Loch. Er fiel zu Boden und schien vor Schrecken und infolge seiner Köpflingslage ganz erschöpft zu sein. Auch ärgerte er sich sehr über das Gelächter, das gegen ihn erhoben wurde.

Da die Pferde durch die Jagd sehr erschöpft worden wa-

ren, so beschlossen unsere Reisenden zur Karawane zurückzukehren, um ihre Tiere nicht für den künftigen Dienst unbrauchbar zu machen. Ihr Mittag- und Nachtessen bestand aus dem Fleisch der Gnus, welches großen Beifall erhielt.

Als das Souper vorüber war, sagte Alexander: »Nun, Swinton, wenn Ihr Lust habt, so sind wir beide, der Major und ich mit Freuden bereit, Eure Geschichte der Mäntetie anzuhören.«

»Recht gerne«, versetzte Swinton. »Die Anzahl von Stämmen, die unter dem Namen Mäntetie oder Eindringlingen bekannt ist, wohnte den besten Autoritäten zufolge in den Landstrichen westlich vom Zulu-Gebiet und in gleicher Breite mit der Delagoa Bay. Da sie insgesamt fast bloß von dem Fleisch und der Milch ihres Viehes leben, müssen sie, wenn sie desselben beraubt und dadurch zur Verzweiflung getrieben werden, entweder sich selbst aufs Plündern legen oder Hunger sterben. Dies war bei den Mäntetie der Fall. Außerstande, den Angriffen der Zulu Widerstand zu leisten, wurden sie aus ihrem Land vertrieben und vereinigten ihre Streitkräfte mit anderen, welche das gleiche Schicksal getroffen hatte.

Dies war der Ursprung der Mäntetie, welche, obschon sie nicht Mut genug hatten, die Angriffe der Zulu zurückzuweisen, durch Hunger und Verzweiflung in ihren Einfällen auf andere Gebiete zu den außerordentlichsten Kraftäußerungen angespornt wurden.

Sie bildeten, nachdem sie sich gesammelt hatten, mit ihren Frauen und Kindern eine ungeheure Masse. Da sie außerstande waren, sich den nötigen Unterhalt zu beschaffen, so veränderte sich ihre Lebensweise dermaßen, dass sie zu-

letzt Kannibalen wurden und die Leichen ihrer Feinde oder das Fleisch ihrer im Kampf gefallenen Kameraden verzehrten.

Die Betschuanastämme oder die Xhosa im Inneren wurden zuerst angegriffen, ihre Städte geplündert und verbrannt, ihre Viehherden weggeführt und verzehrt. Dann fielen die Mäntetie auf die Wenkiet, einen der Demarastämme, welche, nördlich von dem Nemagua-Land, an der Ostküste wohnen. Aber die Wenkiet waren ein tapferes Volk und auf den Einfall gefasst, sodass die Mäntetie unter großem Gemetzel zurückgeschlagen wurden. Über ihre Niederlage erstaunt, wandten sie sich nach dem Süden und fielen in das Betschuanaland ein.

Mittlerweile hatten unsere Missionare sich in dem Koranna-Land niedergelassen, und als das Vorrücken der Mäntetie ruchbar wurde, gerieten die Betschuana in große Bestürzung, denn obgleich sie schöner Aussehen als die östlichen Xhosa, sind sie doch keineswegs so tapfer und kriegerisch.

Da das Vorrücken dieses Volkes sowohl die Mission zerstört als auch den bedrohten Stamm vernichtet haben würde, so beschloss der Missionar Mr. M., die bereits erwähnten Griqua, die nicht nur Pferde hatten, sondern auch wohl bewaffnet waren, um Beistand anzugehen. Die Griqua kamen unter ihrem Häuptling Waterboer und zogen gegen den Feind. Ihnen schloss sich ein großes Heer Betschuana an, welche, durch die Anwesenheit der Griqua ermutigt, gleichfalls ins Feld rückten.

Die Mäntetie hatten aber bereits die Betschuanastadt Liteku, welche 16 000 Einwohner enthielt, in Besitz genommen.

Ich will nun, so gut ich mich noch erinnern kann, den Bericht des Missionars zu Kuruman, Mr. M., geben, der die

Griqua begleitet hatte, um womöglich ein gütliches Abfinden mit den Eindringlingen zu erwirken.

Er erzählte mir, als er mit einem kleinen Häuflein dem Griquaheer vorausgezogen sei, um diesen Zweck zu erreichen, habe er Scharen des Feindes gesehen, welche zu den Lagunen kamen, um zu trinken, aber dort niedersanken und vor Hunger starben. Als sie sich dem Haupthaufen des gegnerischen Heeres näherten, fanden sie, dass das geraubte Vieh im Zentrum einer ungeheuren Menschenmasse eingeschossen war. Sie versuchten zu parlamentieren, aber der Feind schleuderte in der wildesten Wut seine Speere nach ihnen, sodass sie sich zum Rückzug genötigt sahen, ohne dass sie hoffen konnten, einen Vergleich zu erzielen.

Am nächsten Tage sollten die Griqua vorrücken. Sie bestanden aus ungefähr hundert wohlberittenen und wohlbewaffneten Kriegern. Der Feind stürzte mit schrecklichem Geheul auf sie zu und schleuderte seine Wurfspieße und Keulen auf sie. Das schwarze, garstige Aussehen der Mäntetie, ihre wilde Wut und ihre heiseren, lauten Stimmen übten einen seltsamen Eindruck. Die Griqua zogen sich weislich zurück, um nicht umringt zu werden.

Endlich wurde der Beschluss gefasst, dass die Griqua Feuer geben sollten. Man hoffte, die Mäntetie, welche noch nie Zeuge von der Wirkung der

Feuerwaffen gewesen waren, würden dadurch eingeschüchtert, und es könne auf diese Weise weiteres Blutvergießen verhindert werden. Viele der Feinde blieben; aber obschon die überlebenden mit Staunen auf ihre Toten blickten und die verwundeten Krieger sich im Staub wälzten, stürzten sie doch mit löwengleicher Wut auf die Reiter los und rissen die Waffen aus den Händen ihrer sterbenden

Kameraden, um diejenigen zu ersetzen, welche sie bereits auf ihre Gegner geschleudert hatten.

Da diejenigen, welche aus dem Hauptheer hervorgetreten waren, um die Griqua anzugreifen, die Häuptlinge der Mäntetie waren und einer nach dem anderen stürzte, so wurde das übrige Heer mutlos.

Nachdem die Griqua in dieser Weise den Kampf begonnen hatten, rückte die Betschuanaarmee nach und unterstützte die Reiter mit ihren vergifteten Pfeilen, die sie gegen die Feinde entsandten. Aber nun brach ein kleiner Haufen der mutigsten Mäntetie-Krieger heraus und schlug das gesamte Heer der Betschuana in die Flucht.

Der Kampf hatte dreieinhalb Stunden gedauert, als die Griqua finden mussten, dass ihre Munition zur Neige ging, weshalb sie sich vornahmen, auf jede Gefahr hin die ganze Macht des Feindes anzugreifen. Dies geschah, und die Mäntetie flüchteten gen Westen. Sie wurden aber von den Griqua eingeholt, und es begann ein abermaliger Angriff, der das wildeste Handgemenge zur Folge hatte.

Mr. M. sagte, die Szene, die sich nun darbot, sei fürchterlich und der Zustand der Spannung im höchsten Grade peinlich gewesen. Das wellenförmige Land war nach allen Richtungen hin mit Kriegern bedeckt -Griqua, Mäntetie und Betschuana, alles in Bewegung, sodass es unmöglich war, zu sagen, wer die Freunde und wer die Feinde waren. Staubwolken umhüllten die ungeheuren Massen, die da sich flüchteten, dort den Feind verfolgten. In ihr Zetergeschrei mischten sich das Brüllen der Ochsen, der Kriegsruf der noch unbesiegten Streiter, das Stöhnen der Sterbenden und das Wehgeheul von Frauen und Kindern. Endlich zog sich der Feind zur Stadt zurück, die nun, um die Schrecken

der Szene zu erhöhen, in Flammen gesetzt wurde.

Dann folgte ein abermaliger verzweifelter Kampf. Die Mäntetie versuchten die Griqua in die brennende Stadt einzuschließen, ergriffen aber, da ihnen dies nicht gelang, in größter Verwirrung die Flucht. Es ist eine seltsame Tatsache, dass die Mäntetie-Streitkräfte in zwei Heerhaufen geteilt waren. Während die Griqua mit dem einen stritten, blieb der andere in der Stadt, denn der Letztere setzte so großes Vertrauen in den Ersteren, dass er ihm nicht zu Hilfe kam.

Nachdem die Stadt in Brand gesteckt war, vereinigten sich beide Abteilungen und zogen sich, nicht weniger als vierzigtausend Streiter stark, nach Norden zurück. Aber mit dem Rückzug der Mäntetie begannen auch die Betschuana das Werk des Gemetzels. Frauen und Kinder wurden ohne Erbarmen abgeschlachtet. Was übrigens die verwundeten Mäntetie betraf, so schien es, als ob nichts sie zur Ergebung zwingen konnte. Es kam oft vor, dass ein einziges Individuum von fünfzig Betschuana umringt war und so lange fortfocht, wie noch Leben in ihm war.

Mr. M. sagt, er habe mehr als einmal mit angesehen, wie ein Mäntetie, der schon zehn oder zwölf Pfeile und Speere in seinem Leib stecken hatte, sich wild gegen ganze Scharen wehrte. Männer, die mit dem Tod rangen, rafften sich vom Boden auf und schleuderten noch ihre Waffen, ehe sie tot zusammenbrachen, denn ihr kriegerischer, feindseliger Geist erlosch erst mit dem Leben.«

»Und doch ließ sich dasselbe Volk sein eigenes Land von den Zulu entreißen?«

»Ja, aber durch Mangel und Not waren sie in verzweifelte Krieger umgewandelt worden.«

»Es nimmt mich Wunder, dass sie nie daran dachten, ihr eigenes Land wieder zu erobern, da sie den Zulu doch gewiss gewachsen sein mussten. Ist dies das Ende Ihrer Geschichte, Swinton?«

»Nicht ganz. Aber vielleicht seid Ihr müde.«

»O nein, ich bitte, fahrt fort.«

»Die Mäntetie, obgleich von den Griqua geschlagen, ermutigten sich bald wieder, und es verbreitete sich die Nachricht, dass sie im Begriff wären, nach Kuruman herunter zu kommen, wo die Missionare ihre Station hatten. Sobald sie nämlich in Erfahrung brachten, die Griqua seien nach Hause gezogen, fassten sie den Entschluss, sich an den Betschuana zu rächen, welche sie nur wie den Staub unter ihren Füßen betrachteten.

Auf diese Nachricht hin schrieb Mr. M. an Waterboer, den Häuptling der Griqua, und bat ihn, er möchte unverweilt wieder zurückkehren. Dieser aber erwiderte, ein großer Haufen von Mäntetie bedrohe von dem Baal oder gelben Fluss her die Griqua mit einem Angriff, weshalb sie bleiben müssten, um Ihr Eigentum zu verteidigen. Mr. M. solle übrigens mit seiner Familie zu der Griqua-Stadt kommen und sich unter ihren Schutz begeben.

Da die Missionare unter solchen Umständen nicht länger bleiben konnten, so wurden die Posten verlassen, und sie flüchteten mit ihren Frauen und Familien zur Griqua-Stadt, wo sie übrigens noch nicht lange eingetroffen waren, als sich schon die Kunde verbreitete, dass die beiden Mäntetiehaufen ihre Route geändert hätten. Der eine Teil zog nach Osten und in das Land, aus dem sie von den Zulu vertrieben worden waren. Der andere aber nahm, wie es scheint, Besitz von dem Strich in der Nähe der Quellen des Orange-

Flusses, wo sie viele Jahre einen Plünderungskrieg gegen die Stämme dieses Distrikts führten. Endlich vermischte sich ein Teil derselben mit den Bewohnern des Striches, der nun den Namen »neues Mäntetie-Land« führt. Die übrigen machten einen Einfall in das Gebiet der östlichen Xhosa, unter denen sie als die Ficani bekannt waren.«

»Und was wurde aus ihnen?«

»Sie erschlugen einige Xhosahäuptlinge, und die Xhosa boten nunmehr den Beistand der englischen Kolonisten auf, welche ihrem Gesuch Gehör schenkten und eine starke bewaffnete Macht gegen die Eindringlinge marschieren ließ. Man fand sie angesiedelt, denn sie hatten eine Stadt in der Nähe der Quellen des Umtata-Flusses gebaut. Die Xhosa schlossen sich mit all ihren Streitkräften den englischen Truppen an, und die Ficani wurden überrascht. Es fand ein schreckliches Blutbad statt. Musketen, Artillerie und kongrevische Raketen übten ihr zerstörendes Werk an den unglücklichen Elenden, die von allen Seiten durch die Xhosa eingeschlossen waren. Und so wurden die Ficani ausgerottet, denn die Xhosa schonten weder Mann noch Frau oder Kind. Dies ist die Geschichte der Mäntetie . Ihr Untergang war schrecklich, aber vielleicht unvermeidlich.«

»In Eurer Erzählung ist mir etwas aufgefallen, Swinton«, bemerkte der Major, »was Ihr nur leichthin berührtet; ich meine die Lage der Missionare während dieser Schreckenszene, die gewiss höchst peinlich gewesen sein muss.«

»Gewiss.«

»Und dennoch habe ich viele Einwendungen gegen sie nicht nur gelesen, sondern auch gehört. Von manchen Seiten her sucht man den Beiträgen, welche zu ihrer Unterstützung gesammelt werden, Abtrag zu tun.«

»Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Missionare, welche unter den Wilden des Innern arbeiten, häufig, wo nicht meistens Leute von sehr beschränkter Erziehung sind, denn viele davon waren ursprünglich für ein Handwerk bestimmt. Aber es fragt sich sehr, ob Leute von höherer Bildung besser geeignet sein würden, das Fassungsvermögen einsichtsloser Barbaren anzusprechen. Ein hochgebildeter Mann wird allerdings seine Würdigung unter denen, die selbst gebildet sind, finden, aber wird wohl unter den Wilden derselbe Fall statthaben? Im Gegenteil - dieser blickt mit weit mehr Achtung auf einen Mann, der in Eisen arbeiten, seine Waffen ausbessern und durch das sinnreiche Werk seiner Hände sein Erstaunen erregen kann. Nur unter solchen Umständen bemerkt der Wilde die Überlegenheit des Missionars und schenkt ihr Anerkennung. An dem Studierten würde er sie nie entdecken.«

»Zuverlässig«, erwiderte Swinton. »Die Eingeborenen halten uns für eine überlegene Rasse, und wenn sie unsere Gottesverehrung sehen, so sind sie leicht auf den Gedanken zu bringen, das, was sie uns tun sehen, müsse auch recht sein. Sie nehmen vielleicht Anlass daraus, sich zu erkundigen, treffen auf die geeignete Belehrung und lassen sich zuletzt unter die Jünger unseres Erlösers aufnehmen. Es ist übrigens nicht in Abrede zu ziehen, dass hin und wieder Personen zu Missionaren gewählt wurden, die eines solchen Amtes unwürdig waren - doch wo ließe sich dies vermeiden, wo die Wirksamkeit des Menschen in Anwendung kommen muss? Immerhin liefern derartige Ausnahmen ebenso wenig einen Gegenbeweis gegen die allgemeine Achtbarkeit und den Nutzen der Missionare überhaupt, als die Aufnahme des Verräters Judas unter die Apostel der

Verbreitung des Christentums Abtrag tun konnte. Von den Früchten ihres Wirkens und ihres Eifers kann ich, da ich die Stationen besucht habe, getrost das beste Zeugnis ablegen, wie denn überhaupt ihr musterhafter Mut, ihre Geduld und ihre Beharrlichkeit alle Bewunderung verdienen.

Man findet diese aufopferungsvollen Männer in den entlegensten Einöden; sie begleiten die unsteten Wilden von Platz zu Platz, unterwerfen sich bereitwillig den Beschwerden des Hungers und des Durstes, entbehren fast jeder Bequemlichkeit und können mitunter nicht einmal über die nötigsten Lebensbedürfnisse verfügen. Manche haben ohne Murren ihr ganzes Leben in einem derartigen Dienst verbracht, und doch erklären Leute, die nie ihren heimischen Herd verlassen haben, ihren Eifer als Fanatismus und behaupten, das für ihre Ausstattung beigetragene Geld sei weggeworfen. Zum Glück erwarten diese Gottesmänner ihren Lohn nicht von dieser Welt, sondern bauen ihre Hoffnungen auf die künftige.«

»Dass diejenigen, welche sich die Missionsstationen zunutze machten, gesitteter und viel verständiger werden als ihre Landsleute, ist bewiesen«, bemerkte der Major. »Aber habt Ihr schon Beweise gesehen, dass das Christentum unter den Eingeborenen besondere Früchte getragen hätte? Ich meine, ob sich Fälle aufbringen lassen, die auch diejenigen überzeugen müssten, welche sich bisher in der Sache lau oder gar feindselig gezeigt haben.«

»O ja, und namentlich gehört hierher die Geschichte Afrikaners«, entgegnete Swinton. »Es gibt zwar noch andere Belege, aber der, den ich meine, ist der augenfälligste.«

»Da müssen wir Euch schon wieder in Anspruch nehmen, Swinton. Erzählt uns Afrikaners Geschichte.«

»Mit Vergnügen; Ihr könnt sodann von ihr Gebrauch machen, wenn es gilt, den Missionen das Wort zu reden. Afrikaner war ein Häuptling und ein Abkömmling von Häuptlingen der Khoikhoi-Nation, welche vordem im Bereich von etwa zwanzig Meilen um die Kapstadt ihre Herden auf ihren eigenen heimischen Bergen weideten. Als sich die holländischen Kolonisten am Kap vermehrten, beraubten sie auch, wie Mr. Fairburn Alexander erzählt hat, die Khoikhoi ihrer Ländereien, und diese, welche nicht imstande waren, den Eindringlingen Widerstand zu leisten, wurden mehr und mehr aus den Besitzungen ihrer Väter verdrängt.

Afrikaner sah seinen Stamm durch die Grausamkeit seines Lehnsherrn mit jedem Tag mehr zusammenschmelzen und beschloss deshalb endlich, sich nicht länger zu unterwerfen. Da die Buschmänner unaufhörlich das Vieh des Boers zu rauben suchten, so waren Afrikaner und seine Leute nicht nur gut an den Gebrauch der Feuerwaffen gewöhnt, sondern befanden sich auch stets im Besitz derselben. Der Holländer, welcher sich vorstellte, dass eine Verschwörung im Werke sei, beschloss, einen Teil von Afrikanners Leuten nach einem entlegenen Ort zu schicken, wo er sie einzusperrn und durch ihre Vernichtung die Macht des Stammes zu schwächen gedachte.

Da er eine Art obrigkeitlichen Postens begleitete, so war er auch imstande, diesem Entschluss Nachdruck zu geben. Aber Afrikaner, der Verdacht schöpfte, nahm sich vor, den Anschlag zu vereiteln. Befehl um Befehl erging zu den Hütten Afrikanners und seiner Leute, aber sie verweigerten entschieden den Gehorsam, verlangten Bezahlung für ihre langen Dienste und wollten entlassen werden, um sich weiter

nach dem Innern zurückzuziehen. Die Antwort war eine entschiedene Weigerung, und sie erhielten die Weisung, in dem Haus des Boers zu erscheinen. Zwar Gewalt befürchtend, aber doch daran gewöhnt, den Befehlen zu gehorchen, ging Afrikaner mit seinen Brüdern hinauf, aber einer der Letzteren verbarg sein Gewehr unter dem Mantel. Als sie anlangten, kam der Boer heraus und schlug Afrikaner zu Boden. Nun zog sein Bruder das Gewehr hervor und schoss den Holländer auf der Stelle nieder. Der Elende hatte in dieser Weise die gerechte Belohnung für seine Schändlichkeiten und Bluttaten erhalten.

Die Frau Boers, welche die Ermordung ihres Gatten mit angesehen hatte, schrie und flehte um Gnade. Man bedeutete ihr, sie brauche nicht unruhig zu sein, forderte sie aber auf, sämtliche Gewehre und Munition im Haus auszuliefern, was denn auch augenblicklich geschah. Afrikaner eilte sodann zu seinen Leuten zurück, sammelte sie mit all seinem Vieh und den Gerätschaften, welche sie mit sich nehmen konnten, und wandten sich nach dem Orange-Fluss.

Er war bald aus dem Bereiche seiner Verfolger, denn in einem Distrikt mit so zerstreuter Bevölkerung war Zeit erforderlich, um eine zureichende Streitmacht zu sammeln. Afrikaner schlug seinen Wohnplatz an den Ufern des Orange-Flusses auf. Da später ein Häuptling im großen Namaqualand sein Gebiet an ihn abtrat, so fiel es sowohl auf dem Weg des Rechts als auch durch Eroberung ihm zu. Doch wir wollen jetzt abbrechen. Es wird spät und wir müssen zu Bett gehen, wenn wir morgen zeitig aufbrechen wollen.«

»Wir wollen Erbarmen mit Euch haben, Swinton, und unsere Ungeduld verschieben«, sagte der Major. »Gute Nacht, und möge Euch keine Löwenserenade aus dem Schlummer

wecken.«

»Wir wollen nicht hoffen. Die Musik ist zu laut, um angenehm zu sein. Gute Nacht.«

Kapitel 14

Am anderen Frühmorgen wurden die Wasserfässer gefüllt, die Ochsen angespannt und die Karawane brach von den Ufern des Cardock oder schwarzen Flusses auf, um durch das Land der Buschmänner mehr nach Norden zu ziehen. Da übrigens unsere Reisenden wohl wussten, sie könnten, wenn sie den Strom ganz verließen, kein Wasser finden, bis sie den Vaal oder gelben Fluss erreichten, so beschlossen sie, eine Zeit lang in westlicher Richtung dem Lauf des Cardock zu folgen und erst später sich dem Vaal zuzuwenden, in dessen Nähe sie viel Wild, namentlich aber die Giraffe und das Rhinoceros zu finden erwarteten.

Bis Mittag waren sie ungefähr sechs Stunden westwärts gekommen. Je weiter sie vorrückten, desto mehr Wasser fanden sie im Fluss, weshalb sie ihr Vieh ausspannten, um es bis zum Abend weiden zu lassen, denn es war zu gefährlich, des Nachts loszubinden. Da sie keine Eile hatten, so beschlossen sie, fortan bloß von Tagesanbruch bis Mittag zu reisen. Der Nachmittag und der Abend sollten zur Jagd verwendet, nachts aber das Lager gesichert und das Vieh wie früher untergebracht werden.

Infolge dieser Maßregel wurden die Gespanne nicht durch übermäßige Anstrengung erschöpft, und unsere Abenteurer fanden Zeit, den Zweck ihrer Reise zu verfolgen - nämlich der Jagd auf die wilden Tiere obzuliegen,

von denen es in der Gegend wimmelte, wodurch sie nebenbei einen beharrlichen Proviantzuwachs für sich und ihr Gefolge gewannen.

Nachdem sie nun so weit gewandert waren, wie sie es wünschten, machten sie am Fuß eines ansteigenden Grundes Halt. Die Stelle lag einige Tausend Fuß vom Flussufer entfernt und grenzte an eine lange Gruppe von Mimosen und anderen Bäumen. Sobald das Vieh ausgespannt und an den Fluss zur Tränke geführt war, ließen unsere Reisenden ihre Pferde satteln. Das Ufer war auf ihrer Seite niedrig, weshalb sie die Anhöhe heranritten, um das jenseitige Land zu betrachten und sich zu überzeugen, welche Art von Wild sich blicken ließe.

Sobald sie die Höhe erreicht hatten und die Bäume hinter sich hatten, deutete Omrah auf einen abgebrochenen Zweig, indem er sagte: »Hier nicht lang Elefant gegangen.«

Bremen erklärte, dass Omrah recht habe, und die Tiere vor nicht mehr als einer Woche aufgebrochen sein müssten. Wahrscheinlich waren sie der Richtung des Stromes gefolgt. Jetzt bemerkte Omrah den Abdruck eines anderen Fußes und deutete darauf. Da er aber den Namen des Tieres weder in englischer noch in holländischer Sprache anzugeben wusste, so ahmte er dessen Bewegungen nach.

»Meint er ein Gnu?«, fragte Alexander.

Omrah schüttelte den Kopf, erhob seine Hände und deutete durch Zeichen an, dass das Tier zweimal so groß sei.

»Kommt her, Bremen - welche Spur haben wir hier?«, fragte Swinton.

»Die eines Büffels, Sir - frischer Abdruck -war erst letzte Nacht da.«

»Das ist ein Tier, welches ich gar zu gerne erlegen möch-

te«, sagte der Major.

»Nehmt Euch aber sehr in acht, dass es nicht Euch erlegt«, versetzte Swinton, »denn es ist eine sehr gefährliche Bestie - fast ebenso gefährlich wie ein Löwe.«

»Jedenfalls dürfen wir nicht ohne eine derartige Jagdbeute zurückkehren«, sagte Alexander; »auch nicht ohne einen Löwen, sobald wir einen allein finden können. Diejenigen, welche wir bisher bei Tag gesehen haben, waren stets zu dritt und viert, und ich glaube doch, dass dies zu viel ist für unsere Partie. Wie wir aber dem ersten einzelnen Löwen treffen, so wollen wir, ich lege das feierliche Gelübde ab, einen Versuch auf seine Haut machen.«

»Ich bin dabei«, entgegnete der Major. »Was sagt Ihr dazu, Swinton?«

»Ich muss wohl gleichfalls ja sagen. Da ich übrigens hierher gekommen bin, um mich nach anderen Dingen umzusehen als nach Löwen, so möchte ich doch für meine Person bemerken, dass der bessere Teil der Tapferkeit in der Klugheit liegt. Doch verlasst Euch darauf, wenn Ihr einem Löwen nachgeht, werde ich dabei sein. Ich habe oft der Löwenjagd beigewohnt, wie sie von den Boern betrieben wurden. Da wir aber keine Pferde übrig haben, so dürfen wir uns nicht gerade ihre Methode als Beispiel nehmen.«

»Und wie jagen sie die Löwen?«, fragte Alexander.

»Es geschieht mehr zur Selbstverteidigung als um des Vergnügens willen«, antwortete Swinton. »Aber an den Grenzen der Kolonie werden die Löwen den Herden so schädlich, dass die Kolonisten sie vertilgen müssen. Sie ziehen in der Regel zu zehnt oder zwölf - womöglich nie weniger - aus und nehmen ihre langen Gewehre mit. Ihr müsst dabei bemerken, dass die Boern nicht nur sehr kalt-

blütige, mutige Leute, sondern auch vortreffliche Schützen sind, und ich fürchte, wir werden die genannte Zahl unter unserer Partie nicht auffinden können. Da sind einmal wir drei, dann Bremen und Swanevelt - aber ich glaube nicht, dass unter den übrigen nur ein einziger Mann ist, der einem Löwen stehen würde. Wenn wir also diesen Wüstenkönig angreifen, wird es unter nachteiligen Verhältnissen stattfinden müssen.

»Sobald sich die Boern überzeugt haben, wo der Löwe liegt, nähern sie sich dem Gebüsch bis auf mäßige Entfernung, steigen dann ab und binden ihre Pferde mit den Zügeln aneinander. Das ist gefährlich, denn bisweilen springt der Löwe plötzlich heraus, und wenn dies der Fall ist, werden wahrscheinlich nicht nur Pferde, sondern auch Menschenleben zum Opfer. Bleibt übrigens der Löwe ruhig, was gewöhnlich der Fall ist, so nähern sich ihm die Pflanze bis auf ungefähr dreißig Schritte, denn bekanntlich macht er in der Regel seinen Sprung auf die Hälfte dieser Entfernung. Aber beim Vorrücken decken sie sich durch die Pferde, die sie vor sich hintreiben, damit der Löwe zuerst auf die Rosse springe.

»Der Löwe fasst sie anfangs ruhig ins Auge und wedelt sehr oft, wie in scherzhafter Laune, mit dem Schwanz. Aber wie sie näher kommen, brüllt er, gleichsam um sie zu warnen. Kommen sie noch näher, so zieht er allmählich seine Hinterbeine unter den Körper und macht sich zum Sprung fertig. Man sieht dann nichts von ihm als seine borstende Mähne und die wie Feuer funkelnden Augen; denn er ist jetzt in voller Wut und darauf gerüstet, im nächsten Augenblick seinen Satz zu machen.

»Dies ist ein kritischer Augenblick, und die Hälfte der Jä-

ger erhält jetzt das Signal, Feuer zu geben. Glückt es nicht, ihn mit der ersten Salve zu töten, so stürzt er wie ein Donnerkeil auf die Pferde los. Jetzt gibt die andere Hälfte Feuer und trifft ihn in der Regel so, dass ihm der Garaus gemacht ist. Aber oft kommen dabei einige Pferde um oder werden doch so verwundet, dass der Tod unausbleiblich ist. Bisweilen, obschon selten, trifft sich's auch, dass ein oder mehrere Jäger das gleiche Schicksal teilen. Ihr seht also, auch unter den vorteilhaftesten Umständen ist der Feldzug mit großer Gefahr verbunden, weshalb man ihn nicht ohne gebührende Vorsicht unternehmen sollte.«

»Sehr wahr, Swinton, aber es geht nicht an, dass wir zum Kap zurückkehren, ohne einen Löwen geschossen zu haben.«

»Nun, meinetwegen; aber selbst dies würde weit besser sein, als von einem Löwen umgebracht zu werden und gar nicht zurückzukehren. Meine Ansicht ist übrigens, Ihr werdet einen Löwen zu schießen kriegen, ohne dass Ihr ihn aufsucht, und zwar ehe Ihr noch viel weiter gewandert seid. Sie sind hier herum dem Hundert nach zu treffen - wohl in eben so großer Menge, wie in dem Namaqualand.«

»Schaut Meister!«, rief Bremen, indem er auf sieben oder acht herrliche Antilopen deutete, die etwa eine halbe Stunde entfernt waren.

»Ich sehe«, versetzte der Major. »Was ist dies?«

»Gämsböcke«, entgegnete Swinton. »Na, ich werde es Euch Dank wissen, wenn Ihr mir eines dieser schönen Tiere kriegen könnt. Wir müssen absteigen und unsere Pferde hier lassen. Dann kriechen wir von Baum zu Baum und von Busch zu Busch, bis wir in Schussweite kommen.«

»Es sind in der Tat edle Tiere. Betrachtet nur einmal jenes große Männchen, das der Führer und König der Herde zu sein scheint. Welch herrliches Gehörn!«, rief Alexander.

»Überlasst Omrah und Swanevelt die Pferde. Bremen soll mit uns gehen. Pst - nicht ein Wort. Sie schauen in unsere Richtung«, sagte der Major.

»Vergesst mir nicht, es auf das große Männchen abzusehen, das ich besonders gerne haben möchte«, bemerkte Swinton.

»Meister«, sagte Bremen, »wir müssen kriechen, bis wir jenes Gebüsch zwischen uns und dem Wild haben. Dann können wir durch das Dickicht schleichen und gut zu Schuss kommen.«

»Ja, das wird der beste Plan sein«, entgegnete Swinton. »So leise, wie wir nur können, denn es sind sehr scheue Tiere.«

Sie krochen etwa dreihundert Schritte weit hintereinander her, bis sie das Gebüsch und die Ebene zwischen sich und die Herde gebracht hatten, worauf sie ein wenig Halt machten, um zu rekognoszieren. Die Antilopenherde hatte zu weiden aufgehört, und die Tiere richteten jetzt ihre Köpfe nach dem Gebüsch in derselben Richtung, in welcher sie verborgen lagen. Das große Männchen stand ein wenig vor den übrigen. Seine langen Hörner waren vorwärts gestreckt, und feine Nase schnupperte an dem Boden. Unsere Partie hielt sich eine Weile still und beobachtete die Herde. Keines der Tiere rührte sich von dem Platz, und das Männchen stand so unbeweglich da, wie eine Statue.

»Sie müssen uns gewittert haben«, flüsterte Alexander.

»Nein, Sir«, versetzte Bremen, »denn der Wind bläst von ihnen gegen uns her. Ich kann mir nicht denken, was ihnen

ist, aber vielleicht haben sie uns gesehen.«

»Jedenfalls gewinnen wir nichts damit, wenn wir hier bleiben«, bemerkte der Major. »Wir werden noch mehr verborgen sein, wenn wir hinabsteigen und ihnen näher rücken.«

»Das ist wahr. Kommt also mit, aber schleicht wie die Mäuse«, sagte Swinton.

Sie taten dies und erreichten endlich das letzte Gebüsch, das zwischen ihnen und den Antilopen lag. Sie schauten eben durch die Zweige und krochen umher, um eine Öffnung zu finden, durch welche sie feuern konnten, als sich von innen ein Rasseln vernehmen ließ. Bremen berührte den Ärmel des Majors und winkte ihm als auch den übrigen zum Rückzug. Aber noch ehe sie zu einem Entschluss kommen konnten, da sie nicht wussten, warum der Khoikhoi diesen Vorschlag machte - denn er sprach nicht, sondern legte nur die Hand an seinen Mund, um sie zum Schweigen aufzufordern, - ließ sich aus einer Entfernung von etwa drei Schritten aus dem Gebüsch ein donnerndes Brüllen und ein rauschendes Getöse vernehmen, das sich nicht verkennen ließ. Es war das Brüllen und der Sprung eines Löwen. Erstaunt und betäubt blickten sie umher, um zu sehen, wer das Opfer sei.

»Barmherziger Himmel!«, rief Alexander. »Und niemand verwundet!«

»Nein, Meister, der Löwe sprang nach der Antilope. Wir werden ihn jetzt auf der anderen Seite des Gebüsches finden und ihn leicht töten können, wenn seine Augen geschlossen sind.«

Bremen ging um das Gebüsch voran, und unsere Reisenden folgten ihm. Sie gelangten bald mit bereitgehaltenen

Gewehren auf die andere Seite. Wie sie aber ankamen, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, dass der Löwe und der Gämsbock nebeneinanderlagen. Die Antilope war tot, der Löwe aber noch am Leben, obschon die Hörner des Gämsbocks durch seinen Leib gedrungen waren. Bei dem Anblick der Jäger erhob der Löwe, durchbohrt, wie er war, mit lautem Gebrüll den Kopf, holte mit den Tatzen aus, als wolle er sie an sich heranziehen, und seine Augen glänzten wie glühende Kohlen, während er seine furchtbaren Zähne zeigte.

Alexander feuerte zuerst und die Kugel drang durch das Gehirn des edlen Tieres, sodass es tot auf den Körper der Antilope niedersank.

»Das ist der schönste Anblick, der mir je vorgekommen ist«, bemerkte Swinton. »Ich habe wohl schon gehört, dass die Hörner des Gämsbocks dem Löwen bisweilen verderblich werden, konnte es aber kaum glauben. Sie haben fast den ganzen Körper durchdrungen, denn die Spitzen sind unter der Haut fühlbar.«

»Wir wissen nun, Meister, warum der Gämsbock seine Nase an den Boden hielt und sein Gehörn vorstreckte«, sagte Bremen. »Er sah den Löwen und focht mit ihm, um seine Herde zu retten.«

»Ich bin noch immer ganz betäubt«, bemerkte Alexander. »Welch ein edles Tier! Nun, jedenfalls kann ich jetzt sagen, ich habe einen Löwen geschossen, und das ist mehr, als Ihr Euch nachzurühmen vermögt, Major.«

Unsere Reisenden waren völlig zufrieden mit der Jagd des Tages und warteten noch eine Weile, bis die Khoikhoi den Tieren die Haut abgezogen hatten, worauf sie zur Karawane zurückkehrten. Omrah nahm eine Portion Fleisch

vom Gämsbock mit, um es unseren Reisenden beim Nachtessen aufzutischen zu lassen.

Auf dem Rückweg bemerkten sie in großer Entfernung eine Büffelherde. Sie nahmen sich daher vor, am anderen Tag von ihrem Halteplatz aus Jagd auf diese Tiere zu machen, falls sie dieselben in tunlicher Entfernung träfen. Beim Nachtessen wurde das Fleisch der Antilope für besser erklärt als das des Gnus. Nachdem das Vieh besorgt und die Feuer angezündet waren, machte Alexander den Vorschlag, dass Swinton Afrikaners Geschichte beenden solle.

»Wenn ich mich recht erinnere, brach ich ab, als Afrikaner und seine Leute nach dem Namaqua-Land entwichen, wo er ein Häuptling wurde. Man machte vermiedene Versuche, ihn gefangen zu nehmen und zu der Kolonie zu bringen, aber ohne Erfolg. Eine Expedition um die andere schlug fehl und Afrikaner wagte es sogar, sich dem Gebiet der Kolonisten zu nähern. Endlich wandten sich Letztere an die Griqua und boten ihnen eine große Belohnung, wenn sie Afrikaner einbrächten.

Die Griqua, die unter einem berühmten Häuptling, namens Behrend, standen, machten mehrere Versuche, in deren Folge ein grausamer Krieg zwischen Behrend und Afrikaner entstand, ohne dass eine oder die andere Partie besondere Vorteile erzielte. Sobald übrigens Afrikaner die Entdeckung machte, dass die Kolonisten Behrend zum Krieg gegen ihn bestochen hatten, wandte er seinen Zorn gegen diese. Ein holländischer Boer fiel als Opfer seiner Wut. Auch raubte Afrikaner den Kolonisten viel Vieh und wurde zuletzt der Schrecken der ganzen Kolonie. Nun begannen auch die Eingeborenen des Namaqua-Landes an ihm Plünderung zu üben, aber er gab es ihnen mit Wucher-

zinsen zurück, sodass endlich jeder Stamm vor seiner Annäherung floh und sein Name allenthalben Entsetzen verbreitete. Afrikaner und seine Brüder entfalteten in ihren verschiedenen Gefechten einen höchst merkwürdigen Mut, aber es würde zu viel Zeit wegnehmen, wenn ich alle seine Abenteuer erzählen wollte. So viel ist gewiss, dass er nicht nur gefürchtet, sondern auch um der Schonung willen, die er bei mehreren Gelegenheiten übte, geachtet wurde.

Im Jahre 1810 kamen die Missionare in das Namaqualand und es musste sich Unglücklicherweise treffen, dass sich über einiges von Afrikaners Eigentum ein Zwist entspann. Man bemächtigte sich desselben und zu gleicher Zeit verlor er auch einiges Vieh. Die Wilden, welche mit Afrikaner in Streit lebten, hatten ihre Wohnplätze in der Nähe des Missionspostens, und unklugerweise wurde auch denen, welche zur Mission gehörten, erlaubt, den anderen Beistand zu leisten.

»Dies weckte Afrikaners Zorn. Er gelobte Rache zu nehmen an der Mission und an den Leuten, die in deren Nähe wohnten oder mit derselben in Verbindung standen. Er begann seine Angriffe gegen die Namaqua und rückte gegen die Station vor, sodass die Missionare entweichen und nach der Kolonie zurückkehren mussten. Afrikaner nahm bald nachher von dem Missionsposten Besitz und brannte die Häuser nieder.

»Da durch diesen Angriff Afrikaners der Missionsposten für einige Zeit aufgelöst war, so schrieb Mr. C., ein Missionar, welchem darum zu tun war, ihn wieder herzustellen, an den Häuptling einen Brief und erhielt eine günstige Antwort, weshalb ein gewisser Mr. E. nach Afrikaners Wohnplatz geschickt wurde. Einige Zeit nachher ließ sich der

Letztere mit seinen zwei Brüdern und einer Anzahl anderer taufen.

Man muss zugeben, dass ihre Bekehrung zum Christentum anfänglich keine große Besserung in ihrem Benehmen zur Folge hatte. Dies war aber hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, dass das Missionswerk einem Mann übertragen worden war, der für eine derartige Aufgabe nicht hätte gewählt werden sollen. Nachdem er abgezogen und ein besser geeigneter Diener des Evangeliums an seine Stelle getreten war, ließ sich an Afrikaner bald eine große Veränderung bemerken, denn früher hatte er schonungslos seiner Rache gelebt - war ein Feuerbrand gewesen, der Zwietracht, Krieg und Feindseligkeit unter den benachbarten Stämmen verbreitete - aber jetzt zeigte er sich äußerst fügsam NNW war zu jedem Opfer bereit, wo es galt, Kampf und Blutvergießen zwischen feindlichen Stämmen zu vermeiden.

›Seht mich an‹, pflegte er zu sagen. ›Wie viele Schlachten habe ich gekämpft, wie viel Vieh habe ich hinweg genommen. Aber was ist mir anders davon geblieben, als das Gefühl der Scham und des Leidwesens?‹

Kurz, von dieser Zeit an bis zu seinem Tod war er ein Vermittler des Friedens und ein Christ beides in Wort und Tat. Er weihte sein ganzes Leben Handlungen der Liebe und des Erbarmens - der Belehrung und der Ermahnung, in dieser Weise eifrig den Vorschriften dessen folgend, für den er gläubig lebte und starb.«

»Ihr habt uns hierin in der Tat einen merkwürdigen Beweis geliefert, Swinton, dass die Missionsarbeiten nicht immer weggeworfen sind, und wir danken Euch, dass Ihr Euch auf unsere Bitte so bereitwillig finden ließt.«

»Das Beispiel ist um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, wie viele Hunderte von Menschenleben wahrscheinlich noch als Opfer gefallen wären, wenn Afrikaner die Laufbahn des Blutvergießens und des Raubes weiter verfolgt hätte. Und wie viele Leben sind dadurch verschont geblieben, dass er als Vermittler des Friedens handelte, während er früher nur dem Krieg und dem Gemetzel Vorschub tat.«

»Swinton«, sagte Alexander, »ich muss Euch eine Frage vorlegen, die ich beinahe vergessen hätte. Ihr erinnert Euch, dass Bremen uns sagte, der Löwe habe den Gämsbock ergriffen - er müsse nun die Augen schließen, ehe man ihn schießen könne.«

»Ja, und er hatte ganz recht in dieser Angabe, denn ich habe mich durch den Augenschein davon überzeugt. Wenn der Löwe ein großes Tier, z. B. einen Ochsen, ein Pferd oder, wie diesen Nachmittag, einen Gämsbock ergreift, so packt er es mit seinen furchtbaren Krallen und hält es mit seinen Tatzen nieder, bis es tot ist. Sobald er nun seinen Raub erfasst hat, schließt er die Augen und öffnet sie erst wieder, wenn seine Beute keine Lebenszeichen mehr gibt. Ich erinnere mich eines Khoikhoi, der, nachdem ein Löwe in dieser Weise einen Ochsen gepackt hatte, auf die Bestie zuging und in einer Entfernung von zwei Schritten auf sie Feuer gab. Der Löwe achtete jedoch nicht auf den Knall des Gewehres, sondern fuhr fort, seine Beute festzuhalten. Der Khoikhoi lud wieder und schoss abermals fehl. Erst nachdem er zum dritten Mal geladen hatte, gelang es ihm, die Kugel dem Löwen durch den Kopf zu jagen.«

»Wie gar sonderbar.«

»Allerdings, und ich kann keinen Grund dafür angeben,

aber die Sache verhält sich einmal so, wie wohl bekannt ist. Vielleicht vertieft sich das Tier nach langem Fasten ganz und gar in den lieblichen Geschmack des Blutes, das ihm ins Maul fließt, während sein Opfer sich unter seinen Krallen windet. Überhaupt bietet der Löwe viele auffallende Züge, welche bekunden, dass er ein viel edleres und einsichtsvolleres Tier ist, als die meisten Leute sich denken, und ich habe mir eine Summe von Tatsachen in Betreff Sr. bestialischen Majestät gesammelt, die Euch überraschen würde. Die Buschmänner kennen ihn und seine Gewohnheiten so genau, dass sie selten von ihm beschädigt werden, obschon sie in einem Landewohnen, in welchem, wie ich glaube, die Löwenbevölkerung weit größer ist, als die menschliche!«

»Hat es seine Richtigkeit, dass sich der Löwe so gut wie andere Tiere vor dem Auge des Menschen fürchtet?«, fragte der Major. »Könnt Ihr mir diese Frage beantworten?«

»Allerdings kann ich dies«, antwortete Swinton, »und ich muss sagen, dass es zuweilen der Fall ist, zuweilen auch nicht. Ihr werdet übrigens dies besser aus dem entnehmen, was ich Euch aus meinen gesammelten Notizen mitteilen kann. Ich bin der Ansicht, dass der Löwe in diesem Lande wie überhaupt in allen anderen, wo es keine Feuerwaffen gibt, weit gefährlicher ist, als in Gegenden, in welchen man sich der Schießgewehre bedient. Es mag sonderbar erscheinen, aber doch lebe ich der Überzeugung, dass der Löwe einen Begriff von der tödlichen Natur der Feuerwaffen hat und dass er sich deshalb mehr vor den Menschen fürchtet. Ihr erinnert Euch einer Geschichte, die ich Euch von einem Löwen erzählte, welcher zwei Tage lang einen Menschen bewachte, ohne ihn zu töten, obschon er ihm nicht erlaubte,

nach seinem Gewehr zu greifen. Auch ist es zur Genüge erwiesen, dass der Löwe an einem Menschen, der eine Büchse in der Hand trägt, vorbeigeht, ohne ihn anzugreifen, wenn dieser nur nicht anzuschlagen versucht. Sobald er aber seine Waffe erhebt, tut die Bestie ihren verhängnisvollen Sprung.«

»Ihr glaubt also, dass der Löwe die verhängnisvollen Wirkungen der Feuerwaffen kenne?«, fragte der Major.

»Es schein wenigstens so - nicht bloß deshalb, weil sie so zornig sind, wenn man auf sie anlegt oder in ihrer Nähe nur nach einem Schießgewehr greift, sondern auch, weil sie in Gegenden, wo Feuerwaffen üblich sind, den Menschen mehr respektieren. In der Kolonie zum Beispiel benehmen sie sich gegen den Menschen ganz anders als in der Wildnis.

Doch wie ich bereits sagte, der Löwe ist in dem Land der Buschmänner viel gefährlicher, einmal, weil er stets erfolgreich mit denen kämpft, die ihm keine sehr kräftigen Waffen entgegensetzen haben, und deshalb nicht in Furcht gehalten wird - zweitens, weil er hier zu oft Menschenfleisch gekostet hat, das der Löwe jeder anderen Nahrung vorzieht, sobald er einmal weiß, wie es schmeckt.

Man behauptet, wenn es einem Löwen einmal gelungen sei, irgendeinen unglücklichen Buschmann aus seiner Höhle zu holen, so versäume er nicht, jede Nacht regelmäßig zurückzukehren, weil er abermals auf einen derartigen Braten hoffe, und dies setze er fort, bis die Horde so eingeängstigt sei, dass sie aufbreche, um sich eine andere Zuflucht zu suchen. Auch hat man mir versichert, aus Furcht vor derartigen Angriffen pflegen die Buschmänner ihre alten und betagten Leute nachts vor den Eingang der Höhle

zu legen, damit, wenn der Löwe komme, das wertloseste und unnütze Gglied ihrer Gemeinschaft zuerst die Beute des Tieres werde.«

»Wenn man dem Löwen gestattet, sich in dieser Weise zu bedienen, so kann er natürlich nicht viel Furcht vor den Menschen haben«, bemerkte Wilmot. »Aber sein nächtliches Umherschleichen tut doch dem edlen Charakter, welchen Ihr ihm beizumessen geneigt seid, großen Abbruch.«

»Keineswegs«, entgegnete Swinton. »Allerdings schleicht und lauert der Löwe in der Regel auf seinen Raub, aber dies ist ein charakteristisches Merkmal des Katzensgeschlechts, als dessen Haupt er betrachtet werden kann. Auch hat ihn die Natur eben für diese Art zu jagen ausgestattet. Der Wolf, der Hund und ähnliche Tiere sind mit einem scharfen Geruchssinn ausgestattet und imstande, ihre Beute durch eine lange Jagd zu ermüden. Die Katzen dagegen können außerordentliche Anstrengungen von Tätigkeit und Eile nur sehr kurze Zeit aushalten. Gelingt es ihnen nicht, ihren Raub auf den ersten Sprung oder nach einigen gewaltigen Sätzen zu erhaschen, so geben sie in der Regel die Verfolgung ganz und gar auf.

Ich bin der Ansicht, dass der Löwe sich im Allgemeinen vor den Menschen zurückzieht. Dies tut er aber nicht in der feigen Weise der Leoparden, der Hyäne und anderer. Er schleicht nie von hinnen, sondern mustert ruhig seinen Gegner, als wolle er dessen Tapferkeit messen. Ich möchte sagen, der Löwe scheint instinkartig zu fühlen, dass der Mensch nicht sein natürlicher Raub ist, und obschon er ihm nicht immer Platz macht, so wird er ihn doch nicht angreifen, wenn der Mensch erstens keine Zeichen von Furcht und zweitens keine Merkmale von Feindseligkeit blicken

lässt.

Freilich darf man auf diese instinktartige Ehrfurcht vor dem Menschen nicht immer mit Sicherheit rechnen, denn das Tier kann sehr hungrig, sehr zornig, ärgerlich wegen einer entronnen Beute oder vielleicht von dem Weibchen und den Jungen begleitet sein. Mit einem Wort, ein Tier hat auch seine Launen, und in diesem Falle wird er gefährlich.

Ein alter Namaqua-Häuptling, mit dem ich mich unterhielt, und der von Kindheit auf an die Löwen gewöhnt war, bestätigte diese Ansichten vollkommen und behauptete außerdem, dass in dem Auge des Menschen etwas liege, vor dem der Löwe zurückbebe. Er versicherte mir ferner, er greife selten einen Menschen an, wenn er nicht gereizt werde, obschon er sich demselben in der Regel bis auf einige Schritte nähere und ihn mit stetigem Blick mustere. Bisweilen versucht er, hinter ihn zu kommen, als könne er seinem Blick nicht standhalten und wolle deshalb unversehens auf ihn losspringen. Der Behauptung des Namaqua zufolge würde der Mensch die größte Gefahr laufen, wenn er in einem solchen Fall zu fliehen versuche. Hat er aber Geistesgegenwart genug, dem Tier stets die Stirne zu bieten, so wird es sich fast immer nach kurzer Zeit zurückziehen. Es steht mir übrigens ein maßgebender Beleg zu Gebote. Ein Bur namens Gyd war mit einem seiner Nachbarn auf der Jagd. Als er an eine Quelle kam, die wie gewöhnlich mit hohem Schilf und Binsen umgeben war, händigte Gyd seinem Begleiter sein Gewehr ein und stieg ab, um zu sehen, ob noch Wasser vorhanden sei. Aber wie er sich der Quelle näherte, sprang dicht neben ihm ein ungeheurer Löwe auf und packte ihn am linken Arm. Obgleich im größten Schrecken blieb Gyd regungslos stehen, denn er wusste, dass der

geringste Fluchtversuch seinen augenblicklichen Tod zur Folge haben musste. Das Tier blieb gleichfalls unbeweglich und hielt Gyd mit seinen Krallen am Arm fest, ohne übrigens einen ernstlichen Biss zu tun. Zu gleicher Zeit schloss es seine Augen, als könne es den festen Blicken seines Opfer nicht widerstehen.«

»Welch eine schreckliche Lage!«

»Während sie so dastanden, hatte Gyd seine Geistesgegenwart wiedergewonnen. Er winkte feinem Kameraden heran, dass er den Löwen durch den Kopf schieße. Dies hätte sich leicht ausführen lassen, denn das Tier hielt noch immer die Augen geschlossen, und Gyds Körper verbarg jeden sich nähernden Gegenstand. Aber der Nachbar war ein elender Feigling, der, anstatt Gyd Beistand zu leisten, vorsichtig einen Felsen hinaufkletterte, um sich gegen Gefahr zu schützen. Geraume Zeit flehte Gyd seinen Kameraden durch Gebärden an, ihm zu Hilfe zu kommen, und der Löwe blieb in der Zwischenzeit vollkommen ruhig, aber der Bur kehrte sich nicht an die stumme Bitte seines bedrängten Kameraden.«

»Ha, wie kocht mir das Blut bei dem Benehmen dieses Schurken«, sagte der Major. »Selbst zugegeben, dass die erste Furcht überwältigend wirkte, ist es doch ein maßlos schimpfliches Benehmen, einen Kameraden so lange in einer derartigen Lage zu lassen. Ich denke, wenn Gyd entkam, so muss er gute Lust gefühlt haben, den Elenden selbst niederzuschießen.«

»Die Löwenjäger versichern, wenn Gyd noch ein wenig Stand gehalten hätte, so würde das Tier zuletzt den Arm losgelassen und Gyd nichts zuleide getan haben, denn der Löwe habe mehr aus Furcht, der Mensch werde ihm etwas

tun, als weil er wünschte, den Menschen zu beschädigen, angegriffen. Ich glaube, dass sie in dieser Ansicht recht haben. Gyd aber, der über die Feigheit seines Kameraden in Zorn geriet und an dem Löwen die Geduld verlor, zog endlich sein Jagdmesser, das alle Buren stets an ihrer Seite führen, und stieß es mit der vollen Kraft seines rechten Arms dem Löwen in die Brust.

Der Stoß war tödlich, denn Gyd war ein kühner, kräftiger Mann und hatte gut gezielt. Dennoch konnte dadurch sein Leben nicht gerettet werden, denn der wütende Löwe, der in seinem Todeskampfe mit Gyd zu ringen suchte, obschon ihn dieser mit der Kraft der Verzweiflung auf Armeslänge von sich zurückhielt, zerfleischte mit seinen Krallen die Brust und die Arme des unglücklichen Buren, dass die Knochen bloß dalagen.

Endlich stürzte der Löwe tot zusammen, und Gyd fiel mit ihm. Sein feiger Kamerad, der den furchtbaren Kampf von dem Felsen aus mit angesehen hatte, ermutigte sich nun so weit, heranzukommen, und trug den verstümmelten Körper zum nächsten Haus. Trotz der schnell angewandten ärztlichen Hilfe starb der Unglückliche drei Tage nachher am Wundstarrkrampf. Dies war das tragische Ende eines Abenteuers, das nur durch die Feigheit von Gyds Kameraden so unglücklich ausfiel.«

»Von dieser hypnotischen Wirkung des menschlichen Auges kann ich selbst ein Beispiel angeben, aus welchem erhellt, dass es sich nicht bloß auf den Löwen beschränkt«, sagte der Major. »Einer unserer Offiziere in Indien, der in den Dschungeln, welche an das britische Lager stießen, umherstreifte, traf mit einem Mal auf einen bengalischen Tiger. Diese Begegnung war augenscheinlich beiden Teilen

sehr unerwartet, denn sie machten Halt und sahen sich gegenseitig scharf an. Der Offizier hatte keine Feuerwaffe bei sich, sondern nur einen Ordonnanzdegen an der Seite, und er wusste wohl, dass diese Wehr wertlos war, wenn es galt, mit einem so furchtbaren Gegner auf Leben und Tod zu kämpfen. Er war jedoch ein Mann von unerschrockenem Mut und hatte gehört, dass sogar ein bengalischer Tiger sich einschüchtern lasse, wenn man ihm stetig ins Auge sehe.

Seine ganze Artillerie beschränkte sich also, wie die der Damen, auf seine Augen, und er richtete sie scharf auf den Tiger. Eine Büchse wäre ihm freilich unendlich lieber gewesen, da er doch nicht wissen konnte, ob nicht vielleicht das Feuer seiner Augen versagte. Nach einigen Minuten jedoch, während welcher der Tiger sich zum Sprung geduckt hatte, schien das Tier unruhig zu werden. Es schlich sich auf die Seite und versuchte dann, hinter den Offizier zu kommen.

Dies wollte natürlich der Offizier nicht zugeben, und er drehte sich bei jeder Wendung des Tigers mit derselben Beharrlichkeit, mit welcher sich, wie Thomas Moore sagt, die Sonnenblume der Sonne zuwendet. Die Bestie schoss sodann ins Dickicht und versuchte ihren Raub aus einer anderen Richtung durch Überwachung zu gewinnen. Man kann sich übrigens denken, dass unser Offizier sehr auf der Hut war, und als der Tiger fand, dass es nicht gehen wollte, so ging er endlich selbst. Der Offizier folgte seinem Beispiel und eilte so schnell er konnte dem Lager zu.«

»Es freut mich, diese Geschichte von Euch zu hören, Major«, versetzte Swinton, »denn über die Frage in Betreff der Gewalt, welche das menschliche Auge zu üben imstande

ist, sind viele Zweifel erhoben worden, und Euer Fall dient zur wesentlichen Bekräftigung.«

Der Major erhob sich und machte die Runde, um den Khoikhoi aufzusuchen, welchem die Unterhaltung des Feuers übertragen war. Der Bursche schlief und musste durch einige tüchtige Rippenstöße geweckt werden.

»Habt Ihr die Wache?«

»Ja, Mynheer«, versetzte der große Adam, indem er aus seiner Karosse herauskugelte.

»Na, Ihr haltet sie so gut, dass Ihr beim nächsten Austeilen keinen Tabak kriegen werdet.«

»Gentlemen alle auf und halten Wach'. So ich geh' zu schlafen ein wenig«, versetzte Adam, indem er sich auf die Beine half.

»Seht nach Euren Feuern, Mensch«, entgegnete der Major und begab sich sodann zu seinem Wagen.

Kapitel 15

Da sie nicht daran zweifelten, sie würden während ihres Vorrückens mit einer Büffelherde zusammentreffen, so brachen sie am folgenden Morgen sehr früh auf. Sie hatten jetzt die Befriedigung, zu finden, dass reichlich Wasser im Fluss war. Aus einigen der großen Löcher, an denen sie vorbeikamen, hörten sie das Schnauben und Blasen des Flusspferdes - zur großen Freude der Khoikhoi, die sehr begierig waren, eines dieser Tiere, deren Fleisch sie sehr liebten, zu erlegen.

Während der Wanderung trafen sie auf einen kleinen Haufen von Buschmännern, die sich anfangs nur sehr

scheu benahmen. Als aber endlich ein paar von den Frauen herangetreten waren und einige Geschenke in Schnupf- und Rauchtabak erhalten hatten, so schlossen sich die übrigen bald an. Wie sie übrigens noch außerdem von Omrah und den Khoikhoi erfuhren, dass man nachmittags eine Jagd abzuhalten gedenke, so folgten sie der Karawane, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit gleichfalls Speise zu erhalten.

Das Häuflein war von einem sehr winzigen Menschen- schlag, da z. B. die Frauen, ungeachtet ihrer sonstigen guten Bildung nicht über vier Fuß maßen. Die Gesichter der Jüngeren waren angenehm, und eine oder zwei davon hätte man sogar hübsch nennen können, wenn sie nicht so sehr durch Fett und Schmutz verunstaltet gewesen wären. In der Tat waren ihre Ausdünstungen so unangenehm, dass unsere Reisenden sie gerne in einiger Entfernung hielten.

Alexander bemerkte hierauf zu Swinton: »Ist es wahr, dass der Löwe und andere Raubtiere um des höheren Wohlgeschmacks willen den schwarzen Menschen einem weißen vorziehen, oder beruht diese Angabe nur auf einem Scherz?«

»Es muss wohl einiges Wahre daran sein«, bemerkte der Major, »denn man sagt dem bengalischen Tiger nach, dass ihm ein Eingeborener stets lieber sei als ein Europäer.«

»Es lässt sich, glaube ich, nicht bestreiten«, entgegnete Swinton, »dass der Löwe oder andere Tiere auf einen einzigen Europäer vielleicht zehn und mehr Khoikhoi oder Buschmänner auffressen. Ich schreibe jedoch die Ursache hiervon nicht gerade einem Unterschied in dem Fleisch des schwarzen und des weißen Menschen zu. Der Löwe lässt

sich, wie viele andere Raubtiere sowohl durch den Geruch als durch das Auge zu seinem Wild hinleiten, und ich frage Euch, die Ihr eben diese Buschmänner vom Halse gekriegt habt und so gut wisst, wie düstereich die Haut eines Khoikhoi ist, ob nicht eine Löwennase durch die Witterung derartiger Personen notwendig stärker affiziert werden muss, als durch einen von uns. Wie oft haben wir nicht während der Reise unsere Stellung gewechselt, wenn die Wind die Ausdünstungen des Ochsen treibenden Khoikhoi zu uns heruntertrug - wahrhaftig, der Wind kann sie halbe Stunden weit fortführen, und sie sind ohne Zweifel für den Löwen ebenso würzig, wie für uns ein Beefsteak.«

»Das kann, glaube ich, keinem Zweifel unterliegen«, versetzte Alexander, »aber man sagt, die Löwen wählten einen Khoikhoi vor dem Weißen.«

»Das geschieht wohl aus keinem anderen Grund, weil sie die Witterung bis zu der Person, von der sie ausgeht, verfolgen.

»Ich glaube, jener Hügel dort würde ein geeigneter Platz sein, unser Lager aufzuschlagen, Swinton«, sagte der Major. »Er ist von Mimosen beschattet und hängt doch nicht mit dem Hauptwald zusammen.«

»Ei, Ihr seid ja der Generalquartiermeister. Die Entscheidung muss Euch überlassen bleiben.«

Der Major beauftragte sofort Bremen, die Wagen wie gewöhnlich zu ordnen und das Vieh auf die Weide zu treiben. Sobald dies geschehen war, sattelten sie ihre Pferde und erwarteten die Rückkehr Swanevelts, der zum Rekognoszieren ausgegangen war. Dieser ließ sie nicht lange harren, sondern brachte nach kurzer Frist die Nachricht, dass sich am Flussufer von allen Richtungen her die Fährten von

Elefanten, Büffeln und Löwen vorfänden. Da nun die Hunde von Nutzen sein konnten, so wurden sie losgelassen, was selten anders geschah, wenn das Wild groß war und regelmäßig gehetzt werden musste. Unsere Reisenden saßen auf und ritten zum Wald. Sämtliche Khoikhoi mit Ausnahme der Viehhirten und die Buschmänner folgten ihnen. Bremen, Swanevelt und Omrah waren gleichfalls mit Pferden versehen. Während sie anfangs langsam und bedächtig vorwärts ritten, fragte Swinton den Major, ob er je einen Büffel geschossen habe.

»Ja, in Indien«, versetzte der Major, »und sie sind in diesem Land verzweifelte Tiere.«

»Ich wollte Euch nur bemerken, dass Ihr sie hier ebenso finden werdet. Ihr müsst daher sehr vorsichtig sein, Alexander. Zuvörderst richtet eine Bleikugel nicht viel aus gegen ihre zähen Häute und ihre - ich möchte fast sagen - undurchdringliche Stirn. Am besten zielt man unter das Schulterblatt.«

»Unsere Kugeln sind mit Zinn gehärtet«, bemerkte Alexander.

»Ich weiß das«, versetzte Swinton, »aber dennoch sind die Büffel höchst gefährliche Tiere, namentlich wenn man mit einem einzigen zusammentrifft. Es ist weit ratsamer, eine ganze Herde anzugreifen. Doch wir haben keine Zeit, um die Sache jetzt zu besprechen, und ich will daher nur sagen: Seid behutsam und nähert Euch nie einem verwundeten Tier, selbst wenn es schon auf den Knien liegt. Aber da kommt Bremen mit Neuigkeiten.«

Der Khoikhoi kam herauf und kündigte an, dass eine große Büffelherde auf der anderen Seite des Hügels weide. Es dürfte daher gut sein, sie zu umgehen und zum Fluss hin-

zutreiben.

Dieser Vorschlag wurde für gut befunden und angenommen. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde geritten waren, hatten sie die Stelle erreicht, welche ihnen am wünschenswertesten erschien. Dann wurden die Hunde losgelassen, und die Khoikhoi verteilten sich nun nach allen Seiten, um die Tiere durch Schreien vor sich herzutreiben. Die Herde sammelte sich und stand eine Weile, die großen Bullen voran, verlegen da. Dann brach sie durch den Wald gegen den Fluss hinauf, und sämtliche Jäger folgten zu Ross und zu Fuß nach. Nach einer Viertelstunde hatte die ganze Herde eine Stelle des Flusses erreicht, die mit dem Schilf, den Binsen und den kleinen Inseln in der Mitte einen langen Strich einnahm.

Der Major, Swanevelt und zwei weitere Khoikhoi begaben sich mehr flussaufwärts, um vor dem Beginn des Angriffs auf das andere Ufer hinüberzusetzen. Auch hatten sie untereinander ausgemacht, dass die übrigen warten sollten, bis Henderson durch einen Schuss das Signal gebe. Sobald sie den Knall hörten, rückten Swinton und Alexander mit ihren Parteien gegen das Flussufer vor. Sie stürzten hinein und die Rösser befanden sich bald bis zum Gurt im Wasser, während ihnen das Schilf weit über die Köpfe ging. Man konnte hören, wie die Tiere sich durch das Schilf Bahn brachen. Da man aber außerstande war, etwas zu sehen, so bemerkte Swinton nach einiger schweren Anstrengung: »Alexander, es wird am besten sein, wenn wir wieder zurückgehen. Hier ist nichts für uns zu tun, und wir stehen in Gefahr, von unseren eigenen Leuten erschossen zu werden, da sie uns nicht sehen können. Überlassen wir es den Hunden oder den Khoikhoi und Buschmännern, die

Büffel hinauszutreiben. Wir aber müssen das Ufer wieder suchen.«

Swinton hatte kaum ausgesprochen, als sich ein lautes Rauschen im Schilf vernehmen ließ.

»Seht Euch vor!«, rief er. Aber ehe er weiter sprechen konnte, teilte sich das Schilf und ein großer Flussochse stürzte auf sie zu, der Alexanders Pferd beiseite schleuderte, im Vorbeieilen Ross und Reiter tief unters Wasser trat und verschwand. Obgleich der Fluss an dieser Stelle nur vier Fuß tief war, hielt es doch schwer, sich wieder aus dem Schilf herauszuwinden. Als Alexander endlich wieder auftauchte, konnte er kaum mehr zu Atem kommen. Bremen und Swinton sprangen ihm hilfreich bei, und das Pferd wurde wieder auf die Beine gebracht.

»Meine Büchse ist im Wasser«, rief Alexander.

»Wir wollen sie später suchen«, sagte Swinton, »aber jetzt eilt so schnell wie möglich ans Ufer, denn Ihr seid wehrlos.«

Alexander hielt es für das beste, Swintons Rat zu folgen, und erreichte mit einiger Schwierigkeit das Ufer, wohin ihm bald darauf Swinton und Bremen, welche seine Büchse wiedergefunden hatten, nachfolgten. Alexander rief Omrah und schickte ihn zu der Karawane, um eine andere Büchse herbeizuholen.

Dann aber rief er zum ersten Mal: »Ha, welche eine Bestie! Ich kann von Glück sagen, dass das Wasser tief war, sonst würde sie mir den Kopf eingeklemmt haben, dass ich nie wieder zum Vorschein gekommen wäre.«

»Die Vorsehung hat in der Tat über Euch gewacht«, entgegnete Swinton. »Hat Euer Pferd Schaden genommen?«

»Es muss wohl, sollte ich glauben«, antwortete Alexan-

der, »denn es wurde von dem Untier getreten. Freilich für den Augenblick sieht man ihm nichts an.«

Inzwischen ließen sich von der anderen Seite des Flusses herüber die Schüsse des Majors und seiner Partei vernehmen. Hin und wieder sahen auch die Khoikhoi, welche bei Swinton und Alexander geblieben waren, den Kopf oder die Hörner eines Büffels aus dem Schilfe auftauchen, aber die Tiere selbst blieben in ihrem Versteck. Omrah hatte eine andere Büchse herbeigebracht, und Bremen machte nun den Vorschlag, die Khoikhoi, die Buschmänner und die Hunde sollten durch das Schilf dringen, um die Büffel heraus zu treiben. Hierin sei keine Gefahr, da die Tiere in dem tiefen Wasser und in dem Binsendickicht keinen wirklichen Angriff machen können.«

»Vorausgesetzt, dass sie nicht auf einen Flussochsen treffen«, rief Alexander lachend.

»Redet nicht davon, Sir«, entgegnete Bremen, der sich sodann entfernte und seine Anweisungen gab.

Die Khoikhoi und Buschmänner begaben sich nun, von den Hunden begleitet, in das Schilfdickicht. Das Geschrei und das Bellen trieben bald einige Büffel auf die andere Seite, und man hörte das Knallen von Gewehren.

Endlich kam ein Tier nach der Seite des Flusses, wo Alexander und Swinton standen. Letzterer gab Feuer und der Büffel fiel auf seine Knie. Ein Schuss Alexanders machte ihm vollends den Garaus, sodass er sich auf die Seite legte. Nun eilte einer der Buschmänner zu dem gefallenem Tiere und war gerade im Begriff, sein Messer zu gebrauchen, als ein anderer Büffel aus dem Schilf hervorstürzte, den Buschmann mit seinen Hörnern aufgriff und ihn viele Ellen weit in die Luft schleuderte. Der Buschmann fiel hinter dem

Büffel ins Schilf, und das Tier sah sich noch immer vergeblich nach seinem Feind um, als ihn ein Schuss aus Bremens Büchse zu Boden streckte.

Bald danach tauchte der Buschmann aus dem Schilf auf. Er hatte keinen weiteren Schaden genommen, als dass ihm durch die Hörner des Tieres die Haut aufgeschürft und die Rippen gequetscht worden waren.

Die Jagd wurde nun warm, denn das Schreien der Khoikhoi, das Bellen der Hunde und das Brüllen der Herde, welche sich durch das Schilf Bahn brach, wirkten sehr aufregend. Swintons Rat zufolge nahmen sie ihre Stellung auf einem höher gelegenen Grund, wo die Pferde, im Falle die Büffel einen Angriff machten, gut ausgreifen konnten.

Sobald sie diesen Standort erreicht hatten, erblickten sie auf der anderen Seite des Flusses, ungefähr hundert Schritte von ihnen, eine Szene, welche sie mit Schrecken und Sorge erfüllte. Das Pferd des Majors galoppierte ledig dahin, und Henderson selbst war nirgends zu sehen. Swanevelt saß unter einem großen Baum und hielt sich den Leib mit beiden Händen, als ob er schwer verwundet wäre. Sein Pferd lag an seiner Seite, und gerade vor ihm stand regungslos ein ungeheurer Büffelstier. Das Blut strömte aus den Nüstern des Tieres, und es war augenscheinlich, dass er vor Schwäche und Blutverlust wankte. Endlich fiel er.

»Ich fürchte, es hat ein Unglück gegeben«, rief Swinton. »Wo kann der Major sein - und wo sind die Khoikhoi, die bei ihm waren? Swanevelt ist verwundet und sein Pferd tot, das ist augenfällig. Es wird besser sein, wir rufen sie zurück und lassen die Büffel in Ruhe. Mögen sie immerhin entkommen.«

»Dort ist der Major«, sagte Alexander. »Auch die Khoik-

hoi sind nicht verletzt. Seht Ihr sie nicht? Sie hatten sich auf die Bäume geflüchtet. Gott sei Dank!«

Sie bemerkten nun, wie Henderson auf Swanevelt zueilte, und unmittelbar darauf setzten die beiden Khoikhoi dem Pferd des Majors nach. Swanevelt half sich unter dem Beistand des Majors auf die Beine, nahm sein Gewehr und ging langsam von hinnen.

»Am Ende ist doch kein großer Schaden geschehen«, sagte Alexander. »Gott sei dafür gepriesen! Doch da kommt die ganze Herde, Swinton.«

»Lasst sie gehen, mein Freund«, versetzte Swinton. »Wir haben vorderhand genug Büffeljagd gehabt.«

Die ganze Herde war nur etwa fünfzig Schritte von dem Standort unserer beiden Freunde aus dem Schilf gebrochen und stürzte, triefend von Schlamm und Schmutz, mit erhobenen Schwänzen, die Hörner schüttelnd und vor Wut und Furcht brüllend, dem Wald zu. Schon nach einigen Augenblicken war nichts mehr von ihr zu sehen.

»Gott sei Dank, dass wir sie vom Halse haben«, sagte Swinton. »Ich hoffe, der Major hat nun genug Büffeljagd gehabt.«

»Bei mir ist es wenigstens der Fall«, versetzte Alexander. »Alle Glieder schmerzen mich und ich fühle mich sehr steif. Wie nahe es jenem Buschmann ans Leben ging.«

»Freilich, aber Eurem Pferd fehlt etwas, Alexander, denn es kann kaum atmen. Ihr werdet besser tun, wenn Ihr absteigt.«

Alexander tat so und löste die Gürtel seines Tieres. Bremen stieg gleichfalls ab, bot Mr. Wilmot sein Pferd an, nahm die Zügel des anderen und untersuchte es.

»Die Rippen sind ihm gebrochen, Sir«, sagte der Khoik-

hoi. »Jedenfalls zwei, wenn nicht mehr.«

»Kein Wunder - das arme Tier. Führt es gemach, Bremen. Oh, da kommt der Major. Jetzt werden wir erfahren, was sich zugetragen hat. Und da ist auch Swanevelt mit den beiden anderen.«

»Wie ist es Euch ergangen, Major? Wir haben um Euch wahre Todesangst ausgestanden.«

»Oh, nicht halb so viel, wie ich selbst«, entgegnete der Major. »Ich kann Euch versichern, dass es uns scharf auf die Nähte ging. Swanevelts Pferd ist tot.«

»Ist Swanevelt verwundet?«

»Nein, er blieb auf eine wunderbare Weise bewahrt. Die Hörner des Büffels schunden ihm den Leib nach der ganzen Länge auf, und doch hat er keinen ernstlichen Schaden genommen. Aber jetzt lasst uns zu der Karawane gehen und einen Trunk tun, dann will ich Euch alles erzählen. Ich bin halb tot und die Zunge klebt mir am Gaumen.«

Sobald sie bei der Karawane angelangt und abgestiegen waren, trank der Major etwas Wasser und erzählte von Anfang bis zu Ende den Hergang der Büffeljagd von der einen Seite des Flusses.

Nachdem auch Swinton berichtet hatte, was auf der anderen Seite des Flusses vorgefallen war, sagte der Major: »Ihr mögt mir immerhin von Löwen sprechen, aber ich will doch lieber zehn Löwenjagden mitmachen, als nur eine einzige Büffeljagd. Ich habe jetzt für mein ganzes Leben genug mit Büffeln zu tun gehabt.«

»Es freut mich, Euch so sprechen zu hören«, entgegnete Swinton, »denn sie sind sehr wilde und gefährliche Tiere, wie Ihr jetzt selbst zugeben werdet. Die Schwierigkeit, ihnen eine tödliche Wunde beizubringen, macht den Angriff

auf sie höchst bedenklich. Ich habe genug von Büffeljagden gesehen und gehört, um Euch versichern zu können, dass Ihr noch von großem Glück sprechen könnt, obgleich ein Pferd zugrunde ging und ein anderes sehr beschädigt wurde. Doch da kommt die Jagdbeute. Jedenfalls wird uns die Anstrengung des Tages in einem trefflichen Mahl zugutekommen.«

»Mir ist's nicht ums Essen zu tun«, sagte Alexander, »denn ich fühle mich steif an allen Gliedmaßen. Ich will mich für ein paar Stunden niederlegen.«

»Und ich gleichfalls«, versetzte der Major. »Auch mir ist der Appetit vergangen.«

»Wohlan denn, so treffen wir beim Nachtessen wieder zusammen«, sagte Swinton. »Inzwischen will ich sehen, ob ich nicht Swanevelt in irgendetwas nützlich werden kann. Wo ist Omrah?«

»Ich habe ihn und Begum eben miteinander gehen sehen«, entgegnete der Major. »Was er vorhat, weiß ich nicht.«

»Oh, ich sagte ihm, er solle einige Buschmannwurzeln aufsuchen«, sagte Alexander. »Gesotten sind sie so gut wie Kartoffeln, und er hat den Affen mitgenommen, um sie leichter auffinden zu können.«

Der Major und Alexander blieben bis zur Nachtessenszeit auf ihren Betten liegen und wurden von Mahomed geweckt. Der Schlaf hatte sie erfrischt und auch ihren Appetit wieder hergestellt. Unsere Reisenden fanden in Büffels-teaks und gerösteten Buschmannwurzeln ein nicht übles Surrogat für Beefsteaks und gebratene Kartoffeln. Nachdem sie sich ihr Mahl weidlich hatten belieben lassen, fragte Alexander den Naturforscher, was er bei Gelegenheit sei-

nes früheren Aufenthaltes auf dem Kap von der Büffeljagd gesehen habe.

»Ich war nur ein- oder zweimal dabei, kann Euch aber mitteilen, was ich gehört und selbst von der Naturgeschichte dieses Tieres erfahren habe. Der heutige

Tag gibt dazu einen wertvollen Beitrag. Ich sagte Euch diesen Morgen, ein einzelner Büffel sei weit gefährlicher als eine ganze Herde, und der Grund davon liegt in dem Umstand, dass zur Brunstzeit die schwächeren Tiere von den wilderen aus der Herde vertrieben werden - gerade so, wie es bei den Elefanten der Fall ist. Diese einsamen Büffel sind außerordentlich gefährlich und warten nicht, bis sie angegriffen werden, sondern stürzen ungereizt auf den Menschen los. In der Regel verbergen sie sich und überfallen die Leute so unversehens, dass man ihnen nur schwer entkommen kann. Sie sind dann so kühn, dass sie sich nicht einmal vor dem Löwen fürchten. Ich habe mir von den holländischen Buren erzählen lassen, wenn ein Büffel einen seiner Kameraden durch Hörnerstöße getötet habe, so bleibe er stundenlang bei seinem Opfer, stampfe mit seinen Hufen darauf herum, knete das tote Tier mit seinen Füßen, wie der Elefant, und lecke es mit seiner rauen Zunge, bis die Haut abgehe. Damit sei er übrigens noch nicht zufrieden, sondern kehre, nachdem er schon fortgegangen war, wieder zurück, als ob ihn seine Rachsucht an die Stelle banne.«

»Welch' eine boshafte Bestie!«

»Man muss ihm allerdings ein derartiges Zeugnis geben. Ich erinnere mich eines Jagdabenteuers, das mir von einem holländischen Pflanze, welcher Augenzeuge davon war, erzählt wurde. Der Mann war mit einem Häuflein anderer

ausgezogen, um auf eine Büffelherde Jagd zu machen, die neben einem sumpfigen, mit einigen Mimosenbäumen besetzten Grund weidete. Da die Jäger nicht zu Schuss kommen konnten, ohne über einen Teil des Sumpfbodens zu setzen, was für ihre Pferde nicht tunlich war, so beschloßen sie, Letztere unter der Obhut zweier Khoikhoi zu lassen und zu Fuß vorzurücken. Sie meinten nämlich, im Fall eines Angriffs vonseiten der Büffel nicht über den Sumpfgrund zurück sich flüchten zu können, da derselbe wohl die Last eines Mannes, nicht aber die eines Pferdes und noch viel weniger die eines Büffels tragen konnte.

Demgemäß rückten sie vor und waren so glücklich, unter dem Schutz einiger Büsche drei der fettesten Tiere zu erlegen. Zugleich verwundeten sie den großen Stier, der die Herde anführte, so schwer, dass er auf die Knie niedersank und wütend zu brüllen anhub. Da sie glaubten, das Tier sei tödlich verwundet, so trat der vorderste Jäger aus dem Gebüsch hervor, begann aufs Neue seine Muskete zu laden und ging näher, um dem Tier durch einen Schuss vollends den Garaus zu machen. Kaum aber sah der wütende Büffel den Mann herankommen, als er aufsprang und ungestüm auf ihn zuschoss. Der Jäger warf sein Gewehr von sich und eilte gegen den Sumpfgrund hin. Aber der Büffel war ihm so nahe, dass er in dieser Richtung zu entkommen verzweifelte, weshalb er plötzlich um eine Gruppe Buschholz bog und einen nahestehenden alten Mimosenbaum zu erklimmen begann. Der Büffel war ihm jedoch zu schnell. Mit einem Gebrüll, wie es der Pächter, der mir die Geschichte erzählte, nie garstiger und gellender gehört haben wollte, erfasste er den armen Teufel, der beinahe schon seinem Bereich entrückt war, mit seinen schrecklichen Hörnern und

schleuderte ihn mit solcher Gewalt in die Luft, dass er, nachdem er sich in großer Höhe etliche Male im Kreis gedreht hatte, auf einen gabelförmig gespaltenen Ast des Baumes niederfiel. Der Büffel umkreiste brüllend den Baum und sah zu dem Mann hinauf, bis er von Wunden und Blutverlust erschöpft, nieder auf seine Knie sank. Die übrigen Jäger erlegten ihn vollends; aber auch ihren Kameraden fanden sie tot in den Zweigen hängen.«

»Ich zweifle nicht, dass dies auch Swanevelts oder mein Schicksal gewesen wäre, wenn uns die Bestie zu fassen gekriegt hätte«, sagte der Major. Ich habe noch nie in dem Gesicht eines Tieres einen so boshafteu teuflischen Ausdruck gesehen, wie in dem jenes Büffels. Ein Löwe ist sozusagen ein Gentleman und ein Mann von Ehre im Vergleich mit einem so maliziösen Strolch.«

»Ihr hättet ihn nur gehen lassen sollen, Major. Vergesst nicht, dass Ihr der Angreifer wart«, entgegnete Swinton lachend.

»Wohl wahr; aber ich wünsche mir nicht, je wieder einen derartigen Kerl zu Gesicht zu kriegen.«

»Und ich kann Euch versichern, dass es mir lieb wäre, wenn mir die Flussochsen aus dem Wege blieben«, bemerkte Alexander. »In meinem Leben nie bin ich so unhöflich behandelt worden.«

Während dieses Gesprächs waren die Khoikhoi und die Buschmänner an den übrigen Feuern nicht mäßig gewesen. Die Ersteren hatten gebraten und gegessen, bis nichts mehr in sie hinein ging, und die Buschmänner, welche am Morgen so dünn und mager ausgesehen hatten, als wäre ihnen seit einem Monat nichts Kräftiges über die Lippen gekommen, waren nun so vollgestopft, dass sie kaum gehen

konnten, denn ihre Wänste glichen wahrhaftig an die Rundung einer Kugel. Der Buschmann, welcher von dem Büffel in die Luft geschleudert worden war, kam herauf und bat um ein wenig Tabak. Zugleich lächelte er und strich sich den zu einem ganz außerordentlichen Umfang ausgedehnten Magen.

»Wir wollen ihnen willfahren«, sagte Alexander, »denn dies wird bei ihnen das Glück des Tages vervollständigen. Habt Ihr je einen Kerl so vollgepfropft gesehen? Mich wundert, dass er nicht platzt.«

»Dies ist so ihre Gewohnheit. Sie hungern tagelang und füllen sich in dieser Weise an, so oft sich eine Gelegenheit bietet, die aber freilich selten genug vorkommt. Ihr Kalender besteht hauptsächlich in Rückblicken auf tüchtige Mahlzeiten, und ich stehe dafür, dass unsere Buschmänner hier, wenn sie sich in Zukunft fragen, wann dies oder dies stattgefunden habe, antworten werden, es war unmittelbar vor oder nach der Zeit, als die weißen Männer die Büffel töteten.«

»Von was leben sie im Allgemeinen?«

»In gewissen Zeiten des Jahres von Wurzeln - dann von den Heuschrecken, wenn diese ihre Wanderungen machen, von Eidechsen, von Käfern - kurz von gar allem. Hin und wieder gelingt es ihnen, sich Wild zu verschaffen, aber nicht sehr oft. Sie müssen demselben auflauern und verwunden es mit ihren vergifteten Pfeilen. Dann folgen sie seiner Fährte und suchen es am anderen Tag auf. So fein auch das Gift ist, schneiden sie doch nur den Teil in der Nähe der Wunde aus und verzehren den Rest des Tieres. Für die Flussochsen und Nashörner graben sie Löcher und erwischen bisweilen eine dieser Bestien. Auch vergiften sie

die Wassergruben, zu welchen das Wild zum Trinken kommt. Immerhin ist übrigens ihr Lebensunterhalt sehr zweifelhaft, und sie leiden oft den äußersten Hunger.«

»Glaubt Ihr nicht, Swinton, dies sei die Ursache ihres kleinen Wuchses?«

»Zuverlässig. Unausgesetzte Entbehrungen und Mühseligkeiten von Generation zu Generation haben sie ohne Zweifel so verkümmern lassen, wie Ihr sie seht.«

»Wie kommt es, dass diese Buschmänner so zutraulich sind? Ich hielt sie für wild und unversöhnlich.«

»Diese gehören zu den zahmen Buschmännern, das heißt, sie haben in der Nähe der Pflanzler gelebt und sich nachgerade daran gewöhnt, die Europäer weniger zu fürchten. Wenn man sie freundlich behandelt, so erweisen sie sich den Pflanzern dankbar, indem sie die Schafe derselben hüten und gegen eine Belohnung in Tabak andere kleine Dienste verrichten. Dies hat sie bis zu einem gewissen Grade zutraulich gemacht. Wir müssen übrigens erwarten, auch mit anderen zusammenzutreffen, die sehr wild und boshaft sind. Sie werden versuchen, uns unser Vieh wegzutreiben, werden unserer Karawane in Hinterhalten auflauern und jeden Augenblick bereit sein, uns wegzumausen, was sie können. Aus diesen Umständen können wir, ohne sie zu sehen, entnehmen, dass wir an ihren Wohnplätzen sind.«

»Wieso?«

»Weil wir ihre Nähe nur aus ihren Diebstählen entdecken werden. Doch es ist Zeit, zu Bett zu gehen, und da morgen Sonntag ist, haben wir einen Ruhetag, den ihr beide, glaube ich, recht gut werden brauchen können.«

»Jawohl«, entgegnete Alexander. »Nun, gute Nacht.«

Kapitel 16

Der früheren Verabredung gemäß wurde am Sonntag Halt gemacht. Man trieb am Morgen die Ochsen, Pferde und Schafe auf die Weide, und nur das Pferd, welches Tags zuvor Alexander geritten hatte, blieb zurück. Denn es war so leidend, dass ihm eine große Menge Blutes entzogen werden musste, ehe es Erleichterung verspürte.

Die Buschmänner blieben im Lager und hatten wahrscheinlich nicht im Sinne abzuziehen, solange Aussicht auf Essen vorhanden war. Die vier erlegten Büffel als auch das totgestoßene Pferd fand man am folgenden Tag durch die Hyänen und andere Tiere, welche man die ganze Nacht durch umherstreifen hörte, bis auf die Knochen abgenagt. Indes war doch viel von dem Büffelfleisch ausgehauen und an den Bäumen in der Nähe des Lagerplatzes aufgehangen worden, sodass es nicht an mehr als zureichendem Material zu einem zweiten Festmahl für die Buschmänner und Khoikhoi gebrach, die den ganzen Tag über in einem fort rösteten und brietten.

Die Sonne war übermäßig heiß. Sowohl Alexander als auch der Major waren von der Anstrengung des vorigen Tages so sehr erschöpft, dass sie sich nach dem Frühstück in ihre Wagen zurückzogen. Auch versuchte Swinton nicht, sie zu stören, und sie erfreuten sich bis zum Abend eines gesunden Schlafes, aus dem sie sehr erfrischt und sehr hungrig erwachten. Swinton sagte, er habe es für zweckmäßig gehalten, sie nicht zu wecken, weil die Hitze so überwältigend gewesen sei und sie so auch den Gottesdienst, wenn es ihnen passend dünkte, in der Kühle des Abends vollbringen konnten. Demgemäß wurden nach einem frü-

hen Abendessen alle Khoikhoi aufgeboten, die, obwohl sie vollgepfropft waren, dennoch nur ungerne ihre Feuer verließen, weil sie meinten, die Buschmänner werden in ihrer Abwesenheit alles noch übrige Fleisch aufzehren.

Diese Vorstellung fand jedoch kein Gehör, und sie mussten sich insgesamt einstellen. Die Gebete wurden verlesen und der Gottesdienst beim Licht eines großen Feuers begangen, denn es war schon ganz dunkel, ehe man mit der Feier des Tages zu Ende kam. Die Buschmänner hatten, wie von den Khoikhoi vorausgesagt worden war, die Abwesenheit ihrer Gastfreunde benutzt und sich sehr freigebig bedient. Auch ließen die zur Karawane gehörigen Leute, während Swinton die Gebete verlas, stets ihre Blicke zu den Feuern hingleiten, in welche die Buschmänner große Stücke Büffelfleisch warfen, um sie halb warm wieder herauszuziehen und dann mit den Zähnen in Stücke zu reißen.

Plötzlich ließ sich ein donnerähnliches Gebrüll vernehmen und eine dunkle Masse setzte über ihren Köpfen weg.

Dem Brüllen und Kämpfen der Ochsen folgte fast augenblicklich die Erscheinung eines Löwen, der, mit einem Ochsen über seiner Schulter, mitten durch die ganze Versammlung stürzte, die Reste des Feuers wegfegte, die Khoikhoi nach rechts und links warf und im Nu wieder verschwunden war. Wie man sich denken kann, fand nun die größte Bestürzung und Verwirrung statt. Einige kreischten, andere schrien und liefen zu ihren Gewehren - aber es war zu spät. Bei weiterer Untersuchung ergab sich, dass der Löwe den Ochsen ergriffen hatte, welcher in der Nähe des Platzes, wo die Versammlung saß, angebunden war. Ihr eigenes Feuer war fast erloschen, und das nächste, welches brennend er-

halten werden sollte, war von den Khoikhoi ganz vernachlässigt worden, weil sie nur auf diejenigen Bedacht nahmen, an denen sie ihre Büffelsteaks brieren.

Die Lederriemen, mit welchen der Ochse angebunden gewesen, waren wie Fäden abgerissen, und viele von dem übrigen Zugvieh hatten in ihrer Furcht gleichfalls ihre Fesseln gesprengt und sich flüchtig gemacht. Wie der Löwe durch die Versammlung dahin stürzte, hatte es den Anschein, als sei ihm die Last eines Ochsen nicht mehr als das Gewicht einer Feder. Er hatte jedoch etwas rau auf zwei der Khoikhoi getreten, welche ächzend dalagen, als wären sie schwer verwundet. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass sie nur tüchtig zerkratzt und mit Asche bedeckt waren. Die Buschmänner dagegen hatten ihr Mahl verlassen und waren mit ihren Bogen und den kleinen vergifteten Pfeilen zur Verfolgung ausgezogen. Bremen und einer oder zwei von den Khoikhoi wollten gleichfalls gehen, aber unsere Reisenden verweigerten die Erlaubnis. Etwa eine Stunde danach kamen die Buschmänner zurück und Omrah besprach sich mit ihnen. Bremen tat das Gleiche und teilte darauf unseren Gentlemen mit, die Buschmänner hätten den Löwen in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde eingeholt und viele ihrer Pfeile nach ihm entsandt. Auch glaubten sie ihn gut getroffen zu haben, da er dies jedes Mal durch ein dumpfes Knurren und ein zorniges Gebrüll ankündigte. Indessen habe er trotz seiner Gereiztheit in seinem Mahle fortgemacht.

Omrah sagte sodann: »Löwe morgen tot - Buschmänner finden ihn.«

»Wahrhaftig«, sagte Alexander, als sie zu ihren Wagen gingen, was infolge des vorerwähnten Ereignisses und weil

noch große Feuer anzumachen waren, ehe sie zu Bett gingen, erst spät geschah. »Ich glaube, dass noch nie ein Gottesdienst durch einen derartigen Eindringling gestört wurde.«

»Vielleicht ist es so«, versetzte Swinton, »aber ich glaube, es ist uns darin zugleich ein Beweis gegeben worden, dass wir bei den Gefahren, von denen wir umgeben sind, ganz besondere Ursache haben, zu beten. Der Löwe hätte einen von uns aufgreifen können und ein furchtbarer Tod wäre die Folge gewesen.«

»Ich habe nie zuvor den vollen Sinn der vielen Bilder und Gleichnisse in der Heiligen Schrift, in welchen der Löwe so oft eingeführt wird, begreifen können«, bemerkte Alexander.

»Es war in der Tat eine höchst erschütternde Predigt nach dem Gebet«, sagte der Major, »und ich hoffe, wir werden nie wieder eine ähnliche zu hören kriegen. Aber liegt nicht die Schuld an uns selbst? Schon zum zweiten Mal wird uns durch einen Löwen ein Ochse entführt, weil es dem Kreis der Feuer an der nötigen Abwartung fehlte. Freilich liegt die Nachlässigkeit aufseiten der Khoikhoi. Aber wenn diese säumig sind, sollten wir selbst nachsehen.«

»Es dürfte gut sein«, bemerkte Swinton, »wenn man ihnen wegen ihrer Trägheit eine Woche lang keinen Tabak verabreichte, denn verlasst Euch darauf, wenn wie uns selbst der Feuer annehmen, werden sie noch säumiger. Wir wollen übrigens diesen Punkt morgen besprechen - für heute gute Nacht.«

Am nächsten Morgen, ehe noch die Ochsen eingespannt wurden, kam Omrah zu dem Major, um ihm zu sagen, dass die Buschmänner den Löwen gefunden hätten, der zwar

noch nicht tot, aber doch am Verscheiden sei. Er habe denjenigen Teil des Ochsen, den er nicht fressen konnte, einige tausend Schritte weitergeschleppt und sich dabei niedergelegt. Jetzt sei er so krank, dass er sich nicht rühren könne.

Auf diese Nachricht hin bestiegen unsere Reisenden ihre Pferde und gelangten, von den Buschmännern geleitet, bald an der Stelle an, wo der Löwe lag. Die Buschmänner, welche zuvor rekognosziert hatten, traten ohne Umstände an das Dickicht und wurden durch ein dumpfes Röcheln begrüßt, welches ganz anders klang als das Gebrüll der vorigen Nacht. Unsere Reisenden folgten nach und fanden das edle Tier im letzten Todeskampf - seine Kraft gelähmt und die Augen geschlossen. Ein paar kleine Pfeile steckten noch in seiner Haut und schienen nicht weiter als einen halben Zoll tief eingedrungen zu sein. Aber das Gift war so flüchtig, dass es schnell durch den ganzen Körper zirkulierte. Während sie noch auf das edle Tier niederschauten, ließ es die Kinnlade sinken und starb.

Als unsere Reisenden zu der Karawane zurückkehrten, bemerkte Alexander: »Diese Buschmänner müssen, trotz ihrer kleinen Natur, und so verächtlich auch ihre Waffen erscheinen mögen, doch gefährliche Feinde sein, wenn das bloße Stacheln eines ihrer Pfeile den sicheren Tod bringt. Aus was besteht ihr Gift?«

»Es wird von Schlangen gewonnen, mit dem Saft der Euphorbia gemischt und so lange gekocht, bis es die Konsistenz des Leims hat. Dann tauchen sie die Spitzen ihrer Pfeile hinein und lassen sie trocknen.«

»Behält denn das Gift der Schlangen seine Wirksamkeit bei, nachdem es den Tieren genommen wurde?«

»Ja, die Kraft erhält sich noch lange Zeit. Ich erinnere

mich einer - wie ich glaube - wohl verbürgten Geschichte von einem Mann, der in Amerika von einer Klapperschlange durch seinen Stiefel gebissen wurde. Der Mann starb, und bald nachher starben auch seine beiden Söhne nacheinander unter denselben Erscheinungen, wie ihr Vater, obgleich sie nicht von Schlangen gebissen worden waren. Es stellte sich nachher heraus, dass nach des Vaters Tod die Söhne einer nach dem anderen sich dessen Stiefel angeeignet und angezogen hatten. Als man nun die Stiefel untersuchte, entdeckte man den Zahn der Klapperschlange, der durch das Leder gegangen und in demselben stecken geblieben war. Er hatte den beiden Söhnen, als sie die Stiefeln anzogen, bloß ganz leicht die Haut geritzt, und dies war die Ursache ihres Todes.«

»Jedenfalls besaß man früher nicht die chemischen Kenntnisse, die jetzt zur augenblicklichen Entdeckung führen«, versetzte Swinton. »Doch dort liegen drei Flussochsen schlafend am Ufer. Habt Ihr nicht Lust, Eure Geschicklichkeit an ihnen zu versuchen, Alexander?«

»Ich bin nicht sonderlich darauf begierig, da ich schon genug Flussochsen gehabt habe«, entgegnete Alexander. »Beiläufig, der Strom wird viel breiter als er war.«

»Ja; meiner Berechnung zufolge sollten wir von heute an nicht mehr weiter nach Westen wandern. Wir müssen nun quer nach dem Vaal oder Gelben Fluss einbiegen. Allerdings werden wir zwei Tage ohne Wasser und Viehweide sein, aber die Tiere sind jetzt in einem so guten Zustand, dass man ihnen wohl etwas zumuten kann. Wir haben zwar unterwegs einen Fluss zu überqueren, dürfen uns aber kaum auf Wasser Rechnung machen, denn ich glaube, wir werden es nirgends anders finden, als in diesen großen

Arterien, wie ich sie nennen möchte.«

»Ich hatte denselben Gedanken, Swinton, als ich gestern in meinem Wagen die Karte betrachtete«, entgegnete der Major. »Also morgen gibt es wieder eine kleine Abwechslung - das heißt eine Wüste.«

»Darauf dürfen wir zuverlässig zählen«, erwiderte Swinton, »denn mit Ausnahme der Ufer großer Flüsse ist zu dieser Jahreszeit und in dieser Gegend nicht auf Vegetation zu zählen. Aber sei es noch um einen Monat, so werden wir Regengüsse genug erhalten.«

»Ich sehe, dass die Buschmänner uns verlassen haben«, sagte Alexander.

»Ja; sie sind wahrscheinlich zurückgeblieben, um den Löwen zu verzehren.«

»Wie, Ihr meint, sie werden das vergiftete Tier essen?«

»Daraus machen sie sich nichts. Sie schneiden bloß die verwundeten Teile aus und essen stets das Fleisch der so getöteten Tiere, das ihnen augenscheinlich keinen Nachteil bringt. Es gibt gar nichts, was der Buschmann nicht verpeiste. Ein Flug Heuschrecken wird für ihn zum Festmahl.«

»Ich kann mir nicht denken, dass sie eine sehr schmackhafte Speise bieten.«

»Ich habe sie nie gekostet«, entgegnete Swinton, »glaube übrigens, dass Ihr recht habt. Sie essen sie jedoch nicht roh, sondern reißen ihnen Flügel und Beine aus, trocknen die Körper und stoßen sie dann zu Pulver.«

»Glaubt Ihr, dass die Heuschrecken, welche nebst wildem Honig die Kost des heiligen Johannes in der Wüste waren, dieselben sind, von denen Ihr hier sprecht?«

»Ich weiß es nicht, glaube aber kaum, und zwar aus dem

einfachen Grund, weil eine Person in der Wildnis von derartigen Tieren wohl leben kann, wenn sie immer zu haben sind, Heuschreckenflüge aber zu den Erscheinungen gehören, auf die man nicht mit Sicherheit zählen kann. In dem Land, nach welchem sich der heilige Johannes zurückzog, wächst ein Baum, welcher der Heuschreckenbaum genannt wird und eine große süße Schote hervorbringt, die der Form nach den gewöhnlichen französischen Bohnen ähnelt, aber fast einen Fuß lang ist und eine sehr wohlschmeckende Nahrung bietet. Heutzutage füttert man sogar das Vieh damit, und ich glaube, dass unter den Heuschrecken die Früchte dieses Baumes, nicht aber Tiere gemeint sind. Die gleiche Ansicht haben, wenn ich nicht irre, viele Ausleger der Heiligen Schrift aufgestellt. Ich denke übrigens, wir sind für heute weit genug gekommen, und wollen deshalb haltmachen. Habt Ihr die Absicht, zu jagen, Major? Ich sehe dort in der Ferne einige Tiere.«

»Es wird besser sein, es zu unterlassen«, sagte Alexander, »denn wenn wir morgen über einen Wüstenstrich ziehen sollen, ist es nicht ratsam, unsere Pferde zu ermüden.«

»Ich teile Eure Ansicht. Nein, Swinton, wir wollen uns ruhig verhalten, wenn das Wild nicht zu uns kommt.«

»Ja, und wir können dafür sorgen, dass die Wasserfässer gestillt und heute Nacht die Feuer gehörig angezündet werden«, entgegnete Alexander. »Hoffentlich bleiben wir fernerhin mit Löwenpredigten verschont, obgleich Shakespeare sagt: *Predigten von den Steinen und gut in allem.*«

Sie ließen ihre Karawane auf einer Anhöhe Halt machen, trugen Sorge, dass der Wasservorrat erneuert und Holz gesammelt wurde, und setzten sich sodann zu einem Mittagmahl aus gebratenen Schinken und Käse nieder, denn die

Khoikhoi hatten alles Büffelfleisch aufgezehrt und forderten nun ein Schaf zum Nachtessen. Man willfahrte ihrem Verlangen, obschon sie es nicht verdient hatten. Aber da ihnen wegen Vernachlässigung der Feuer der Tabak entzogen worden war, so hielt man es für klug, ihre Unzufriedenheit nicht allzu sehr zu steigern. Während die Khoikhoi das Lager einrichteten, ging Alexander mit dem Major am Fluss spazieren, und Swinton wollte einige gesammelte neue Pflanzen zu sich stecken, als Omrah, der sie begleitete, den Finger an seine Lippen hielt. Da sie vollkommen begriffen, was er meinte, so bleiben sie schweigend stehen. Der Knabe zeigte sodann auf einen Gegenstand, der am niedrigen Ufer im Schilf lag. Da sie ihn aber nicht unterscheiden konnten, so erbat sich Omrah durch Zeichen die Büchse des Majors, zielte und gab Feuer. Darauf ließ sich ein Plätschern im Wasser hören und sie brachen sich durch das hohe Gras und das Schilf Bahn, bis sie den Ort erreichten, wo sie ein Tier in Todeszuckungen sich abzappeln sahen.

»Ein Alligator!«, rief der Major. »In der Tat, ich dachte mir's nicht, dass wir ein derartiges Tier im Binnenland treffen könnten. Es heißt zwar, dass sie an der Küste der östlichen Xhosa in den Mündungen der Flüsse häufig vorkommen, aber ich kann mich nicht genug wundern, eine solche Bestie hier zu entdecken.«

»Auf was habt Ihr geschossen?«, fragte Swinton, der sich nun ihnen anschloss.

»Auf einen Alligator, und er ist tot. Ich fürchte, er wird nicht sonderlich gut zu essen sein«, entgegnete der Major.

»Das ist kein Alligator, Major«, sagte Swinton, »und jedenfalls eine sehr gute Kost. Es ist eine große Eidechse aus

dem Geschlecht der Leguane, die sich an diesen Flüssen findet - ein vollkommen harmloses Individuum, das sich nur von Pflanzen und Insekten ernährt. So hässlich es aussieht, ist es doch ein großer Leckerbissen. Ja, es ist ganz tot - wir wollen es aus dem Wasser holen, damit Omrah es Mahomed bringen kann.«

Das ungefähr vier Fuß lange Tier wurde am Schwanz aus dem Wasser herausgezogen, und Omrah trug es ins Lager.

»Ich habe es wahrhaftig für einen kleinen Alligator gehalten«, sagte der Major, »bemerke aber jetzt meinen Irrtum. Welche Verschiedenheit von Eidechsen trifft man nicht in diesem Land!«

»Sie ist allerdings sehr groß, von dem Chamäleon aufwärts«, versetzte Swinton. »Beiläufig, es gibt eine darunter, die dem Vernehmen nach sehr giftig ist, und glaubwürdige Personen haben mir erzählt, ihr Biss sei nicht nur sehr gefährlich, sondern auch in manchen Fällen tödlich. Ich habe in meiner Sammlung einige Exemplare dieses Tieres, welches am Kap Dschitsch genannt wird.«

»Das ist doch merkwürdig, aber wir haben in Indien eine kleine Eidechse, die gleichfalls giftig sein soll und von den Eingeborenen Dschecko (Gecko) genannt wird. Es muss wohl das nämliche Tier sein, und es ist auffallend, dass auch die Namen so wenig voneinander verschieden sind. Ich habe zwar nie ein Beispiel von seinen giftigen Eigenschaften gesehen, war aber Zeuge, wie eine ganze Kompanie von Sepoys ihren Posten verließ, weil sie das Tier in dem Dach des Hauses hatten schreien hören. Sie sagten, es falle auf die Leute herunter.«

»Vermutlich ist es das nämliche Tier, und Eure Erzählung bekräftigt das, was über seine giftigen Eigenschaften gesagt

wird.«

»Dennoch würden wir aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Glauben finden, wenn wir in England eine derartige Behauptung aufstellten.«

»Ich gebe zu, bei vielen nicht - bei denen nicht, die nur wenig wissen. Aber die Unterrichteten würden es doch glauben. Es ist Tatsache, dass wir von allzu großer Leichtgläubigkeit zu einem fast gänzlichen Skeptizismus übergegangen sind, wenn wir uns nicht durch unsere Sinne überzeugen können. In den Zeilen Marko Polos, Sir Jahn Mandevilles und anderer - ich will sagen, im 15. Jahrhundert, als es noch wenig Reisende und wenig Bildung gab - durfte ein Reisender fast alles sagen und gläubiger Zuhörer versichert sein, während man in letzter Zeit kaum wagen darf, eine Behauptung aufzustellen. Le Vaillant und Bruce, welche den Süden und Norden Afrikas bereisten, wurden für Lügner erklärt, als sie den Bericht über das, was sie gesehen hatten, veröffentlichten. Und doch hat sich seitdem jedes Titelchen als wahr herausgestellt. Übrigens sind die Leute heutzutage besser unterrichtet und nicht mehr so entschieden absprechend, denn es gibt bestimmte Gesetze, welche die Scheidelinie des Möglichen und Unmöglichen andeuten.«

»Wie meint Ihr dies?«

»Ich meine - wenn mir zum Beispiel jemand erzählen wollte, er habe eine Meerjungfer gesehen, mit dem Leib einer Frau und dem Schuppenschwanz eines Fisches, so würde ich ihm unverhohlen sagen, dass ich ihm keinen Glauben schenken könne. Und warum? Weil ein solches Geschöpf den Gesetzen der Natur widerspricht. Die zwei Bestandteile des Tieres konnten sich nicht vereinigen, da der

obere Teil den warmblutigen Säugetieren, der untere den Kaltblütern angehören würde. Eine solche Verbindung ist unmöglich. Allerdings mögen ohne Zweifel noch viele Tiere unentdeckt oder vielmehr den Europäern noch unbekannt sein, und ihre Schilderung wird anfangs Argwohn, wo nicht Widerspruch erregen. Aber wie ich bereits bemerkte, der Bericht darüber wird aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Naturforscher nicht verworfen werden, obschon es vonseiten derjenigen geschehen mag, die nicht genug zoologische Kenntnisse besitzen, um durch Vergleiche beurteilen zu können, ob das Vorhandensein eines Tieres glaubwürdig ist. Sogar die Fabeltiere haben ihren Ursprung in solchen, die wirklich existieren. Das Einhorn ist ohne Zweifel die Gamsbockantilope, denn wenn man dieses Tier aus der Entfernung betrachtet, so nehmen sich seine zwei Hörner wie ein einziges aus. Auch porträtieren es die Buschmänner sie in ihren Höhlen. Der Drache beruht gleichfalls nicht ganz auf der Einbildungskraft, denn die *Lacerta valans* oder die fliegende Eidechse Amerikas ist ein eigentlicher Miniaturdrache. Man ersieht hieraus, dass auch das vermeintliche Fabelhafte in einer Übertreibung oder in einem Irrtum seinen Grund hat.«

»Ihr seid also der Ansicht, Swinton, dass wir alles glauben sollten, was die Reisenden uns erzählen?«

»Nein, das nicht, aber wir sollten ihre Behauptungen nicht bloß deshalb verwerfen, weil sie mit unseren Ansichten über den Gegenstand nicht übereinstimmen. Das merkwürdigste Beispiel von Unglauben finden wir in Bestreitung der Möglichkeit von Ärolithen oder Meteorsteinen, die sich unter Gewittern in der Luft erzeugen und auf die Erde niederfallen. Sicherlich habt Ihr schon von derartigen

Dingen gehört?«

»O ja«, versetzte der Major, »und habe sie auch mehrere Male in Indien gesehen.«

»Noch vor einem Jahrhundert wurden sie als eine bloße Fabel behandelt. Als sich das Gerücht verbreitete (noch obendrein nicht zum ersten Mal), dass ein derartiger Stein in Frankreich niedergefallen sei, wurden die Savans in Deputation an Ort und Stelle geschickt. Sie hörten die Zeugen ab, welche vorgaben, sie hätten ein lautes Getöse in der Luft vernommen und beim Aufblicken einen dunklen Körper niederfallen sehen. Dieser sei mit einer Gewalt auf die Erde gesunken, dass er sich fast in dem Boden begrub und so heiß gewesen sei, dass man ihn nicht mit bloßer Hand berühren konnte. Nachher sei er erkaltet. Die Savans hörten all dies an, erklärten aber, dass es unmöglich sei, und geraume Zeit wurde jeder derartige Bericht mit Verachtung behandelt. Jetzt kennt jedermann die Sache und ist vollkommen überzeugt davon. Auch drückt niemand das geringste Erstaunen aus, wenn man von dergleichen Vorgängen spricht. Shakespeare lässt Hamlet ganz richtig bemerken: *Es gibt im Himmel und auf Erden mehr Dinge, Horatio, als Eure Philosophie sich träumen mag.*«

Kapitel 17

Die Nacht verlief ohne Störung, und am anderen Morgen wurden die Ochsen eingespannt, um die Richtung nach Norden einzuschlagen. Zuvor hatte man das Vieh zum Fluss hinunter zur Tränke geführt und es zwei Stunden weiden lassen, denn es galt nun einem Zug von mehr als 24

Wegstunden durch ein unfruchtbares Land, in welchem man weder Gras noch Wasser zu finden hoffen durfte. Sie hatten noch keine Stunde zurückgelegt, als die Landschaft ihr Aussehen änderte. So weit das Auge reichen konnte, ließ sich nirgends eine Spur von Bäumen blicken, und der Boden war mit niedrigem, verkümmertem Gebüsch und großen Steinen bedeckt. Hier und da zeigten sich kleine Gruppen von Tieren, meistens Quaggas. Während unsere Reisenden vorausritten, schreckten sie sechs oder sieben Strauße auf, von denen eine Kugel aus der Büchse des Majors einen zu Boden streckte. Die Übrigen liefen mit einer Geschwindigkeit davon, die vom schnellsten Pferd kaum hätte übertroffen werden können.

»Das war ein guter Schuss, Major«, sagte Alexander.

»Ja«, versetzte Swinton. »Aber seht Euch vor, wie Ihr Euch dem Vogel nähert. Ihr habt ihm den Schenkel zer-schossen, und er könnte gefährlich werden, denn die Strauße sind sehr wild. Wie ich mir's dachte. Hier ist sein Nest. Lasst Bremen den Vogel vollends töten, denn er versteht sich besser darauf, als Ihr, Major. Es ist das Männchen - die Entwischten sind lauter Weibchen.«

»Welch eine Menge von Eiern«, sagte Alexander. »Ist das Nest gemeinsam?«

»Ja«, entgegnete Swinton. »Alle diejenigen, welche mit aufwärts gedrehten Spitzen in der Mitte liegen, sind die Bruteier. Lasst einmal sehen - es sind ihrer sechsundzwan-zig, und Ihr bemerkt, dass eben so viele rund um das Nest herumliegen. Diese dienen den jungen Straußen, sobald sie ausgekrochen sind, zur Nahrung. Wir wollen ihnen übri-gens diese Mühe sparen. Bremen muss die Eier außen am Nest für uns sammeln, und kann die anderen den Khoikhoi

geben, die es nicht sehr genau mit ihrer Kost nehmen und sich nichts daraus machen, ob die Eier frisch sind oder nicht.«

»Ein edler Vogel«, sagte der Major, »und er hat auch einige schöne Federn. Ich denke, wir lassen Bremen die Federn ausziehen. Der Körper mag liegen bleiben.«

»Ja, denn ich brauche ihn nicht. Aber Bremen wird wohl die Haut haben wollen, da sie auf dem Kap etwas wert ist.«

Die Khoikhoi bemächtigten sich der Eier, und Bremen zog den Strauß ab. Dieses Geschäft dauerte nur wenige Minuten, worauf sie wieder weiter ritten. Swinton sagte sodann: »Der männliche Strauß hat gewöhnlich drei bis sieben Weibchen, welche alle in das gleiche Nest legen. Er sitzt so gut wie die Weibchen und verrichtet dieses Geschäft in der Regel bei Nacht, um die Eier gegen die Angriffe der Hyänen oder anderer Tiere zu bewahren.«

»Ihr wollt damit doch nicht sagen, dass er gegen so große Tiere kämpfen kann?«

»Ja, und tötet sie auch. Der Strauß hat zwei gewaltige Waffen - einmal seine Flügel, deren Schlag einem Menschen das Bein zerschmettern kann, und dann seine Füße, mit deren Zehen er Tiere und Menschen zu töten imstande ist. Ich selbst sah einmal im Namaqua-Land einen Buschmann, den der Fuß eines Straußes auf die Brust getroffen hatte. Rippen und Magen waren ihm aufgerissen, sodass seine Eingeweide auf den Boden heraushingen. Ich brauche kaum zu sagen, dass der arme Tropf tot war.«

»Dies hätte ich kaum geglaubt«, bemerkte Alexander.

»Die Buschmänner ziehen dem Strauß die Haut ab und spannen sie über ein Weidenflechtwerk, indem sie zugleich Kopf und Hals durch einen Stock aufrecht erhalten. Die

Haut befestigen sie sodann an einer ihrer Seiten und tragen Kopf und Hals in der einen Hand, während sie in der anderen Bogen und Pfeile halten. In dieser Vermummung - natürlich ist die gefiederte Seite dem Tier zugewendet, dem sie nahe kommen wollen - geht nun der Buschmann weiter, pickt mit dem Kopf an den Büschen und ahmt die Bewegungen des Straußes nach. Durch eine derartige Kriegslist gelingt es ihm oft, den übrigen Straußen oder den Quaggas und Gnus, welche mit diesen Vögeln Kameradschaft unterhalten, auf Schussweite nahe zu kommen.«

»Dies möchte ich doch auch mit ansehen«, sagte der Major.

»Ihr würdet ebenso sehr über die Treue der Nachahmung erstaunen wie ich. Ich hätte noch bemerken sollen, dass sich der Buschmann die Beine mit Ton weiß färbt. Immerhin bleibt es übrigens ein gefährliches Geschäft, denn ich habe, wie ich bereits angab, selbst mit angesehen, wie ein Mann von einem männlichen Strauß getötet wurde. Auch sagten mir die Eingeborenen, es komme nicht selten vor, dass die Straußjäger sehr ernstliche Beschädigungen erleiden.«

Mittlerweile war die Karawane nachgekommen und sie zogen wieder weiter. Das Land wurde immer unfruchtbarer und zuletzt ließ sich nirgends mehr ein Tier blicken. Da es für die Ochsen nichts zu fressen gab, so setzten sie ihren Weg den ganzen Tag über fort und machten erst nachts halt, worauf das Vieh wieder an die Wagen gebunden wurde. Brennholz konnte nicht beigeschafft werden, weshalb die eine Hälfte der Khoikhoi die Nacht über wachen musste, um mit ihren Musketen wilde Tiere wegzuscheuchen. Indes war, wie Swinton bemerkt hatte, wenig Störung von

Löwen oder anderen Bestien zu befürchten, da sie nun zu weit vom Wasser weg waren und sich weit und breit kein Wild befand, auf das die Raubtiere Jagd machen konnten. Der Erfolg bewies, dass der Mann der Wissenschaft recht hatte, denn die ganze Nacht über hörten sie nicht einmal das Geschrei einer Hyäne oder eines Schakals. Mit dem ersten Aufdämmern des Lichtes wurden die Ochsen wieder eingespannt. Unsere Reisenden hofften gegen Abend den Vaal-Fluss zu erreichen. Die Relais-Ochsen mussten nun diejenigen ablösen, welche am meisten gelitten hatten. Gegen Mittag war die Hitze furchtbar, und die Pferde, welche den Mangel an Wasser nicht so gut ertragen konnten wie die Ochsen, schlichen sehr niedergeschlagen dahin. Unsere Reifenden setzten ihren Zug ungefähr zwei Stunden lang fort und bemerkten endlich einige niedrige Bäume. Begum, welche kein Wasser erhalten hatte, damit sie sich anstrengen möge, welches aufzufinden, brach, so schnell sie konnte, auf, und Omrah folgte ihr nackt. Nachdem sie eine Strecke gegen die Bäume zugelaufen waren, änderten sie ihre Richtung ostwärts nach einigen zackigen Felsen hin. Die Karawane langte an den Bäumen an, welche an den Ufern des Flusses Alexandria wuchsen, über den sie, wie sie wohl wussten, setzen mussten. Aber nirgends war ein Tropfen Wasser zu entdecken. Wie sie noch umherspähnten, kam plötzlich Begum kreischend zurück und umklammerte mit allen Merkzeichen des Entsetzens den Major, wie sie in der Regel zu tun pflegte, wenn sie Angst hatte.

»Wo ist denn der Buschmannknabe?«, fragte Bremen.

»Es muss ihm etwas zugestoßen sein«, rief Swinton.

»Kommt alle mit Euren Gewehren.«

Die ganze Partie, Khoikhoi und alles, eilte zu den Felsen,

wo Omrah und Begum nach Wasser gesucht, und hatten sich denselben ganz atemlos von Hast bis auf fünfzig Schritte genähert, als sie mit dem »Qua, qua, qua« einer Pavianherde begrüßt wurden, die auf dem Rand des Felsens saßen und, auch auf ihren Vorderbeinen stehend, in ihrer gewöhnlichen Weise mit einem Angriff drohten.

»Was ist da anzufangen?«, fragte der Major. »Sollen wir Feuer geben? Glaubt Ihr, sie haben sich des Knaben bemächtigt?«

»Wenn dies der Fall ist, so werden sie ihn wieder gehen lassen. Aber gebt immerhin Feuer. Wir sind ihnen jetzt zu zahlreich, und verlast Euch darauf, sie werden sich auf keinen Kampf einlassen. Wir wollen gut zielen und ihnen eine tüchtige Salve geben.« »Wohlan, so nehme ich jenen ehrwürdigen alten Kunden aufs Korn, der der Führer und Urgroßvater das ganzen Haufens zu sein scheint«, sagte der Major. »Seid Ihr alle fertig? - Feuer!«

Die Salve erzielte ihre Wirkung. Drei oder vier der Tiere stürzten tot zusammen, viele waren verwundet, und die ganze Herde nahm unter lautem gellendem Geschrei Reißaus. Die Verwundeten schleppten sich den anderen nach, so gut es gehen wollte.

Die ganze Partie stieg nun die Felsen hinauf, um nach Omrah zu sehen - alle, bis auf Begum, die es nicht wagen wollte. Sie hatten kaum den Gipfel erreicht, als sie von unten Omrahs Stimme hörten, ohne übrigens seiner ansichtig werden zu können.

»Dort ist er, Sir«, sagte Swanevelt, »dort unten.« Swinton und der Major stiegen wieder hinab und kamen endlich, durch das Schreien des Knaben geleitet, an eine schmale, etwa zwanzig Fuß tiefe Kluft in dem Gestein, auf deren Bo-

den sie den Knaben zwar hören, aber nicht sehen konnten. Die Kluft war so schmal, dass keiner der Männer hinunterkriechen konnte, weshalb Swinton einen Khoikhoi zurückschickte, damit er einige lederne Riemen oder ein Stück Tau holte. Während dieses Zögerns fragte Bremen Omrah, ob er Schaden genommen habe, und erhielt eine verneinende Antwort. Sobald das Tau angelangt war, wurde es niedergelassen. Omrah ergriff es und die Khoikhoi zogen ihn herauf. Er hatte augenscheinlich ein wenig gelitten, denn das Haar war ihm in großen Büscheln ausgerissen und sein Hemd flatterte in Fetzen. Indes hatte er mit Ausnahme einiger Risse, die ihm durch die Nägel der Paviane versetzt worden waren, keinen ernststen Schaden genommen. Omrah erklärte den Khoikhoi, welche seine Sprache verstanden, Begum und er wären nach der Kluft gekommen und hätten entdeckt, dass sich auf dem Boden derselben Wasser befände. Begum sei heruntergegangen und er nachgefolgt, als die Paviane, welche am Wasser unten gewesen waren, auf sie zugekommen seien. Begum sei wieder hinaufgesprungen und entwischt, ohne dass er ihrem Beispiel habe folgen können. Die Tiere hätten ihm dann nachgesetzt, bis er so in die Kluft eingeklemmt gewesen war, dass er nicht weiter hinabsteigen konnte. Dann hätten sie ihm das Haar ausgerauft und sein Hemd zerrissen.

Nachdem Omrah seine Geschichte vorgetragen und unsere Reisenden sich überzeugt hatten, dass ihm kein ernstlicher Nachteil zugestoßen war, begaben sie sich wieder zu der Stelle, wo sie die Paviane geschossen hatten. Zwei davon waren tot, der alte aber, auf welchen der Major gefeuert hatte, noch am Leben, obwohl ernstlich verwundet, denn er hatte zwei Schüsse abbekommen, einen im Arm

und den anderen im Bein, das durch die Kugel zerschmettert worden war. Alle Wildheit schien das arme alte Tier verlassen zu haben. Es war augenscheinlich vom Blutverlust sehr schwach und saß an den Felsen gelehnt da. Hin und wieder richtete es sich auf, um nach der Wunde seines Beins zu sehen und das Loch zu untersuchen, wo die Kugel eingedrungen war. Dann hielt es den verwundeten Arm mit der anderen Hand und sah unsere Reisenden fragend ins Gesicht, als wollte es sagen: »Warum habt ihr dies getan?«

»Das arme Geschöpf!«, entgegnete daraufhin Alexander. »Wie sehr sind seine Bewegungen denen eines menschlichen Wesens ähnlich. Sein stummes Flehen bietet einen wahrhaft peinlichen Anblick.«

»Sehr wahr«, versetzte der Major, »aber dennoch würde es Euch ohne diese Wunden in Stücke reißen, wenn es könnte.«

»Das ist zuverlässig wahr«, entgegnete Swinton, »aber dennoch ist der arme Affe ein Gegenstand des Mitleids. Er kann sich nicht wieder erholen, und es wird daher am besten sein, wenn wir seinem Elend ein Ende machen.«

Er forderte nun Bremen auf, das Tier durch den Kopf zu schießen. Danach begaben sich unsere Reisenden zur Karawane zurück. Als sie an den Ufern des Flusses anlangten, bemerkten sie, dass Begum in dem festgebackenen Schlamm des Flussbettes scharrete.

»Was treibt die Prinzessin?«, fragte Alexander.

»Ich weiß!«, rief Omrah, der augenblicklich dahin lief, um dem Pavian Beistand zu leisten. Nach einigem Scharren brachten sie eine lebendige Schildkröte heraus, die ungefähr einen Fuß lang war.

»Ich habe gehört, wenn die Flussbetten austrocknen, bleiben die Schildkröten im Schlamm, bis sie sich wieder mit Wasser füllen«, sagte Swinton.

»Sind sie essbar, Swinton?«

»Vortrefflich.«

»Schildkrötensuppe in der Wüste - das ist etwas Unerwartetes.«

Die Khoikhoi gingen nun gleichfalls ans Werk und entdeckten fünf oder sechs weitere derartige Tiere, welche sie heraufschafften. Sie versuchten sodann dem Wasser in der tiefen Kluft beizukommen. Da aber dies unmöglich war, so setzte die Karawane ihren Weg fort.

»Wie weit haben wir noch in dieser Wüste zu gehen«, fragte Alexander, »ehe wir an den Fluss kommen?«

»Ich fürchte, wir werden ihn vor morgen Abend nicht erreichen«, antwortete Swinton, »wenn wir nicht auch die Nacht über reisen, was vielleicht das Zweckmäßigste sein dürfte; denn wie sehr auch die Tiere der Ruhe bedürfen mögen, werden sie sich nur um so mehr aufreiben, wenn sie noch einen Tag ohne Wasser unter einer glühenden Sonne zubringen müssen. Auch ertragen sie bei Nacht die Arbeit leichter und wir gewinnen nichts durchs Haltmachen, da sie sich nur umso mehr erschöpfen, je länger sie auf der Reise sind.«

»Ich bin wahrhaftig wegen der Pferde besorgt, die bereits sehr gelitten haben.«

»Heute Abend waschen wir ihnen die Lippen mit einem in Wasser getränkten Schwamm. So viel können wir schon für die armen Geschöpfe erübrigen.«

»In den Wüsten Afrikas hat man sich stets mit drei schweren Plagen herumzuschlagen«, sagte Swinton, »mit

wilden Menschen, wilden Bestien und Mangel an Wasser.«

»Die Letzte ist die Schlimmste von allen«, versetzte der Major. »Wir werden heute Nacht für einige Stunden Mondlicht haben.«

»Ja, und wenn auch nicht, so wäre es von keiner Bedeutung. Die Sterne verbreiten Licht genug, und wir haben hier nur wenig von wilden Tieren zu befürchten. Wir sind jetzt in Wassernot und sobald wir uns diese Gefahr vom Hals geschafft, werden wir die anderen wieder zu bestehen haben.«

Die Sonne ging endlich unter, und die armen Ochsen schleppten sich mit weit heraushängenden Zungen weiter. Mit Einbruch der Nacht wurden die Relais-Ochsen eingespannt, welche ihren Weg im Sternenlicht fortsetzten. Die Pferde hatte man nach Swintons Vorschlag erfrischt. Sie waren aber viel zu erschöpft, um zum Reiten zu dienen, und unsere Reisenden gingen nun auf dem sandigen Grund, ihre Gewehre auf den Schultern, neben den Wagen her. Zugleich hatte man die Hunde losgelassen, damit sie von jeder Gefahr Nachricht geben konnten. Die Sterne funkelten herrlich und sogar das ermattete Vieh fühlte in der beziehungsweise Kühle der Nachtluft Erleichterung. Alles war still, das Knarren der Wagenräder und das gelegentliche Stöhnen der erschöpften Ochsen ausgenommen.

Sie reisten wieder eine ermüdende Stunde weiter, als mit einem Mal Begum einen Schrei ausstieß und den Wagen vorauseilte. Die Ochsen erhoben ihre Köpfe gegen den Wind, und bald rissen sich diejenigen, welche nicht in den Jochen zogen, von ihren Hütern los, um davon zu galoppieren. Die Pferde, Schafe und Hunde folgten ihnen. Auch die Ochsen im Joch wurden nun unruhig und versuchten

sich von den Strängen loszumachen.

»Sie wittern Wasser, das nicht mehr fern sein kann, Sir«, sagte Bremen. »Ich denke, es ist am besten, wir spannen sie aus und lassen sie gehen.«

»Ich bin damit einverstanden«, versetzte Alexander.

Die armen Tiere waren so ungeduldig, dass es schwer wurde, sie auszuspannen, und viele rissen los, noch ehe sich dies bewerkstelligen ließ. Sobald sie sich befreit sahen, folgten sie ihren Kameraden in gleich schnellen Schritten.

»Jedenfalls werden wir bald erfahren, wo wir sie zu finden haben«, sagte der Major lachend. »Ich fühlte so sehr für die armen Geschöpfe, dass es mir in der Tat ist, als wäre ich so durstig gewesen wie sie, und lösche jetzt meinen Durst. Es ist fast Tag.«

Sie folgten im Dämmerlicht der Richtung, welche die Tiere eingeschlagen hatten, und konnten bald die Bäume unterscheiden, die in einer Entfernung von etwa einer Stunde den Fluss säumten. Mit dem Heller werden des Tages bemerkten sie, dass die ganze Landschaft ihren Charakter verändert hatte. Schon auf ihrem Weg war der Boden mit Grün bedeckt und in der Nähe des Flusses wucherte die Vegetation in üppigster Fülle. Nach allen Richtungen erblickte man hohe Mimosenbäume und in der Ferne große Waldungen. Alles prunkte im grünen Gewand und kam ihnen im Gegensatz zu der Wüste, die sie abends zuvor durchwandert hatten, wie ein Paradies vor. Als sie an den Ufern des Flusses anlangten, wurden sie von dem lebhaften Gesang der Vögel begrüßt, die ihre Morgenhymnen sangen. Das Vieh, welches nun seinen Durst gelöscht hatte, weidete ruhig im üppigen Gras.

»Wohl konnten der Psalmist und die Propheten von der

Schönheit der strömenden Flüsse sprechen«, sagte Alexander. »Wir fühlen jetzt die Wahrheit und Schönheit ihrer Sprache, und man möchte fast glauben, die heiligen Schriften seien in diesen Wildnissen abgefasst worden.«

»Wenn auch nicht gerade in diesen, so war es doch zuverlässig in denen des Morgenlandes der Fall, welche mit unserer Umgebung große Ähnlichkeit haben«, entgegnete Swinton. Ihr habt übrigens recht, wenn Ihr sagt, man könne die Schönheit ihrer Schriften nur dann völlig würdigen, wenn man durch ein ähnliches Land gezogen ist. Wir kennen nie den wahren Wert einer Sache, bis wir empfunden haben, was es heißt, ihrer beraubt zu sein, und in einem gemäßigten Klima, wo fast jedes Haus seinen Brunnen hat, vermag man unmöglich den Wert der »strömenden Flüsse« nach Gebühr anzuschlagen.«

Da nun die Khoikhoi gleichfalls angelangt waren, so wurde das Vieh wieder zu den Wagen zurück getrieben und eingespannt, um die ganze Karawane nach einem Platz bringen zu können, den sie sich für ihr Lager ausersehen hatten. Mittlerweile legten sich unsere Wanderer, die nach ihrem Nachtmarsch ermüdet waren, dicht an den Flussufern unter einem großen Mimosenbaum nieder.

»Wir werden natürlich einen oder zwei Tage hier bleiben«, sagte der Major.

»Ja, um des Viehs willen. Die armen Geschöpfe verdienen wohl ein paar Tage Ruhe.«

»Seht Ihr, wie auf der anderen Seite des Flusses die Mimosen ausgerissen sind?«, bemerkte Swinton. »Die Elefanten sind kürzlich in sehr großer Anzahl hier gewesen.«

»Warum reißen sie wohl diese Bäume aus?«, fragte Alexander.

»Es geschieht wegen der langen Wurzeln, die sehr süß sind. Auf diese Weise geht eine ungeheure Anzahl kleinerer Bäume zugrunde.«

»Wir müssen wohl noch einmal eine Elefantenjagd bestehen«, sagte der Major.

»Ich hoffe, wir haben hier die Wahl in den unterschiedlichsten Jagden«, entgegnete Swinton. »Wir sind jetzt in dem eigentlichen Paradies der wilden Tierwelt, und je weiter wir gehen, desto mehr werden wir finden.«

»Welch große Veränderung kann in diesem Land nicht eine einzige Tagereise bewirken!«, sagte Alexander. »Gestern Morgen noch ließ sich kein lebendes Wesen erblicken und alles war so stumm wie der Tod. Aber hört jetzt, welchen Lärm die Vögel machen, und was die wilden Bestien betrifft, so werden wir uns vermutlich nicht lange danach umzusehen haben.«

»Nein, denn dort ist eben ein Flusspferd aufgetaucht. Jetzt ist es wieder hinunter - mit einem einzigen Blick kann man Proviant für vierzehn Tage überschauen«, rief der Major.

»Wie sich die Pferde und Schafe gütlich tun -sie wollen sich für die verlorene Zeit schadlos halten. Doch da kommen die Wagen.«

»So will ich aufstehen und mein Departement verwalten«, sagte der Major. »Vermutlich haben wir wieder Besuche von unseren Freunden, den Löwen, zu gewärtigen.«

»Wo Löwenkost ist, muss man auch den Löwen erwarten, Major«, sagte Swinton.

»Sehr richtig, und auch Brennstoff, um ihn abzuhalten. Beiläufig, die Schildkrötensuppe zum Mittagessen nicht zu vergessen. Sagt es doch Mahomed.«

»Ich will dafür Sorge tragen«, entgegnete Alexander.

»Aber wir müssen auch etwas zum Frühstück haben, sobald ich mich am Fluss ein wenig gewaschen

habe. Ein Bad wäre mir noch lieber, aber ich habe Respekt vor den Flusspferden.«

»Ja, diese werdet Ihr so bald nicht vergessen«, entgegnete Swinton lachend.

»Gewiss nicht, solange ich einen Atem in meinem Leib habe, denn eine derartige Bestie hätte mir ihn ums Haar für immer genommen. Wollt Ihr mit mir gehen, Swinton, und an dem Flussufer Eure Toilette machen?«

»O ja, von Herzen gern, denn ich bin noch ganz vom Sand der Wüste bedeckt.«

Kapitel 18

Unsere Reisenden blieben diesen und den nächsten Tag ruhig liegen, denn die Pferde hatten so sehr Not gelitten, dass ihnen ein paar Rasttage durchaus notwendig waren. Auch tat es unseren Reisenden gleichfalls nicht leid, nach ihrer erschöpfenden Wanderung durch die Wüste ein wenig der Muße zu pflegen. Das Vieh erfreute sich der üppigen Weide. Obschon sich ganz in der Nähe die Spuren der Löwen blicken ließen, blieb die Karawane doch mit den Nachtbesuchen dieser Gäste verschont, weil es nicht an Brennstoff fehlte, um große Feuer zu unterhalten. Die Khoikhoi waren aufs Rekognoszieren ausgezogen und hatten in einer großen Ebene, die etwa eine Stunde entfernt lag, eine Menge Wild gefunden. Unsere Reisenden beschlossen daher, einige Tage an Ort und Stelle zu rasten, wenn sich nicht etwa die Tiere wegschüchtern ließen. Swanevelt hatte über den

Fluss gesetzt und brachte die Meldung, dass sich auf der anderen Seite eine große Elefantenherde befinde. Auch seien die Spuren des Nashorns auf beiden Seiten des Flusses zu erkennen.

Am dritten Morgen nach ihrer Ankunft an dem Vaal brachen sie, von den Khoikhoi begleitet, zu der bereits erwähnten Ebene auf. Sie ritten durch großartige Gruppen von Akazien- oder Kameldornbäumen, von denen viele mit den ungeheuren Nestern der geselligen Dickschnäbel bedeckt waren. Sowie sie in die Ebene hinabstiegen, bemerkten sie große Herden scheckiger Gnus, Quaggas und Antilopen, die das Land, soweit das Auge reichen konnte, bedeckten und in Massen hin und her zogen, bald sich vereinigend, bald sich trennend, sodass der ganze Grund zu leben schien.

»Ist dies nicht herrlich?«, rief der Major. »Ein solcher Anblick ist wohl all der Anstrengung wert, der wir uns unterzogen haben. Was würden sie in England sagen, wenn sie eine solche Szene mit ansehen könnten?«

»Es müssen ihrer Tausend und aber Tausende sein«, versetzte Alexander. »Sagt mir, Swinton, wie heißen jene schönen, purpurfarbigen Tiere?«

»Es sind die Purpur-Sessebeis«, versetzte Swinton, »eine der zierlichsten Antilopenarten.«

»Und jene rotgelben Tiere dort draußen?«

»Das sind die Quaggas. Ich möchte wohl, wenn es anginge, ein Weibchen davon besitzen.«

»Schaut!«, rief der Major. »Dort ist eine schöne Straußenherde. Wir wissen gar nicht, wo wir anfangen sollen. Kommt, wir haben die Szene lange genug betrachtet. Jetzt vorwärts, um sie zu verändern!« Sie ritten hinab und befanden

den sich bald in Schussweite, worauf die Büchsen ihr Werk begannen. Die Khoikhoi zündeten an verschiedenen Stellen Feuer an, und die Tiere, erschreckt durch das Knallen der Gewehre, flüchteten in alle Richtungen, sodass sich der Platz in eine einzige Staubwolke hüllte. Unsere

Reisenden setzten ihre Pferde in Galopp und kamen bald den Flüchtlingen wieder nach, da die große Anzahl die Geschwindigkeit derselben hemmte. Jeder Schuss tat seine Wirkung, denn es war kaum möglich, die Tiere zu verfehlen, und die Khoikhoi, welche zu Fuß nachfolgten, machten den Verwundeten vollends den Garaus. Endlich waren die Pferde zu ermüdet und atemlos, um weiter zu können, weshalb unsere Reisenden die Zügel anhielten.

»Das ist einmal eine Jagd gewesen, Alexander. Meint Ihr nicht?«, fragte der Major.

»Ja, in der Tat ein *grand battue* in großartigem Maßstab.«

»Es waren auch drei Tiere darunter, die Ihr nicht bemerkt habt«, entgegnete Swinton. »Sie standen aber zu weit weg, als dass wir hätten an sie kommen können, und so müssen wir denn ein anderes Mal auf sie abheben.«

»Was meint Ihr?«

»Drei Elen, die größte Antilopenart«, versetzte Swinton, »welche noch obendrein das beste Fleisch bietet. Sie sind bisweilen vorn neunzehn Faust hoch und wiegen nahezu zweitausend Pfund. Das Tier hat den Kopf einer Antilope, aber sein Leib ähnelt mehr dem eines Ochsen. Es hat herrliche gerade Hörner, die übrigens nicht gefährlich sind, und man kann das Elen leicht niederrennen, da es in der Regel zu fett ist, um vieler Anstrengung gewachsen zu sein.«

»Wir wollen ihm morgen auflauern«, sagte der Major. »Schaut, wie die Geier über uns hinweg schweben. Sie wis-

sen, dass es auf den Abend für sie Knochen abzunagen gibt.«

»Sie dürfen auf mehr als Knochen Rechnung machen«, versetzte Alexander, »denn was können wir mit so viel Fleisch anfangen? Wir hätten Mundvorrat für einen Monat, wenn er sich halten würde. Welche wunderbare Abwechslung bietet nicht die Tierwelt in diesem Land!«

»Ja, sie ist hier zusammengehäuft, weil das übrige Land infolge des Regenmangels als öde betrachtet werden kann. Aber im Bereich von acht oder neun Breitengraden nördlich vom Kap finden wir die größten und kleinsten Gebilde der Schöpfung - unter den Vögeln zum Beispiel den Strauß und den kleinen Baumläufer, unter den Säugetieren den Elefanten mit einem Gewicht von vierzig Zentnern und die schwarze gefleckte Maus, die kaum ein halbes Lot schwer ist. Wir haben die Giraffe mit siebzehn Fuß Höhe und die kleine Viverra, eine Art Wiesel von nur drei Zoll. Ich glaube, es sind bereits dreißig Antilopenspezies bekannt und beschrieben. Achtzehn davon kommen in diesem Land vor und zwar darunter die größte wie die kleinste Gattung, denn wir haben hier das Elen und die Zwergantilope, die nicht über sechs Zoll hoch ist. Auch sehen wir in Afrika die Übergangsglieder vieler Geschlechter, wie zum Beispiel das Elen und das Gnu, ferner den Elefanten, das Nashorn und Wilmots Freund, das Flusspferd, welche gewiss die massenhaftesten Tiere in der Schöpfung sind.«

Bremen kam nun heran, um zu sagen, dass er dicht am Fluss im Gebüsch unter einer Akaziengruppe ein Nashorn entdeckt habe. Der Major und Alexander erklärten, augenblicklich darauf Jagd machen zu wollen, aber Swinton riet ihnen zur Vorsicht, da der Angriff auf ein Rhinoceros eine

bedenkliche Sache sei, wenn sie sich nicht gehörig fern hielten. Sie ritten zu der Baumgruppe hinab, wo das Tier verborgen sein sollte, und sandten Bremens Rat zufolge die Hunde ab, um das Tier heraus zu hetzen. Der Major forderte Bremen, der zu Fuß war, auf, sich zu Omrah aufs Pferd zu setzen, damit er schneller fortkomme. Unsere Reisenden blieben auf einem freien Platz, etwa zweihundert Schritte von dem Gebüsch, wo das Nashorn versteckt lag. Die Khoikhoi waren gleichfalls nachgefolgt und hatten Befehl erhalten, um keinen Preis Feuer zu geben, bis sie ihre Posten eingenommen und die Hunde das Tier heraus getrieben hätten.

Sobald Bremen mit den Hunden eine Strecke voraus war, riet Swinton seinen Freunden, sie sollten absteigen und sich unter eine nahe Baumgruppe begeben, wo sie vor dem Tier verborgen waren. Sie riefen Omrah zu, er solle die Pferde unter seine Obhut nehmen, konnten aber seiner nicht ansichtig werden, weshalb sie die Tiere einem der Khoikhoi übergaben, damit er sie eine Strecke weit fortführe.

»Der Gesichtskreis des Nashorns ist so beschränkt«, bemerkte Swinton, »dass es nicht schwer ist, seinen ersten Angriffen auszuweichen. Aber im zweiten ist er in der Regel für das Manöver vorbereitet. Eine Kugel in die Schulter tut die beste Wirkung. Schaut, Bremen hat die Hunde getetzt.«

Das Bellen der Hunde, welches begann, sobald sie ins Gebüsch gedrungen waren, hatte nicht mehr denn eine Minute gewährt, als ein weibliches Nashorn von der schwarzen Varietät ans dem Dickicht brach, um die zurückweichenden Hunde zu verfolgen. Die Khoikhoi, welche an verschiedenen Stellen versteckt lagen, taten mehrere erfolglose

Schüsse. Das Tier aber lief weiter und wühlte, sich nach den Feinden nur sehend, mit seinen Hörnern den Boden auf. Endlich bemerkte es einen Khoikhoi, der sich aus einem Busch in der Nähe der Stelle, wo unsere Reisenden verborgen waren, zeigte. Das Nashorn schoss augenblicklich auf ihn zu, wurde aber in seinem Anlauf durch eine Kugel aus Alexanders Büchse auf die Knie gestreckt. Ohne Rücksicht auf Swintons Rufen, der zur Vorsicht aufforderte, weil das Tier noch nicht tot sei, eilten die Khoikhoi heraus und umringten es in der Entfernung von einigen Fuß. Aber es erhob sich wieder und machte einen wütenden Angriff auf Swanevelt, der nur mit knapper Not zu entkommen imstande war. Ein Schuss des Majors machte der Bestie den Garaus, und unsere Reisenden gingen nun auf die Stelle zu, wo das Tier lag, als mit einem Mal ein Schrei Omrahs, der neben dem Fluss stand, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie bemerkten, dass das Nashornmännchen, dessen Nähe sie nicht wahrgenommen hatten, aus demselben Versteck hervorbrach und auf sie zustürzte.

Alles ergriff augenblicklich die Flucht und viele der Khoikhoi ließen in ihrer Flucht die Muskete fallen. Glücklicherweise ließ ihnen die Entfernung von dem Versteck Zeit, sich im Dickicht zu verbergen, ehe das Tier herankommen konnte. Eine Kugel aus Swintons Büchse gab dem grimmigen Feind, der nun in seiner Wut die Erde aufwühlte und sich nach allen Seiten mit blitzenden Augen nach einem Opfer umsah, eine andere Richtung. In diesem Augenblick, als er noch immer zögernd umherschaute, zeigte sich zum Erstaunen der ganzen Partie Omrah offen auf der anderen Seite des Nashorns und schwenkte das rote Tuch, das er von seinem Kopf abgenommen hatte. Das Nashorn

war des Knaben kaum ansichtig geworden, als es wütend auf ihn zuschoss.

»Der Knabe ist verloren!«, rief Swinton.

Aber kaum waren die Worte seinem Munde entwischt, als zu ihrem Erstaunen das Nashorn verschwand und Omrah unter Bocksprüngen entzückt hinaus jubelte. Der Knabe war nämlich, als er unsere Reisenden verließ, zum Fluss hinuntergegangen und unterwegs mit seinem leichten Gewicht über eine Stelle weggekommen, in welcher er eine der tiefen Gruben erkannte, welche die Buschmänner zum Fang dieser Tiere auszuwählen pflegen. Nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Tatsache vollkommen überzeugt hatte, blieb er an der Seite derselben und hielt, während das Nashorn auf ihn zustürzte, die Grube zwischen sich und dem Tier. Er wollte es zum Angriff auf sich reizen, und der Erfolg zeigte, dass die Bestie nur vier Schritte von dem Knaben in die Grube fiel, die für sie gegraben war. Der Ausgang von Omrahs Plan erklärte die Sache mit einem Mal, und unsere Reisenden eilten nun nach dem Platz, wo das Nashorn gefangen war. Sie bemerkten nun, dass es sich an einem großen, in der Mitte der Grube aufgerichteten Pfahl aufgespießt hatte. Eine Kugel des Majors machte der Wut und dem Leben des Tieres ein Ende.

»In meinem Leben war ich nie so aufgeregt«, sagte Alexander. »Ich meinte, der Bube sei toll geworden und verlange durchaus ums Leben gebracht zu werden.«

»Mir erging es ebenso«, versetzte Swinton, »und doch hätte ich ihn besser kennen sollen. Ich denke, Major, wir haben für jetzt genug getan und können zur Karawane zurückkehren.«

»Ja, ich bin wohl zufrieden mit der Jagd des heutigen Ta-

ges. Auch fühle ich mich nicht wenig hungrig. Wir wollen es den Khoikhoi überlassen, so viel Wildbret nachzubringen wie sie können. Ihr habt doch Sorge getragen, ihnen wegen der Exemplare für Eure Sammlung die nötigen Weisungen zu geben, Swinton?«

»Ja, Bremen kennt die Tiere, die ich haben möchte, und ist danach aus. Omrah, lauf und sage jenem Burschen, er solle unsere Pferde bringen.«

»Wir haben heute ein großartiges Nachtessen«, sagte Alexander, als sie bei Tisch saßen. »Womit kann ich aufwarten? Mit Quagga, Seffebei oder Nashorn?«

»Danke schön«, versetzte der Major lachend, »ich möchte Euch um eine kleine Portion Rhinocerossteak bitten - doch recht saftig, wenn's beliebt.«

»Wie seltsam würde dies in Grosvenor-Square klingen!«

»Wenn man nicht etwa die Tiere in Richmond-Park schösse«, sagte Swinton.

»Unsere schuftigen Khoikhoi werden für heute Nacht kein Brennholz sammeln, wenn wir sie nicht dazu zwingen«, sprach der Major. »Sobald es einmal ans Vollstopfen geht, ist nichts mehr mit ihnen anzufangen.«

»Sehr wahr. Es ist daher am besten, wir lassen die Feuer anzünden. Rufe Bremen herbei, Omrah. Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Also, gute Nacht.«

Mit der Dämmerung des nächsten Morgens brachen sie, nachdem sie ein hastiges Mahl eingenommen hatten, wieder zu der Ebene auf. Swinton, der mit seinen Präparaten beschäftigt war, begleitete sie nicht. Als sie an dem Ort ihres Zieles anlangten, lag ein dichter Nebel auf der Ebene. Sie warteten eine Weile am südlichen Ende, damit sich die Tiere mehr zum Lager hinziehen mochten. Als endlich der

Nebel verschwand, entdeckten sie, dass die ganze Gegend, wie früher, mit wilden Tieren aller Art bedeckt war. Diesmal hatten sie es jedoch auf die Elen-Antilopen abgesehen, weshalb sie einige Zeit stehen blieben, um sich

unter den verschiedenen Tierarten, die in allen Richtungen umher zerstreut waren, die gewünschte Beute auszulesen. Endlich machte Omrah, dessen Augen weit schärfer waren als die der Khoikhoi, auf drei Tiere aufmerksam, die sich unter einem großen Akazienbaum befanden. Sie trabten augenblicklich in diese Richtung, während die verschiedenen Herden Quaggas, Gnus und Antilopen vor ihnen ausrissen und durch das Geklapper ihrer Hufe ein Getöse verursachten, dass man hätte glauben können, ein ganzes Kavallerieheer sei im Ansprenge begriffen. Die Elen-Antilopen verhielten sich ruhig, bis die Jäger nur noch dreihundert Schritte von ihnen abstanden. Dann aber fingen sie, trotz ihres schwerfälligen Aussehens, dermaßen zu galoppieren an, dass die Pferde weit hinter ihnen zurückblieben. Diese Geschwindigkeit war jedoch nicht nachhaltig, und der Major und Alexander fanden bald, dass sie ihnen wieder näher kamen. Die armen Tiere strengten sich vergeblich an. Ihre glatten Felle wurden zuerst blau und dann weiß von Schaum und Schweiß. Endlich aber sahen sie sich zum Stillstehen genötigt und wurden durch die Büchsen unserer Reisenden erlegt, welche sodann abstiegen und auf ihre Opfer zugingen.

»Welch herrliche Tiere!«, rief Alexander.

»Sie sind in der Tat ungemein groß«, sagte der Major.
»Betrachtet nur das schöne, edle Auge dieses sterbenden Tieres. Ist es nicht sprechend?«

»Ja, als ob es um Gnade flehte - das arme Geschöpf!«

»Na, sie sollen gut zu essen sein, und diese drei Tiere wiegen mehr als fünfzig Antilopen.«

»Mehr als fünfzig Springböcke jedenfalls. Aber was fangen wir jetzt an?«

»Wir wollen unsere Pferde verschnaufen lassen und dann sehen, ob wir nicht etwa auf neues Wild treffen.«

»In der Richtung jener Höhe sah ich zwei oder drei Antilopen von ganz anderer Art, als die Sessebeis und Quaggas. Wir wollen uns dahinziehen, sobald die Khoikhoi heraufgekommen sind und unsere Jagdbeute in Empfang genommen haben.«

»Will wohl Swinton eines dieser Geschöpfe für seine Sammlung präparieren?«

»Ich glaube nicht, denn sie sind so schwerfällig. Er sagt, wir werden sie auf unserem Zug in Menge finden, und er wollte die Wagen nicht eher mit einer Haut belästigen, bis wir das Vaal-Tal verlassen und den Rückweg antreten. He, Bremen und Omrah, kommt mit uns.«

Der Major und Alexander drehten sodann die Köpfe ihrer Pferde und ritten langsam auf die erwähnte Anhöhe zu, auf welcher noch immer im Gebüsch die vom Major beobachteten Antilopen sichtbar waren. Bremen sagte, er kenne die Tiere nicht, weshalb der Major nur um so ausdrücklich wünschte, eines derselben zu erlegen, um Swinton damit zu überraschen. Sobald sie sich auf etwa zweihundert Schritte dem Gebüsch, hinter dem sich die Antilopen befanden, genähert hatten, gab Henderson sein Pferd an Omrah und schlich sich vorsichtig allein näher, um zu einem guten Schuss zu kommen. Er erreichte das Gebüsch, ohne die Tiere zu beunruhigen, und die Zurückbleibenden beobachteten in großer Spannung seine Bewegungen, jeden Augen-

blick des Knalls gewärtig, als der Major plötzlich und in aller Eile zurückkehrte.

»Was gibt es?«, fragte Alexander.

»Genug, um einem für das ganze Leben den Atem zu nehmen«, versetzte der Major. »In meinem Leben

bin ich nie so erschrocken, wie eben jetzt. Ich wollte mich sacht Schritt für Schritt den Antilopen nähern, und war schon im Begriff, meine Büchse abzufeuern, als ich ungefähr drei oder vier Schritte vor mir etwas auf den Boden schlagen hörte. Wie ich niederschaute, bemerkte ich den Schwanz einer Löwin, die glücklicherweise ihren Kopf in eine andere Richtung hielt und so eifrig nach den Antilopen hinsah, dass sie meine Nähe nicht gewahr wurde. Ich schlug nun augenblicklich den Rückzug an, wie Ihr gesehen habt.«

»Nun, und was können wir jetzt tun?«

»Wartet eine kleine Weile, bis ich mich gesammelt habe«, sagte der Major, »und dann will ich an ihr Rache nehmen. Swinton ist nicht hier, um uns Klugheit zu predigen, und so will ich denn eine Löwenjagd abhalten.«

»Ich bin mit Leib und Seele dabei«, versetzte Alexander. »Bremen, wir wollen die Löwin angreifen.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Bremen, »aber dann wird es am besten sein, wir befolgen die Kap-Methode. Wir stellen die Pferde mit den Rücken gegen sie, und Omrah wird sie halten, während wir die Bestie angreifen. Ich denke, nur einer sollte Feuer geben, damit wir zwei Schüsse im Rückhalt haben.«

»Ihr habt recht, Bremen«, entgegnete Alexander. »Ihr und ich, wir beide wollen unsere Kugeln behalten, während der Major seine Büchse an ihr versucht.«

Mit einiger Schwierigkeit wurden die Pferde rücklings gegen das Gebüsch getrieben, bis der Major die Stelle, wo die Löwin lag, in ungefähr sechzig Schritt Entfernung unterscheiden konnte. Das Tier schien noch immer mit dem Wild beschäftigt zu sein und seine Gelegenheit zum Sprung zu erlauern, denn Schwanz und Hinterteil waren unseren Jägern zugekehrt. Der Major gab Feuer, und das Tier stürzte in lautem Gebrüll davon, während die Antilopen mit Windeseile flüchteten. Das Gebrüll der Löwin wurde übrigens von der anderen Seite des Gebüsches her durch ein tiefes Grollen beantwortet. Unmittelbar darauf schoss ein männlicher Löwe heraus, der von den Büschen aus in großen Sprüngen über die Ebene hin zu einem kleinen Mimosenhain setzte, welcher ein paar tausend Schritte entfernt lag.

»Welch ein herrliches Tier«, sagte Alexander. »Seht nur seine schwarze Mähne an, mit der er fast den Boden fegt.«

»Wir müssen ihn haben«, rief der Major, auf sein Pferd springend.

Alexander, Bremen und Omrah taten das Gleiche, worauf sie dem Löwen folgten. Dieser stand kampfbereit unter den Mimosen und maß die Stärke seiner Feinde, indem er ihnen höchst edel und ausdrucksvoll die Stirn bot. Es schien jedoch, als gefalle ihm ihr Aussehen nicht oder sei er mit seiner eigenen Stellung nicht zufrieden, denn während sie vorrückten, zog er sich zurück und fasste Posten auf einem nahe gelegenen Fels, dessen Vorderseite dicht mit niedrigen Dornbüschen bestreut war. Die Akazienbüsche dehnten sich ungefähr auf zweihundert Schritte von der Stelle aus, wo der Löwe stand, der nun voll Verachtung auf das herannahende Häuflein blickte und im stolzen Gefühl sei-

ner eigenen Kraft seine Gegner herauszufordern schien.

Sie stiegen, sobald sie an den Dornbüschen angelangt waren, von ihren Pferden, und der Major feuerte. Die Kugel traf hinter dem Löwen, der mit zornigem Knurren antwortete, den Fels. Henderson nahm hierauf Omrah sein zweites Gewehr ab, und gab abermals Feuer, aber ohne Erfolg, da die Kugel vor den Füßen des Tieres einschlug. Daraufhin schüttelte der Löwe seine Mähne, brüllte zornig und bekundete durch das Funkeln seiner Augen und durch das ungeduldige Peitschen seines Schwanzes, dass er bald als Angreifer handeln werde.

»Ladet Eure beiden Büchsen wieder«, sagte Alexander, »und lasst mich einen Schuss tun, Major.«

Sobald der Major seine Gewehre wieder geladen hatte, nahm Alexander sein Ziel und gab Feuer. Die Kugel zerschmetterte die Vordertatze des Löwen, welche er mit einer Donnerstimme erhob, und in demselben Augenblick stürzte das Tier von dem Felsen zu der Stelle nieder, wo unsere Jäger standen.

»Jetzt ein sicheres Ziel«, rief der Major Bremen zu, indem er zugleich Alexander seine zweite Büchse übergab.

Das Rascheln des zornigen Tiers durch die Dornbüsche kam immer näher, und die Jäger standen auf den Angriff gefasst. Endlich sprang der Löwe mit borstender Mähne und gestrecktem Schwanz heraus, während seine Augen von Wut und Rachsucht funkelten. Er kam auf dem Hinterteil eines der Pferde nieder, welches augenblicklich Reißaus nahm, den kleinen Omrah umwarf und ihn eine Strecke weit schleppte. Der Umstand, dass eine der Löwentatzen durchschossen war, gab Anlass, dass das Tier an der Seite des Pferds wieder herunterrutschte. Es blieb daher auf dem

Boden und schickte sich zu einem zweiten Sprung an, als es von Bremen, der hinten stand, einen Schuss in den Rücken erhielt. Mit einem abermaligen furchtbaren Gebrüll versuchte der Löwe auf den Major loszustürzen, der mit seiner Büchse zu dessen Empfang bereitstand. Aber Bremens Kugel war durch die Wirbelsäule gegangen und hatte die hinteren Extremitäten des Tieres gelähmt. Seine Bemühungen waren deshalb vergeblich, und nachdem er zum zweiten und dritten Mal den Vorderleib erhoben hatte, sank er wieder zusammen. Jetzt bohrte sich die Kugel des Majors ihm ins Gehirn. Das edle Tier sank nieder, biss die Zähne in die Erde, scharrte mit den Klauen des unverwundeten Beines den Boden auf und tat nach einigen Sekunden seinen letzten Atemzug.

»Ich bin froh, dass es vorüber ist, Alexander«, sagte der Major, »denn die Sache war doch fast zu aufregend, um angenehm zu sein.«

»Ihr habt recht, der Augenblick war beklemmend genug«, entgegnete Alexander. »Welch ein ungeheures Tier, ich habe noch nie eine so prächtige Haut gesehen.«

„Sie ist kriegsrechtlich Euer Eigentum«, sagte der Major.

»Nein«, versetzte Alexander, »denn Ihr habt ihm den Gnadenstoß gegeben.«

»Aber wenn Ihr ihm nicht das Bein zerschossen hättet, so dürfte er wohl einigen von uns den Gnadenstoß gegeben haben. Nein, nein, die Haut gehört Euch. Doch die Pferde sind ledig geworden, und wir können nicht nach den Khoikhoi schicken. Sie haben sich von Omrah losgerissen. Dort kommt er mit seinem in Fetzen zerrissenen Hemd zurück.«

»Verlasst Euch darauf, Sir«, bemerkte Bremen, »die Leute

werden die Pferde schon einfangen und sie hierher bringen. Sie können dann auch dem Tier die Haut abziehen.«

»Na, wenn das Fell des Löwen mir gehören soll, so muss ich auch das der Löwin haben, Major. Wir müssen die Jagd des heutigen Tages damit schließen, dass wir sie zwingen, ihrem Herrn Gemahl zu folgen.«

»Von Herzen gern.«

»Wartet lieber, bis die Leute mit den Pferden zurückkommen, Sir«, sagte Bremen. »Drei Büchsen sind zu wenig, um einen Löwen anzugreifen ... die Gefahr wäre zu groß.«

»Bremen hat recht, Alexander. Wir dürfen uns nicht wieder so bloßstellen. Verlasst Euch darauf, wenn die Tatze des Tiers nicht zerschmettert gewesen wäre, würde uns der Sieg nicht so leicht geworden sein. Wir wollen uns ruhig setzen, bis die Leute herauskommen.«

Nach ungefähr einer halben Stunde machten, wie Bremen vermutet hatte, die Khoikhoi, welche aus den ledigen Pferden den Schluss zogen, dass etwas vorgefallen sein müsse, auf die Tiere Jagd, fingen sie ein und brachten sie in die Richtung, in welche sie unsere Reisenden hatten reiten sehen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie bemerkten, dass so wenig Leute einen Löwen anzugreifen gewagt hatten und außerdem vorbereitet waren, auch der Löwin zu Leibe zu gehen. Da sie drei der Hunde mitgebracht hatten, so wurde beschlossen, sie in das Gebüsch zu hetzen, in welchem die Löwin gelegen hatte, als der Major auf sie Feuer gab. Die Jäger verließen daher vorderhand den Löwen und machten sich zum Dickicht auf, um zu entdecken, wo sich das zweite Tier befand.

Die Hunde konnten die Löwin im Gebüsch nicht auffinden, und es war augenscheinlich, dass sie sich zu einem an-

deren Platz zurückgezogen hatte. Swanevelt, der ein alter Löwenjäger war, gab nun seine Ansicht dahin ab, sie werde wahrscheinlich in der Nähe der Stelle zu finden sein, wo der Löwe erlegt wurde. Sie begaben sich daher in diese Richtung und fanden das Tier unter der Mimosengruppe, nach welcher sich der Löwe anfänglich zurückgezogen hatte. Man wollte die frühere Maßregel wieder in Anwendung bringen und die Pferde vorstellen. Die Tiere waren jedoch durch den Angriff des Löwen zu sehr eingeschüchtert worden, um sich dazu bewegen zu lassen. Sie bäumten sich auf und schlugen in einer Weise aus, dass es nur schwer hielt, ihr Losreißen zu verhindern, weshalb man nötig fand, diesen Plan aufzugeben und auf die eigene Stärke zu bauen. Die Khoikhoi umzingelten die Baumgruppe, und die Hunde wurden hinein gehetzt, stürzten aber da und dort wieder vor den Tatzen der Löwin zurück. Die Khoikhoi schossen auf Geratewohl ihre Gewehre ab. Die Salven wurden durch ein lautes Gebrüll beantwortet, ohne dass übrigens die Löwin sich blicken ließ. In dieser Weise verging eine halbe Stunde.

Endlich bemerkte Swanevelt sie auf der einen Seite des Dickichts und tat einen wirksamen Schuss, denn das Tier brüllte laut auf und stürzte heraus, ohne übrigens einen Angriff zu versuchen, da es ihm augenscheinlich bloss ums Entkommen zu tun war. Eine volle Salve donnerte ihr nach. Eine Kugel schien gut getroffen zu haben, denn sie ließ den Kopf zu Boden sinken und überpurzelte, richtete sich aber alsbald wieder auf und eilte dem Gebüsch zu, wo man sie zuerst entdeckt hatte.

»Jedenfalls ist sie diesmal tüchtig getroffen worden«, bemerkte der Major.

»Ja, Sir«, versetzte Bremen, »der Schuss war tödlich, möchte ich glauben. Sie ist aber noch nicht tot und kann uns noch viel zu schaffen machen.«

Sie folgten dem flüchtigen Tiere, so schnell sie konnten, zu Fuß, und die Hunde waren bald wieder darüber her. Die Löwin fuhr fort, zu brüllen. Der Ton kam stets von derselben Stelle, sodass man annehmen konnte, sie müsse schwer verwundet sein. Alexander und der Major hatten ihre Schüsse zurückgehalten und näherten sich nun dem Platz, wo die Hunde nicht zwanzig Schritte von dem Dickicht bellten. Ein abermaliges Gebrüll erscholl. Plötzlich stürzte der Körper der Löwin durch die Luft und auf sie zu. Er fuhr jedoch zwischen ihnen durch. Als das Tier den Boden erreichte, fiel es tot auf die Seite. Es war seine letzte Kraftanstrengung gewesen, und die Löwin war in dem Versuch gestorben. Alexander und der Major, die ihr Feuer bereitgehalten hatten, ließen ihre Büchsen nieder, sobald sie bemerkten, dass ihre Gegnerin tot war.

»Ich muss in der Tat sagen«, bemerkte der Major, »dass ich, als ich zum ersten Mal ihren Schwanz sah, weit mehr erschrak, als eben jetzt über ihren Sprung. Die Überraschung hatte mich damals ganz betäubt.«

»Ich zweifle nicht daran. Sie ist ein sehr großes Tier und wird ein schönes Seitenstück zu dem Löwen abgeben. Wenn wir am Leben bleiben und wieder wohlbehalten nach England kommen, so will ich die ausgestopften Exemplare in dem gleichen Kasten nebeneinander aufstellen.«

»Wir wollen hoffen, dass Ihr dazu imstande seid und dass ich kommen kann, um sie zu sehen«, versetzte der Major.

»Das soll mich ungemein freuen, mein lieber Freund. Ich

bin ganz entzückt, dass es uns gelang, diese beiden Bestien zu töten, ohne dass Swinton bei uns war, denn er würde uns überredet haben, sie ungeschoren zu lassen.«

»Und hätte auch ganz recht gehabt«, entgegnete der Major. »Wir sind zwei unartige Jungen und werden tüchtig geschmäht werden, wenn wir zurückkommen.«

»Ich denke, wir könnten dies sogleich tun, denn für heute haben wir bereits genug Jagd gehabt.«

»In der Tat genug«, erwiderte der Major, aufs Pferd steigend, »um unser ganzes Leben lang davon sprechen zu können. Wir wollen jetzt zu den Wagen galoppieren und von unseren heutigen Großtaten nichts sagen, bis die Khoikhoi die Löwenfelle bringen.

Kapitel 19

»Nun, wie ist es Euch auf Eurer Jagd gegangen?«, lautete Swintons erste Frage, als Alexander und der Major zum Lager zurückkehrten.

Der Letztere erwiderte: »Ziemlich gut! Wir sahen eine Antilopenart, die uns ganz neu war, und gaben uns alle Mühe, ein Stück davon zu schießen, wurden aber durch das unerwartete Zusammentreffen mit einer Löwin daran gehindert.«

Der Major berichtete sodann, wie er den Schwanz der Löwin gesehen und wie er sich hastig zurückgezogen hatte.

»Es freut mich zu hören, dass Ihr so klug wart, denn es wäre eine sehr übereilte Handlung gewesen, mit nur drei Büchsen eine Löwin anzugreifen. Die Antilopen sind also entkommen?«

»Ja, aber wir haben die Elen, die Ihr für eine so gute Kost erklärt habt. Bleiben wir noch länger hier oder ziehen wir flussaufwärts weiter?«

»Die Entscheidung dieser Frage müsst Ihr Wilmot überlassen«, entgegnete Swinton.

»Haltet es ganz nach Eurem Belieben«, sagte Alexander. »Dem Vernehmen nach soll übrigens das Wild immer reichlicher werden, je weiter wir nach Norden kommen.«

»Ja«, versetzte der Major, »und wir werden mit der Giraffe zusammentreffen, deren Erlegung jetzt das große Ziel meines Ehrgeizes ist. Ich habe Nashörner und Elefanten geschossen, aber jetzt muss ich auch eine Giraffe haben. Die ersteren Tiere finde ich auch in Indien, während die Letztere nur in diesem Land anzutreffen ist.«

»Und wenn Ihr wieder mit Euren Freunden in Indien zusammenkommt, möchtet Ihr ihnen sagen können, Ihr hättet etwas geschossen, dessen sie sich nicht rühmen können?«

»Allerdings, denn wozu sollte man auch so weit reifen, wenn man nach der Heimkehr nicht mit etwas dicke tun kann? Sage ich ihnen, ich habe Nashörner und Elefanten erlegt, so antworten sie mir: ›Wir auch!‹ Die Giraffe aber wird sie zum Schweigen bringen. Bemerkt Ihr nicht, Swinton, dass ich dann der Meister des Feldes bleibe? Doch da kommen die Khoikhoi mit unserem Wild. Lasst Eure Präparate für eine Weile liegen und seht, was wir für eine Morgenjagd gemacht haben.«

Swinton legte die Sessebei-Haut, die er eben reinigte, beiseite und begab sich mit seinen beiden Freunden zu der Stelle, wo die Leute versammelt waren, fühlte sich aber nicht wenig überrascht, als er die Häute und Kinnbacken des Löwen und der Löwin sah. Noch mehr erstaunte er, als

ihm der Major berichtete, in welcher Weise sie die Tiere gemeistert hatten.

»Ihr habt Euch großer Gefahr ausgesetzt«, bemerkte er, »und ich bin froh, dass Ihr so gut weggekommen seid. Ihr habt recht, wenn Ihr sagt, ich würde den Versuch ausgerechnet haben. Ihr seid wie ein paar kleine Jungen, welche die Abwesenheit ihres Hofmeisters benutzt haben, um Unfug zu treiben. Ich bin übrigens froh, dass es geschehen ist, denn jetzt kann ich doch hoffen, Euer Wunsch, einen Löwen zu schießen, werde Euch nicht mehr in unnötige Gefahr stürzen.«

»Nein gewiss nicht«, versetzte Alexander, »denn wenn man einmal das Kunststück vollbracht hat und dabei erfahren musste, wie schlimm es ausfallen könnte, so lernt man von selbst, fernerhin klug zu sein.«

»Weiter verlange ich nichts von Euch«, sagte Swinton, »denn ich würde mich unglücklich fühlen, wenn wir drei nicht samt und sonders wohlbehalten zum Kap zurückkehrten. Ich habe nie schönere Löwenhäute gesehen. Ich will sie für Euch zubereiten, dass Ihr sie bei Eurer Ankunft auf dem Kap in guter Ordnung findet.«

Wie gewöhnlich weihten die Khoikhoi ihren Nachmittag einer Fresserei - denn so muss man es wohl nennen, da sie so viel in sich hineinstopften, wie sie nur durch ihre Kehle hinunterbringen konnten. Unsere Reisenden fanden das Fleisch des Elens vortrefflich. Auch war weit mehr vorhanden, wie sie möglicherweise verzehren konnten. Die Khoikhoi durften nur eine gewisse Menge ins Lager bringen, damit durch den Geruch die wilden Tiere nicht herangelockt würden, denn wenn man sie hätte gewähren lassen, würden sie alles hereingeschleppt haben, obwohl sie es nie ver-

zehren konnten. Abends wurden die Ochsen zusammengetrieben und Feuer angemacht. Die Nacht verlief ruhig.

Mit Tagesanbruch ließen sie das Vieh ein paar Stunden weiden, spannten es dann ein und setzten ihre Reise fort, indem sie sich so nah wie möglich an die Ufer des Flusses hielten. Sie sahen viele Flussochsen die schnaubend für einen Augenblick aus dem Wasser auftauchten, achteten aber nicht darauf, da sie das übrige Wild nicht stören wollten. Unterwegs fesselte die Mannigfaltigkeit der blühenden Blumen Alexanders Aufmerksamkeit.

»Erinnert diese Ebene nicht an einen türkischen Teppich, Major?«, sagte er. »Welch bunter Farbenwechsel!«

»Ja, aber so herrlich sie sich auch ausnehmen, sind doch alle geruchlos«, bemerkte der Major. »Ein einziges bescheidenes englisches Veilchen ist mir lieber, als sie alle zusammen.«

»Ich bin mit Euch einverstanden«, versetzte Swinton, »aber dennoch müsst Ihr zugeben, dass dieses Land über alle Beschreibung schön ist. Die Naturwiesen prunken von den mannigfaltigsten Blumen und finden eine liebliche Abwechslung in den Baumgruppen und Wäldern! Betrachtet diese Aloen mit der Fülle ihrer korallroten Blüten - was würde man wohl in England zahlen, wenn man sie nur zu sehen bekäme? Und die Scharlach- und Lilafarben der Klatschrosen- und Amaryllis-Arten! Auch seid Ihr im Irrtum, wenn Ihr glaubt, dass in diesem bunten Parterre kein Geruch vorhanden sei. Die Schlingpflanzen, die an jenen stattlichen Bäumen hinaufkriechen, verbreiten einen sehr lieblichen Duft, und wie malerisch winden sich nicht jene Reben um die Mimosen. Ich kann mir kaum denken, dass der Garten von Eden schöner ausgesehen habe.«

»Die Ähnlichkeit erstreckt sich auch noch weiter«, entgegnete der Major lachend, »denn die Schlange ist darin.«

»Ihr habt allerdings recht«, versetzte Swinton.

»Und ein wahres Vergnügen ist nicht ohne Sicherheit denkbar. Wenn ich immer auf der Hut sein und meine Augen nach allen Richtungen schweifen lassen muss, damit ich nicht auf eine Puff-Otter trete oder einer schießenden Cobra Capella begegne, so kann mir die Betrachtung dieser buntfarbigen Blumen, welche dergleichen Gewürm verbirgt, kein sonderliches Vergnügen gewähren. Wie zuvor gesagt, ich lobe mir die Veilchen und die Rosen Englands, die ich in Sicherheit pflücken und beriechen kann.«

»Ich bin mit Euch einverstanden, Major«, sagte Alexander. »Aber«, fuhr er lachend fort, »wir müssen dem Naturforscher etwas zugute stellen. Eine Puff-Otter hat einen Reiz für ihn, weil sie seine zoologische Sammlung vermehrt, und die Blumen betrachtet er als Botaniker. Er freut sich, sein Herbarium vergrößern und seinen Wagen mit Samen und Zwiebeln beladen zu können. Ebenso gut könntet Ihr es einem Landwirt verdenken, wenn er sich über eine reiche Ernte freut.«

»Oder sich selbst, dass er so entzückt ist über die vielen und verschiedenen Tiere, die von seiner Büchse fallen«, entgegnete Swinton lächelnd.

Bremen kam nun heran, um ihnen die Meldung zu machen, dass er in östlicher Richtung einen Haufen Leute entdeckt habe, die dem Anschein nach einen Wagen mit sich führten. Die Unterstützung durch die Teleskope ergab, dass dies wirklich der Fall war. Unsere Reisenden wandten daher ihre Pferde, um sich zu überzeugen, mit wem sie es zu tun hätten, und ließen die Karawane an den Ufern des

Flusses weiterziehen. Nach einer Stunde waren sie in die Nähe der Fremden gekommen, und Swinton erkannte in ihnen augenblicklich Griqua oder die Mischlingsrasse aus Europäern und Khoikhoi. Natürlich fand die freundschaftlichste Begegnung statt, und die Griqua sagten, sie seien herausgekommen, nur Elefanten, Elen und andere Tiere zu jagen - Erstere wegen ihres Elfenbeins, Letztere wegen ihres Fleisches. Der Wagen, ein sehr alter Rumpelkarren, war mit Fleisch beladen, das sie in lange Streifen zerschnitten und zum Trocknen ausgehängt hatten. Auch führten sie bereits viele Zentner Elfenbein mit sich. Sobald unsere Reisenden den Griqua mitgeteilt hatten, wohin sie zogen, erklärten die Griqua, sie würden abends ihren Wagen nachbringen und bei ihnen Lager schlagen. Alexander und seine Partie kehrten hierauf zur Karawane zurück.

Die Griqua langten versprochenermaßen spät am Nachmittag an. Sie bestanden aus sechzehn rüstigen Leuten und waren mit den langen Gewehren, wie sie die holländischen Buren zu führen pflegen, bewaffnet. Ihrer Aussage nach waren sie schon vor zwei Monaten von Griqua-Stadt ausgezogen und dachten nun an eine baldige Heimkehr, da ihr Wagen bereits seine volle Last hatte. Der Major gab nun an, dass er eine Giraffenjagd beabsichtigt, und erfuhr von den Griqua, er werde die Tiere südlich vom Vaal-Fluss treffen. Sie müssten daher zum Gebiet des Königs Moselikatsi übersetzen, der nördlich vom Fluss über das Bedschuana-Land herrsche. Es sei übrigens sehr gefährlich, ohne seine Erlaubnis diesen Versuch zu machen. Ja man sei nicht einmal sicher, wenn man sie eingeholt habe.

»Wisst Ihr etwas von diesem Mann, Swinton?«

»Ja, ich habe von ihm gehört, wusste aber nicht, dass er

seine Eroberungen bis an den Vaal-Fluss herunter ausgedehnt hat.«

»Wer ist er?«

»Ihr habt von Chaka, dem König der Zulus gehört, der das ganze Land im Osten bis Port Natal bezwang?«

»Ja«, versetzte Alexander. »Wir haben von ihm gehört.«

»Moselikatsi war ein Häuptling über zwei oder drei Stämme, welcher, als ihn seine Feinde schwer bedrängten, zu Chaka seine Zuflucht nahm und einer seiner ersten Kriegshäuptlinge wurde. Nach einiger Zeit kriegte er wegen Verteilung erbeuteten Viehs mit Chaka Streit, und da er wohl wusste, dass er von dem Tyrannen keine Gnade zu erwarten hatte, so empörte er sich mit einer großen Macht gegen denselben und zog sich zum Bedschuana-Land zurück. Hier besiegte er alle Stämme, verleibte sie seinem eigenen Heer ein und wurde allmählich so furchtbar wie Chaka selbst. Bei Organisation seiner Arme folgte er ganz Chakas Plänen und wurde dadurch zu einem sehr mächtigen Monarchen. Auch sagt man von ihm, er sei ein fast ebenso großer Tyrann und Despot, wie Chaka es gewesen war. Ich glaube die Griqua haben recht, wenn sie sagen, es dürfte gefährlich sein, ohne Erlaubnis durch seine Besitzungen zu ziehen.«

»Wenn wir ihm aber einen Boten schicken und Geschenke überreichen lassen, so wird er wohl keine Schwierigkeiten erheben?«, bemerkte Alexander.

»Vielleicht nicht - es sei denn, dass unsere Karawane seine Habgier reize. Dies könnte ihn bewegen, uns aufzuhalten und sich des Inhalts unserer Wagen zu bemächtigen. Es wird übrigens am zweckmäßigsten sein, diese Fragen den Griqua vorzulegen, welche sie wahrscheinlich am besten

beantworten können.«

Die Griqua wurden nun befragt und erwiderten, man könne die Sache am besten so angreifen, wenn man eine Gesandtschaft nach der Hauptstadt der Metebili, wo Moselikatsi sich aufhalte, schicke und die Erlaubnis, im Land zu jagen, nachsucht. Zugleich solle man den Monarchen bitten, einige seiner Hauptleute zu senden, damit sie die dem König zugedachten Geschenke in Empfang nähmen. Die Antwort werde nicht lange ausbleiben, denn es sei bloß nötig, an einem der vorgeschobenen Posten dem nächstbesten Offizier von Moselikatsis Heer die Bitte vorzutragen. Dieser werde augenblicklich einen Eingeborenen mit der Botschaft abschicken und die Antwort weit früher zurückbringen, als wenn sie selbst dieselbe einholen wollten. Bremen und drei andere Khoikhoi erboten sich zur Besorgung dieses Auftrages, im Falle es unseren Reisenden so genehm wäre. Diese erhoben jedoch keine Einwendung und die Boten stiegen nachmittags auf ihre Pferde, um über den Fluss zu setzen. Dem Rat der Griqua zufolge wurde das Lager wegen der Löwen nach einer Stelle verlegt, die sich eine starke halbe Stunde weiter oben am Fluss befand.

Das Wetter drohte nun mit einem Wechsel und Massen von Wolken sammelten sich, die sich aber wieder zerstreuten. Am anderen Tag sah der Himmel noch drohender aus. Der Donner rollte fern über dem Gebirge und Blitze zuckten in allen Richtungen. Der Regen aber, wenn anders welcher fiel, erstreckte sich nur bis an die nächsten Berge. Bald blies der Wind so stark, dass es wohl der starken Wagendecken bedurfte, um ihm Widerstand zu leisten, und sie fanden es schwer, nachts ihre Feuer brennend zu erhalten. Sie hatten sich in einer weiten, mit hohem Gras bedeckten Ebe-

ne gelagert, wo es von Elen und anderen Antilopenarten wimmelte, und blieben fünf Tage an Ort und Stelle, um die Antwort des Königs der Metebili abzuwarten. Während dieser Frist gingen sie jeden Tag auf die Jagd, um sich mit Wildbret zu versehen. Am Sonntag, nachdem sie wie gewöhnlich den Gottesdienst verrichtet hatten, bemerkten sie windwärts einen dichten Rauch, der, da der Wind frisch war, bald zu ihnen herankam und sie sehr belästigte.

Swanevelt gab an, das hohe Gras sei auf eine oder die andere Weise in Brand geraten, und da das Feuer zu dem Lager herunterzukommen drohe, so seien die Khoikhoi und Griqua beschäftigt, eine Strecke umher vom Gras zu befreien. Nachdem sie dies getan hatten, gingen sie einige hundert Schritte gegen den Wind und zündeten an mehreren Plätzen Feuer an, sodass das Gras schnell bis zu dem gelichteten Raum abbrannte, worauf das Feuer erlosch. Diese Maßregel war sehr notwendig gewesen, wie der Erfolg lehrte, denn mit dem Einbruch der Nacht stand die ganze Gegend auf Stunden hin in Brand, und der Wind trug die Flamme rasch nach dem Lager hinunter.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und die Dunkelheit der Nacht ließ die Flammen noch lebhafter erscheinen. Der Wind trieb sie unter lautem, prasselndem Getöse weiter. Das Feuer fegte über den wellenförmigen Grund dahin, bald sich hebend, bald in dem Eintiefungen verschwindend, sodass die ganze Landschaft meilenweit erhellt war.

Während unsere Reisenden zusahen, wie die Flammen fortschritten, und da oder dort eine erschreckte Antilope, gleich einer schwarzen Gestalt in dem Schattenspiel, von ihrem Lager aussprang, brach plötzlich das Gewitter los, und der Regen schoss, von großen Hagelkörnern, Donner

und Blitz begleitet, in Strömen nieder. Der Wind ließ nach, und mit dem ersten Losbrechen des Gewitters folgte dem Prasseln der Flammen eine totenartige Stille. Eine wahre Sintflut stürzte hernieder, und im Nu war jeder Funken des Brandes erloschen.

Die tiefe Finsternis wurde nicht einmal durch ein einziges Sternlein unterbrochen.

Der andere Morgen war hell und klar. Nach dem Frühstück bemerkten unsere Reisenden die Khoikhoi, welche sie an Moselikatsi abgeschickt hatten, in Begleitung von drei Eingeborenen auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses. Die Boten setzten über den Strom und trafen bald im Lager ein. Die drei Metebili waren große kräftige Männer, gut gebaut, und mit regelmäßigen Gesichtszügen. Ihr Haar hatten sie geschoren und über dem Skalp befand sich ein ovaler Ring. Die Läppchen ihrer linken Ohren aber waren durch so große Löcher durchbohrt, dass ein kleiner Flaschenkürbis darin stecken konnte, welche sie als Schnupftabakdose brauchten. Ihr Anzug bestand aus Katzenfellstreifen, die von einem Gürtel niederhingen, und in der Hand trug jeder zwei Wurfspieße und eine knotige Keule, die gleichfalls als Wurfaffen dienen.

Unsere Reisenden hießen sie herzlich willkommen, setzten ihnen eine schöne Portion Elensteak vor und füllten ihre Dosen mit Schnupftabak. Sobald sie mit dem Essen fertig waren und viel Tabak in ihre Nasenlöcher hinaufgeschnuppert hatten, erklärten sie durch den Mund der Griqua, welche ihre Sprache verstanden, dass sie von dem größten Monarchen der Welt, Moselikatsi kämen. Derselbe verlange zu wissen, wer die Fremden wären, was sie von ihm wollten und was für Geschenke sie ihm gebracht hät-

ten.

Swinton, der das Amt des Sprechers übernahm, entgegnete, sie seien Jäger und keine Handelsleute. Ihre Absicht bestehe darin, die Wunder des Landes zu sehen, das einem so großen Monarchen gehöre, und weil sie vernommen hätten, Se. Majestät habe in Hochdero Landen Tiere, die sich anderswo nicht finden ließen, so erbäten sie sich die Erlaubnis, einige davon zu töten, um nach ihrer Rückkehr zu ihrem eigenen Volk zeigen zu können, wie wundervoll das Land sei, das einem so großen König gehöre. Sie hatten Glasperlen, Kupferdraht, Messer, Zündbüchsen, Schnupf- und Rauchtabak mitgebracht, und von alledem wollten sie dem großen Monarchen ein Geschenk machen - den einen Teil, sobald sie die Erlaubnis erhalten hätten, sein Gebiet zu betreten, den anderen, wenn sie im Begriff seien, dasselbe wieder zu verlassen. Von den gedachten Artikeln wurde nun ein hübscher Vorrat herbeigeholt, und die Boten des Königs musterten denselben mit einigem Erstaunen. Dann erklärten sie, ihr König werde sich sehr freuen, wenn er alle diese Dinge sehe, und habe sie aufgefordert, den Reisenden zu sagen, sie könnten ohne Gefahr in seine Besitzungen kommen und nach Gutdünken Tiere schießen. Se. Majestät habe einem von ihnen aufgetragen, bei der Partie zu bleiben, und sobald Moselikatsi sein Geschenk erhalten habe, werde er einen Häuptling schicken, welcher für die Sicherheit der Wanderer verantwortlich sein werde. Die Metebili packten sodann die Geschenke zusammen, und zwei derselben brachen auf, um in voller Hast wieder zu dem König zurückzukehren. Der Dritte, welcher zurückblieb, erklärte, die Jäger könnten über den Fluss setzen und das Metebili-Land betreten, sobald es ihnen gefalle.

Es folgte nun eine Beratung des Inhalts, ob sie mit ihrer ganzen Macht übersetzen sollten oder nicht. Die Metebili hatten unseren Reisenden mitgeteilt, dass sie nach drei Tagesreisen auf die ersehnten Giraffen treffen würden. Da jedoch von dem Übergang über den Fluss einige Gefahr zu besorgen stand und sein Wasser werde sich bald heben, so handelte sich es, außerdem aller Grund zu der Annahme vorhanden war, um die Frage, ob es ratsam sein dürfte, auch nur einen einzigen Wagen mitzunehmen. Man holte die Ansicht der Griqua ein und beschloss endlich, nur Alexanders Wagen mit fünfzehn Ochsenpaaren mitzunehmen. Auch sollten einige der Griqua, Swanevelt, Omrah und Mahomed mitziehen. Bremen und die Khoikhoi dagegen erhielten die Weisung, bei den anderen drei Wagen und den übrigen Griqua zu bleiben, bis unsere Reisenden zurückkehren würden. Diese Anordnung war den Khoikhoi durchaus nicht unangenehm, da sie keine sonderliche Lust hatten, dieses Metebili-Land zu betreten. Auch fühlten sie sich an ihrem gegenwärtigen Standquartier behaglich genug, da sie reichlich mit gutem Fleisch vorgesehen waren. Alexanders Wagen wurde daher mit Bettzeug und sonstigen Artikeln, die sie brauchen konnten, geladen, alles Übrige aber in den anderen Wagen untergebracht. Sie wählten die besten Ochsen und acht der flüchtigsten Pferde aus. Dann fragte man die Metebili nach der besten Furt durch den Fluss, und eine Stunde später befanden sich unsere Reisenden auf dem anderen Ufer.

Die erste Tagesreise bot keine Veränderung in der Landschaft, und fand allenthalben dieselbe Abwechslung und Pracht der Blumen. Elentiere und andere Antilopen zeigten sich reichlich, und da sich bald auch Haufen von Eingebore-

renen anschlossen, welche baten, man möchte einige der Tiere für sie erlegen, so wurde unterwegs so viel Wildbret geschaffen, dass auch diese Supplikanten zufriedengestellt werden konnten. Überhaupt brauchten unsere Reisenden, wenn ihnen die Eingeborenen lästig wurden, nur ein Elen-tier zu töten, um sich dieselben vom Hals zu schaffen, denn sie blieben dann augenblicklich zurück, um das Tier zu verzehren, obschon sie in unglaublich kurzer Zeit damit zustandekamen. Der Metebili, der sie geleitete, war ein Häuptling und fand, wenn er Befehle erteilte, augenblicklichen Gehorsam, sodass unsere Wanderer nicht viel Ungelegenheiten mit den Eingeborenen hatten, deren Hauptbelästigung darin bestand, dass sowohl Männer als auch Frauen unablässig um Schnupftabak bettelten. Auch fürchteten sie keinen Verrat vonseiten des Metebili-Königs, denn sie waren gut bewaffnet, hatten in den Griqua tapfere Männer bei sich und konnten bei der Überlegenheit ihrer Wehrverfassung wohl einer großen Macht standhalten. Indes wurden doch, so oft sie ihr Nachtlager aufschlugen, (was stets im Mittelpunkt einer großen Ebene geschah, um einer Überraschung vorzubeugen) alle geeigneten Vorsichtsmaßregeln getroffen und unabänderlich große Feuer um den Wagen angezündet.

In dieser Weise wanderten sie zwei Tage und langten abends in einer großen Ebene an, die am Fuß eines niedrigen Gebirges lag und mit Mimosenbäumen besprenkelt war. Der Metebili sagte ihnen, sie würden hier die Giraffen finden, und der Major, welcher auf einen derartigen Anblick sehr gespannt war, hielt bis zum Einbruch der Nacht sein Fernglas in alle Richtungen, ohne übrigens einen Gegenstand seines Forschens zu entdecken. Sie legten sich sel-

bige Nacht in sehnsüchtiger Erwartung des folgenden Morgens zur Ruhe, denn sie hofften, nunmehr diesen merkwürdigen Tieren zu begegnen. Nachdem sie ihre Gewehre untersucht und jede Vorsichtsmaßregel getroffen, auch ihre Feuer angezündet und die Wache ausgestellt hatten, empfahlen sie sich der göttlichen Obhut und lagen bald in tiefem Schlaf.

Kapitel 20

Mit Ausnahme von drei Löwen, welche dem Lager sehr nahe gekommen waren und die Griqua aufgestört hatten, fiel im Laufe der Nacht nichts vor. Am Morgen spannten sie die Ochsen ein und hielten alle Pferde für die Jagd gesattelt. Aber ihre Erwartung wurde fast für den ganzen Tag getäuscht, denn obgleich sie alle Arten Wild sahen, ließ sich doch nirgends eine Giraffe blicken. Nachmittags kamen sie an einer Mimosengruppe vorbei und wurden daselbst von einem Nashorn angegriffen, welches beinahe Alexanders bestes Pferd getötet hätte. Aber eine Salve vonseiten der Griqua streckte das Tier nieder, das zwar sehr groß war, aber nicht der schwarzen oder wilden Gattung angehörte. Während der letzten zwei Tage hatten sie auch bemerkt, dass das Gnu nicht mehr derselben Spezies, welche sie früher gesehen hatten, angehörte, sondern eine Varietät bildete, die ihnen Swinton als das sogenannte gescheckte Gnu bezeichnete, obschon sie in jeder anderen Hinsicht, was Bewegungen und Eigentümlichkeiten betraf, es das gleiche Tier war. Gegen Abend deutete der Metebili-Krieger, der sie begleitete, auf eine fern stehende Mimose und gab dem

Major durch Zeichen zu verstehen, dass dort eine Giraffe sei.

»Ich kann sie nicht sehen. Sind vielleicht Eure Augen besser, Alexander?« Er deutete auf eine Mimose, an deren Seite ein abgestorbener Stamm stand. »Doch ja, es ist so. Ich sehe den Stamm, wie ich es nannte, sich bewegen. Es muss der Hals des Tieres sein. Lasst die Hunde los, Swanevelt«, rief der Major, in vollem Galopp dahin schießend, während Alexander und Omrah mit Hendersons zweitem Pferd nachfolgten.

Eine oder zwei Minuten später entfernte sich die Giraffe von der Mimose und schlug dann einen linkischen gaukelnden Galopp an, der übrigens doch so schnell war, dass das Pferd des Majors bald weit zurückblieb. Sie segelte mit unglaublicher Geschwindigkeit dahin. Ihr langer schwannenartiger Hals hielt Takt mit den Beinen, und der schwarze Schwanz krümmte sich über ihrem Rücken.

»Vorwärts, Alexander«, rief der Major. »Wenn es je Siebenmeilenstiefel gab, so muss jenes Tier ein Paar anhaben. Die Gazelle schießt mit dem Wind, aber verlasst Euch darauf, sie kann es nicht lange so fortsetzen, und unsere Pferde sind im besten Zustand.«

Alexander und der Major jagten nun dicht nebeneinander einher, als plötzlich das Tier des Letzteren strauchelte und über einen Strauß fiel, der auf seinem Nest saß. Alexanders Ross stolperte gleichfalls und folgte dem Beispiel seines Kameraden, sodass Tiere und Reiter neben den Straußeneiern umherkugelten, während der Strauß selbst sich aufgemacht hatte und so schnell wie die Giraffe von dannen eilte.

Sobald sie sich wieder aufgerafft und die Zügel ihrer Pferde ergriffen hatten, sahen sie sich um, konnten aber die Gi-

raffe nicht mehr entdecken, da sie unter den Mimosenbäumen verschwunden war. Omrah hatte ihre Büchsen aufgelassen und lachte in sehr respektswidriger Weise. Bald schlossen sich auch der Major und Alexander diesem Gelächter an, denn niemand hatte ein Bein gebrochen und die Pferde waren unbeschädigt. Sie konnten nun nichts weiter tun, als mit langen Gesichtern zur Karawane zurückkehren.

»Euer erster Versuch, die Giraffe zu jagen, ist nicht sehr erfolgreich gewesen«, bemerkte Swinton lachend, als sie wieder zurückkamen.

»Nein, aber doch haben wir beide einen recht hübschen Purzelbaum gemacht. Ist es nicht so?«, fragte Alexander. »Immerhin bringen wir einige Straußeneier zum Nachtessen, und dies ist besser als gar nichts. Es wird bald dunkel sein und so wollen wir lieber jetzt für die Nacht das Lager aufschlagen.

Sie standen am anderen Morgen früh auf, ließen den Wagen an seinem Platz und ritten aus, um Giraffen zu suchen, brauchten aber wohl ein paar Stunden, ehe sie etwas entdecken konnten. Endlich erblickten sie eine ganze Herde, welche sich das Mimosenlaub behagen ließ. Unsere Reisenden machten einen weiten Umweg, um die Tiere gegen das Lager zu treiben - ein Plan, der ihnen auch gelang. Die Giraffen schlugen ihren gewöhnlichen Galopp an, konnten es aber nicht lange durchhalten, da sie mehrere nicht ausgewachsene Tiere unter sich hatten, welche nicht imstande waren, so schnell fortzukommen, wie das große Männchen am vorherigen Tag. Nach der Jagd einer halben Stunde fanden sie, dass die Eile der Tiere beträchtlich nachließ und sie denselben näher und näher kamen. Aus einer Entfernung von hundert Schritten gab Alexander Feuer und verwunde-

te ein Weibchen, das sich im Nachtrab befand. Der Major setzte mit den Hunden einem großen Männchen nach, das unter einer Mimose Halt machte und wütend gegen die Hunde ausschlug. Er legte seine Büchse an und streckte das Tier mit dem ersten Schuss zu Boden. Es erhob sich zwar wieder und galoppierte noch hundert Schritte weiter, stürzte aber abermals, um sich nicht wieder zu erheben. Das Weibchen, welches Alexander angeschossen hatte, wurde durch eine zweite Kugel gleichfalls erlegt.

»Jetzt habe ich doch eine Giraffe geschossen«, sagte der Major, der neben dem getöteten Tier stand.

»Es hat mich einen langen Weg gekostet und ist nicht ohne einige Gefahr abgelaufen, bis ich imstande war, diese Heldentat zu verrichten. Aber wir alle haben unsere Torheiten und setzen im Ringkampf der Welt unser Leben oft an ebenso große Kleinigkeiten, sodass ich in diesem Stück vielleicht nicht närrischer bin als die übrige Menschheit. Ich habe meinen Wunsch erreicht und eine Giraffe erlegt. Jetzt mache ich mir nichts mehr daraus, wie bald wir wieder zurückkehren.«

»Mir geht es ebenso«, versetzte Alexander, »denn wenn wir in England anlangen, kann ich mit Euch sagen, ich habe gleichfalls eine Giraffe geschossen. Ihr werdet daher nicht imstande sein, mir gegenüber den Großhans zu spielen. Swintons Bericht zufolge werden wir, wenn wir länger hierbleiben, Metebili zu schießen haben, und darum ist's mir eben nicht sonderlich zu tun. Ich sage daher mit Euch, ich mache mir nichts daraus, wie bald wir den Rückweg zum Kap antreten.«

Da sie nicht ganz eine Stunde von dem Wagen entfernt waren, so ritten sie zurück und schickten die Griqua aus,

um das Fleisch der Tiere nachzuholen, denn Swinton wollte die Häute nicht, da er schon im Nemaqua-Land Exemplare davon erhalten hatte und ihr Gewicht den Wagen zu sehr belästigen musste. Nach ihrer Rückkehr besprachen sie sich mit den Griqua, welche aufrichtig zugestanden, es sei sehr wahrscheinlich, dass der Metebili-König den Versuch machen werde, sie abzuschneiden, obschon sie sich durchaus nicht davor zu fürchten schienen. Indes ließen sie sich es bereitwillig gefallen, am anderen Morgen den Rückweg anzutreten. Am nämlichen Abend langte bei dem Metebili-Häuptling, der sie geleitete, ein Bote an. Welche Kunde derselbe brachte, konnten natürlich unsere Reisenden nicht erfahren, aber ihr Argwohn wurde durch das Benehmen des Mannes bestätigt. Als er nämlich fand, dass sie am folgenden Morgen die Ochsen einspannten und den Rückweg antraten, bat er sie, nicht zu gehen, sondern weiter ins Innere des Landes vorzurücken, wo sie Wild in Menge finden würden. Auch bedeutete er ihnen, der König werde es ihnen sehr übel nehmen, wenn sie so bald aufbrächen, und sein Herz werde traurig sein, wenn er sie nicht einmal zu sehen kriege. Aber unsere Reisenden hatten ihren Entschluss gefasst und wanderten den ganzen Tag über dem Vaal-Fluss zu.

Der Metebili entsandte den Boten, der zu ihm gekommen war und wieder in aller Eile aufbrach. Auch drang er abends aufs Neue in unsere Abenteurer, sie möchten doch nicht zurückgehen, weil der König seinen Unmut an ihm auslassen werde. Da aber die Griqua nun gleichfalls überzeugt waren, dass man auf Verrat sinne, so wurde dem Metebili-Häuptling keine Aufmerksamkeit geschenkt, sondern die Reise fortgesetzt und unterwegs nur hin und wieder für

den augenblicklichen Bedarf eine Elen-Antilope geschossen. Am dritten Tag spät abends erreichten sie die Ufer des Vaal-Flusses. Es waren noch zwei Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und obgleich der Metebili in sie drang, sie möchten Lager schlagen, wo sie wären, hielten sie es doch für besser, seinem Rat keine Folge zu geben, sondern setzten über den Fluss und langten mit Eintritt der Nacht bei der Karawane an, die unter Bremens Obhut zurückgeblieben war.

Die Griqua erklärten, aus dem Wunsch des Metebili, dass sie auf der anderen Seite des Flusses übernachten sollten, erhelle deutlich, dass im Laufe der Nacht oder spätestens am nächsten Morgen ein Streiterhaufen anlangen werde. Es sei daher notwendig, auf der Hut zu sein, obschon es der Feind wahrscheinlich nicht wagen werde, sie ohne besonderen Auftrag anzugreifen, da sie sich nicht in Moselikatsis Gebiet befänden. Es wurden daher alle Vorbereitungen getroffen, die Griqua und Khoikhoi mit Munition versehen und die Streitkräfte im Gewehr gemustert. Man ordnete die Wagen, zündete Feuer an, und vier Mann zogen als Schildwachen auf die Posten ums Lager. Was den Argwohn noch erhöhte, war der Umstand, dass sich etwa eine Stunde nach Dunkel der Metebili-Häuptling unsichtbar machte.

»Ich bin der Meinung«, sagte der Major, »dass wir ihnen einen Marsch abstehlen sollten. Unsere Ochsen sind in vortrefflichem Zustand und können wohl bis morgen Abend ziehen, ohne es zu spüren. Wir wollen einspannen und uns in der Dunkelheit auf den Weg machen. Morgens um zwei Uhr geht der Mond auf und um diese Zeit werden die Wagen bereits fünf bis sechs Wegstunden zurückgelegt haben. Alexander, ich und Bremen wollen mit unseren Pferden

hierbleiben und bis zum Aufgang des Mondes warten, um zu sehen, ob wir etwas entdecken können. Es wird uns ein Leichtes sein, mit Tagesanbruch die Wagen wieder einzuholen. Die Feuer dagegen lassen wir brennen, um den Feind auf den Glauben zu bringen, wir seien noch im Lager. Dies wird ihn vom Nachsetzen abhalten.«

»Und auch den Löwen Respekt einflößen«, bemerkte Alexander, »die als Gegner nicht zu verachten sind.«

»Ich denke, der Plan ist gut. Aber warum wollt Ihr nicht mehr Leute bei Euch behalten? An Pferden fehlt es nicht und auch die Griqua sind damit versehen.«

»Wohlan denn, so wollen wir mit den Griqua sprechen.«

Die Griqua billigten den Plan, und da sie eigene Pferde hatten, so willigten sechs derselben ein, bei Alexander und dem Major zu bleiben. Auch Swanevelt und zwei weitere Khoikhoi wurden in der gleichen Absicht beritten gemacht. Das Rekognoszier-Korps bestand also aus zwölf wohl bewaffneten Reitern. Die übrige Karawane spannte die Wagen ein und machte sich unter Swintons Leitung in südlicher Richtung auf den Weg, diesmal also durch die Wüste und nicht wie früher an den Ufern des Vaal-Flusses hin.

Über diese Richtung waren unsere Reisenden einig geworden, noch ehe von den Metebili ein Angriff zu erwarten stand, weil dadurch der Rückweg beträchtlich verkürzt wurde, obschon sie wussten, dass es ihnen einige Tage schwer werden musste, Wasser zu finden. Nachdem die Karawane aufgebrochen war, stellte es sich heraus, dass sich Omrah selbst zu einem Pferd und einem Gewehr verholpen hatte und im Lager zurückgeblieben war. Da er sich aber stets nützlich zu machen wusste, so blieb sein Benehmen unbeachtet. Nach einer halben Stunde waren die Wa-

gen außer Sicht und von dem Rädergerassel nichts mehr zu hören.

Die Zurückbleibenden banden ihre Pferde im Kreis der Feuer an und setzten sich bis zum Aufgang des Mondes nieder. Dann richteten sie ihre Blicke zu dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, ohne übrigens vorderhand etwas entdecken zu können, was zu Bestätigung ihres Argwohns gedient hätte. Erst eine Stunde später bemerkten sie, dass ein Haufen Leute gegen die Ufer herunterkam, deren weiße Schilde von dem Mond erhellt wurden. Sobald sie den Fluss erreicht hatten, setzten sie sich nieder, ohne irgendein Geräusch zu machen. Bald danach erschien ein zweiter Haufen mit dunkeln Schilden, der gleichfalls herunterkam und sich dem ersten anschloss.

»Jedenfalls hatten wir mit unserem Argwohn nicht unrecht«, sagte der Major, »und die beiden Haufen, die bis jetzt erschienen sind, können nicht weniger als tausend Mann ausmachen. Was tun wir jetzt? Sollen wir hierbleiben oder den Wagen nachsprengen?«

»Ich weiß wahrhaftig kaum, was wohl das Beste sein dürfte«, versetzte Alexander. »Wir wollen uns mit Bremen und den Griqua beraten.«

»Wenn wir jetzt gehen«, sagte Bremen, »so werden die Feuer bald erlöschen. Sie schöpfen dann Argwohn und kommen herüber, um zu rekognoszieren. Finden sie, dass wir fort sind, so folgen sie uns vielleicht und holen die Wagen ein. Wenn wir aber hierbleiben und die Feuer bis Tagesanbruch unterhalten, haben die Wagen bereits eine viel größere Entfernung gewonnen.«

Die Griqua waren derselben Ansicht, und es wurde beschlossen, dass sie sich mit Tagesanbruch auf den Weg ma-

chen sollten.

»Aber wie halten wir es weiter?«, fragte Alexander. »Sollen wir aufbrechen, ehe sie uns sehen können, oder ist es besser, wenn sie uns zu Gesicht kriegen?«

Die Griqua erklärten sich für das Letztere, denn der Feind werde daraus entnehmen, dass die Feuer nicht bloß deshalb unterhalten wurden, um sie zu täuschen, während die Wagen vielleicht weg wären. Nachdem man sich über diesen Plan geeinigt hatte, wurde der Feind den Rest der Nacht über sorgfältig beobachtet. Sie hatten zwar im Mond die Metebili vorrücken sehen, aber der Ort, wo das Lager aufgeschlagen war, befand sich im Schatten, sodass sich von der anderen Seite des Flusses aus nur die Feuer unterscheiden ließen. Ein wenig vor Tagesanbruch hörten sie etwas herankommen, und sie wollten schon Feuer geben, als sie entdeckten, dass es Omrah war, der sich ohne ihr Wissen zum Flussufer hinuntergeschlichen hatte, um den Feind zu rekognoszieren.

Omrah, der vom Laufen ganz außer Atem war, berichtete nun, einige der Metebili setzten über den Fluss und sechs wären bereits gelandet, ehe er habe heraufkommen können, um die Meldung zu machen. Er deutete dabei auf eine Baumgruppe, die etwa dreihundert Schritte entlegen war, und sagte, sie seien in jener Richtung gegangen und wahrscheinlich daselbst angelangt.

»Dann ist es gut, wenn wir aufsitzen«, sagte der Major, »und in aller Stille zu dem Gehölz auf dieser Stelle des Lagers reiten. Wir können dann ihre Bewegungen beobachten, ohne gesehen zu werden.«

Dieser Rat war gut und wurde von allen gebilligt. Sie führten ihre Pferde geräuschlos hinaus und kehrten wieder

zurück, um den Feuern noch mehr Brennstoff zuzulegen. Dann begaben sie sich zu dem Gehölz, das in der entgegengesetzten Richtung ungefähr ebenso weit von dem Lager entfernt war wie die Baumgruppe, wo sich die Metebili verborgen hatten.

Sie waren kaum in ihrem Versteck angelangt, als die Metebili auf der anderen Seite, die nicht wenig erstaunt waren, keine Wagendecke zu sehen und deshalb eine Täuschung mutmaßten, aus ihrem Hinterhalt hervorkamen. Zuerst krochen sie auf allen vieren an das Lager heran. Als sie nichts anderes fanden als brennende Feuer, so richteten sie sich nacheinander auf. Nach einer kurzen Beratung wurden zwei zum Fluss zurückgeschickt, um dem Haupthaufen diese Kunde zu überbringen, während die übrigen in allen Richtungen umher spürten. Alexander blieb mit dem Major und seinen Leuten an der Stelle, wo sie waren, denn sie gedachten durch das Gehölz zu reiten, bis sie ein paar tausend Schritte südlich auf den offenen Grund kamen. Dann wollten sie sich dem Feind zeigen, ehe sie fortsprengten, um sich den Wagen anzuschließen.

Die Sonne hatte nur noch einige Minuten zu ihrem Aufgang, und sie bemerkten nun, dass die ganze Streitmacht der Metebili über den Fluss setzte.

»Sie gedenken also, uns zu verfolgen«, sagte Alexander.

Omrah deutete gegen das Flussufer in die Richtung, in welcher die Wagen angekommen waren, und sagte: »Wenn ihr geht, reitet diesen Weg zuerst - der Wagen, der kommt, macht dieselbe Spur wie der Wagen, der geht.«

»Der Knabe hat recht«, entgegnete der Major., »Wenn wir aus dem Gehölz aufbrechen, wollen wir uns an die Flussseite halten und den Spuren folgen, welche die Wagen bei

ihrer Ankunft abgedrückt haben. Sind wir dann durch Berge und Bäume gedeckt, so können wir nach dem Süden umholen.«

»Ich verstehe«, entgegnete Alexander. »Sie werden dann wahrscheinlich die alten Wagengeleise für die neuen nehmen und sie verfolgen, weil sie glauben, die Richtung, die wir eingeschlagen, müssen auch unsere Wagen genommen haben. Doch da kommen sie am User herauf. Es ist Zeit, dass wir uns fortmachen.«

»Höchste Zeit«, sagte der Major. »Wir wollen uns jetzt zeigen und dann auf unsere Geschwindigkeit bauen.«

Die Streitmacht der Metebili befand sich nun ungefähr vierhundert Schritte vom Lager und bot, da es bereits hell war, mit ihren kurzen Speeren und den weißen und roten Schilden einen in Wahrheit furchtbaren Anblick.

Da keine Zeit zu verlieren war, so ritt unser Häuflein am Ende des Gehölzes, welches dem Fluss am nächsten war, ins Freie. Sie hatten sich kaum blicken lassen, als die Krieger sie mit einem Zetergeschrei empfingen und in die Richtung stürzten, wo sie unsere Abenteurer gesehen hatten. Dem Befehl des Majors zufolge sollte niemand Feuer geben, denn weder er noch Alexander wünschten unnötigerweise Blut zu vergießen. Sie winkten daher mit ihren Händen, wandten ihre Pferde um und galoppierten am Flussufer weiter, indem sie stets den alten Radspuren folgten. Nachdem sie ungefähr tausend Schritte geritten waren, hielten sie an und drehten die Köpfe ihrer Pferde, um zu rekonoszieren. Die metebilische Streitmacht setzte ihnen mit größter Eile nach, aber da sie keine Reiter hatten, war diese Hast natürlich nicht zureichend, um Leute, die gute Pferde und einen Vorsprung hatten, einzuholen. Sobald die

Streiter nahe an unsere Partie herangekommen waren, gallopierten sie wieder von dannen und ließ ihre Gegner weit hinter sich. So legten sie, während die Metebili ihnen nachsetzten oder vielmehr die Wagenspuren verfolgten, ungefähr zwei Wegstunden zurück, bis sie endlich etliche tausend Schritte vor sich einen Strich mit Baum bewachsenen Landes bemerkten. Der Major hielt dies für einen guten Schirm, um die Richtung ändern zu können, ohne dass es vom Feind bemerkt wurde. Sie gallopierten daher vorwärts und bogen, sobald sie die Bäume erreicht hatten, in einer Richtung ab, welche sie mit der Spur der auf dem Rückwege begriffenen Wagen zusammenführen musste.

Sie waren, noch immer im Gehölz verborgen, ungefähr eine Stunde weit geritten, als ihnen die befriedigende Überzeugung wurde, dass die Metebili noch immer schnellen Schrittes den Radgeleisen an der Flussseite folgten. Unsere Reisenden konnten sich nun für sicher halten, weshalb sie ihre Feinde etwa eine halbe Stunde beobachteten und dann ihren Weg wieder aufnahmen.

»Ich denke, wir haben sie jetzt vom Halse«, sagte der Major. »Sie sind augenscheinlich in die Schlinge gefallen, die ihnen der gescheite kleine Kerl, der Omrah gelegt hat.«

»Es ist ein sehr verständiger Knabe«, bemerkte Alexander, »und kann für eine Reise durch dieses Land nie mit Gold aufgewogen werden.«

»Ich wünschte, Swinton überließe ihn mir«, sagte der Major. »Aber bemerkt Ihr, Alexander, welcher Wechsel bereits in der Landschaft vorgegangen ist?«

»Jawohl«, versetzte Alexander, »und alles, was vor uns liegt, scheint immer öder und unfruchtbarer zu werden.«

»Mit den Flussufern lässt man auch fast alle Vegetation

im Rücken. Swinton sagt, es gebe hier durchaus keine regelmäßige Regenzeit, denn wenn auch im Laufe von drei Monaten gelegentliche Regengüsse einfallen, so könne man doch nicht darauf zählen. Meist ziehen die Berge die Feuchtigkeit an, und bisweilen trifft im Laufe eines ganzen Jahres nicht ein einziger Schauer die Ebenen.«

»Wie weit werden wir wohl reisen müssen, ehe wir wieder auf Wasser treffen?«, fragte Alexander.

»Swinton sagt, man treffe vielleicht Wasser in einem Fluss, der ungefähr vierundzwanzig Stunden von dem Ort entfernt sei, den wir diesen Morgen verlassen haben. Wo nicht, so hätten wir noch zwölf Stunden weiterzuziehen, bis an den Geikhout oder Vet-Fluss. Dann müssen wir uns viele Tage auf das Wasser verlassen, das wir in den Löchern finden, welche sich, da die Regenzeit jetzt herannaht, wahrscheinlich füllen werden.«

Alexander musste mit seinen Begleitern etwa drei Stunden weit reiten, bis sie auf die Radspuren trafen, dann ließen sie ihren abgehetzten Tieren die Zügel und ritten langsamer weiter, sodass sie erst spät abends, nachdem sie das ausgetrocknete Bett des Salzflusses gekreuzt hatten, in einiger Entfernung die Wagen entdeckten. Den ganzen Tag über hatten ihre Pferde weder Nahrung noch Wasser gehabt, weshalb sie ganz erschöpft bei den Wagen anlangten. Auch die Ochsen waren von der langen Reise sehr erschöpft, da sie seit ihrem Aufbruch am vorherigen Abend fast zwanzig Wegstunden zurückgelegt hatten.

Das Land war nun in hohem Grade steinig und unfruchtbar. Nur hier und da ließ sich einige Vegetation blicken, die aber lange nicht zureichte, um den Bedürfnissen des Viehs zu entsprechen, und von Wasser war vornweg keine Rede.

Den Tag über zeigte sich nur wenig Wild, aus einigen Zebras und Strauße bestehend. Alle übrigen Arten waren verschwunden. Natürlich gab es auch kein Holz, um vor dem Lager Feuer anzuzünden, obwohl man so viel auf den Wagen geladen hatte, dass die Lebensmittel gekocht werden konnten. Man tötete zwei Schafe, um einen so großen Haufen mit Nachtessen zu versehen. Aber die Abwesenheit des Wildes hielt auch die Löwen fern, und sie wurden im Laufe der Nacht nicht beunruhigt. Am Morgen verabschiedeten sich die Griqua unter dem Vorwand, ihre Ochsen und Pferde befänden sich in einem zu schlechten Zustand, um durch den Westen ziehen zu können. Sie mussten daher gerade auf den Vaal-Fluss abhalten und nach dessen Ufer zurückkehren.

Unsere Reisenden gaben ihnen einen schönen Vorrat Munition - das Einzige, was sie wünschten. Die Griqua spannten ihre Ochsen an die gebrechlichen alten Wagen, worauf sie in westlicher Richtung aufbrachen.

Die Route der Karawane ging nun mehr gegen Südwest. Sie kamen dabei über eine weite Ebene, auf welcher sich kleine Landschildkröten in Menge vorfanden, während zugleich der Boden mit einer Fülle der herrlichsten Blumen bedeckt war. Um Mittag, nach einer erschöpfenden Reise von neun Stunden, langten sie glücklicherweise an einem Sumpf an, der aber so garstiges Wasser enthielt, dass nur die größte Not sie oder die ermatteten Tiere zwingen konnte, davon zu trinken. In der Nähe dieses Sumpfes fanden sie mehrere wilde Tiere. Drei erlegte Gnus gaben ihrer Speisekammer einen gelegenen Zuwachs. Aber das bisschen Brennholz, das sie in den Wagen nachführten, war für das Kochen des letzten Nachtessens aufgebraucht worden.

In der Nacht fiel schwerer Tau, und am Morgen, ehe die Sonne aufging, sahen sie sich in dichten Nebel eingehüllt. Wie sich dieser zerstreute, bemerkten sie nach allen Richtungen hin Herden von Quaggas, aber nur in großer Entfernung. Sie spannten abermals ihre Ochsen ein und setzten die Wanderung fort. Der Boden war nun mit Gewächsen und Blumen aller Art bedeckt, sodass man in einem Garten zu wandeln meinte.

»Wie seltsam, dass der Boden mit Blumen bedeckt ist, wo es doch weder Regen noch Wasser gibt«, bemerkte Alexander.

»Der schwere Nachttau erhält sie«, sagte Swinton. »Vielleicht wirken auch die Regen, die gelegentlich fallen, mit.«

Eine Linie von Bäumen im Süden zeigte nunmehr an, dass sie sich einem namenlosen Fluss näherten. Die müden Ochsen beschleunigten ihren Schritt. Als sie jedoch anlangten, fanden sie, dass das Flussbett trocken und auch an den tiefsten Stellen kein Tropfen Wasser zu finden war. Die armen Tiere, welche nicht im Joch gezogen hatten, beschnupperten die feuchte Erde und leckten mit ihren Zungen daran, ohne übrigens Erleichterung zu fühlen. Das Wasser, welches in den Fässern zum Gebrauch der Menschen nachgeführt worden war, war bereits aufgebraucht. Man konnte nicht hoffen, frischen Vorrat zu erlangen, bis man den Vet-Fluss erreichte, der wenigstens noch zehn bis zwölf Stunden entfernt war. Zwei der Ochsen legten sich hin, um nicht wieder aufzustehen. Die Khoikhoi waren düster und niedergeschlagen, und unsere Reisenden fühlten, dass ihre Lage beunruhigend war.

Während sie noch umherspürten und nach Wasser gruben, bewölkte sich der Himmel, und den fernen Blitzen

folgte das Rollen des Donners. Die Wolken ballten sich zu Massen und zogen heran, sodass jedes Gesicht frohe Hoffnung widerspiegelte in dem angenehmen Vorgenuss eines tüchtigen Regenschauers, den das Gewitter mit sich führen musste. Sogar das Vieh schien zu fühlen, dass ihm Erleichterung bevorstand. Die Wolken sammelten sich den ganzen Tag über mehr und mehr und die Blitze zuckten fort. Aber mit Einbruch der Nacht war noch kein Regen gefallen. Nun hob sich der Wind, und in weniger als einer Stunde waren alle Wolken weggeblasen. Die Sterne funkelten hell, und unsere Reisenden sahen sich in ihrer lechzenden Erwartung aufs Bitterste getäuscht.

Kapitel 21

Während unsere Abenteurer beisammensaßen und ihren melancholischen Gedanken über die Zerstreung der Wolken nachhingen, sagte der Major: »Es führt zu nichts, hier bleiben zu wollen. Wir alle müssen zugrunde gehen, wenn wir nicht weiter ziehen. Es wird daher besser sein, wir lassen einspannen, um bei Nacht zu reisen. Es ist jetzt neun Uhr. Wir wollen die Ochsen ins Joch bringen und so weit vorrücken, wie wir können.«

»Ich bin mit Euch einverstanden, Major«, versetzte Alexander. »Was sagt Ihr dazu, Swinton?«

»Ich bin überzeugt, dass dies der beste Plan ist. Wir wollen daher unverweilt die Leute wecken.«

Die Khoikhoi wurden geweckt und erhielten Befehl zum Einspannen. Die armen Teufel hatten in tiefem Schlaf gelegen, denn ein Khoikhoi sucht, wenn er hungert und dürst-

tet, nur im Schlaf eine Zuflucht gegen all sein Elend. Sobald die Ochsen im Joch waren, wurde die Reise wieder aufgenommen. Die Karawane hatte sich übrigens noch keine halbe Stunde in Bewegung gesetzt, als das Gebrüll von drei oder vier Löwen, die sich ganz in der Nähe befanden, die Pferde und die nicht eingespannten Ochsen dermaßen erschreckte, dass sie Reißaus nahmen und in vollem Galopp wieder die Richtung gen Norden einschlugen.

Alexander, der Major und Omrah, welche am besten beritten waren, setzten den flüchtigen Tieren augenblicklich nach. Swinton dagegen erhielt die Weisung, mit den Wagen weiterzufahren, da sie mit dem Vieh schon nachkommen würden. Sie galoppierten davon, so gut es ihren Pferden möglich war, und bemerkten bald die flüchtigen Tiere, welche noch immer dahinrannten, als würden sie von den Löwen gejagt. Es war übrigens nachgerade so dunkel geworden, dass sie sich nur noch durch den fernen Hufschlag leiten lassen konnten. Nach einer Jagd von etwa zwei Wegstunden hatten sie jede Spur der flüchtigen Tiere verloren. Sie hielten daher die schnaubenden Rosse an.

»Wir können ebenso gut wieder umkehren«, sagte Alexander. »Die Tiere müssen einen Umweg gemacht haben.«

»Vermutlich«, versetzte der Major, »aber mein Pferd zittert so sehr, dass es wohl am besten ist, ich steige ein wenig ab, damit es sich wieder erholen möge. Auch Ihr und Omrah - ihr beide dürft wohl meinem Beispiel folgen, denn die Rosse sind ganz zuschanden geritten.«

Die Sonne hatte schon die Hälfte ihrer Höhe erreicht und die Hitze war maßlos. Die Zunge klebte ihnen am Gaumen, aber obschon sich zu ihren Füßen reiche Blumenpracht entfaltete, war weder ein Wald noch eine Pfütze - ja, so weit

das sehende Auge reichen konnte, nicht einmal ein Baum zu erblicken, der die Nähe eines Flussbettes bekundet hätte.

»Das ist schrecklich«, sagte Alexander, obschon er nur mit Mühe seine Worte hervorzubringen vermochte.

»Es fehlt nicht, wir haben uns verirrt«, versetzte der Major, »aber wir müssen auf Gott bauen.«

»Ja, wir können jetzt wohl sagen: Herr, hilf uns, oder wir gehen zugrunde«, erwiderte Alexander.

In diesem Augenblick ritt der kleine Omrah, der bescheiden den Nachtrab bildete, an sie heran und übergab ihnen eine der Khoikhoipfeifen, die er angezündet hatte, mit den Worten: »Rauch - nicht fühl dann so schlecht.«

Alexander nahm sie und fand nach einigen Zügen, dass sich ein wenig Speichel in seinem Mund ansammelte. Er gab dann die Pfeife dem Major, welcher das Gleiche tat und ebenfalls augenblickliche Erleichterung fühlte.

Sie fuhr fort, in südlicher Richtung ihre Pferde Schritt gehen zu lassen, aber die Hitze war jetzt so groß, dass sie fast unerträglich wurde, und endlich standen die Rosse ganz und gar still. Unsere Reisenden stiegen ab und trieben die Tiere langsam vor sich hin über den glühenden Boden. Die armen Pferde vermochten sich kaum weiter zu schleppen und gingen nur, wenn sie von Omrah getrieben wurden, der viel weniger zu leiden schien als die Gentlemen. Er bot ihnen hin und wieder die Pfeife an, die übrigens zuletzt keine Erleichterung mehr schaffte. Schon mehrere Stunden konnten sie nicht mehr sprechen. Wie sich aber allmählich die Sonne gegen den Horizont senkte und ihre glühenden Strahlen weniger heftig einwirkten, erholten sie sich einigermaßen wieder.

Mit Einbruch der Nacht setzten sie sich neben ihren Pferden nieder und sanken erschöpft in einen unruhigen Schlaf, der ihnen ebenso folternde Bilder vorführte, als diejenigen waren, mit welchen sie die Luftspiegelung im Laufe des Tages getäuscht hatten.

Sie erwachten sprachlos vor Durst; ihre Augen entzündet, ihre Körper glühten wie brennende Sohlen.

Nachdem sie eine Weile gelegen hatten, bedeutete Omrah dem Major und Alexander durch Zeichen, dass sie ihm folgen mochten. Der Ton, welchen sie vernommen hatten, war das Quaken eines Frosches, aus welchem sich entnehmen ließ, dass Wasser in der Nähe sein musste. Auch bestätigte das Schnüffeln der Pferde diese Vermutung. Omrah ging durch die Felsen voran und stieg immer tiefer und tiefer hinab, wobei er hin und wieder stehen blieb, um auf die Stimme des Frosches zu horchen, bis er endlich die Sterne des Himmels in einer kleinen Lache sich spiegeln sah, auf die er Alexander und den Major aufmerksam machte. Sie ließen sich auf die Erde nieder und tranken. Dann standen sie wieder auf und schoben Omrah vor, damit er gleichfalls trinke. Während der Knabe, der ihnen das Leben gerettet hatte, dies tat, knieten sie nieder und beteten - nicht laut, denn sie hatten ihre Sprache noch nicht wieder gewonnen. Aber wenn je ein dankbares Gebet zu dem Thron des Allmächtigen aufstieg, so war es das unserer zwei Reisenden, während sie an der Seite des Wassers knieten. Sie erhoben sich und eilten zu ihren Pferden zurück, um sie gleichfalls zum Wasser herunterzuführen, wo die armen Tiere sich fast zum Bersten anfüllten, hinweggingen und wieder zurückkehrten, nur um noch mehr zu trinken. Auch die Männer ließen sich dieses Labsal wiederholt behagen, worauf

sie sich niederlegten, um neben dem Wasser sich dem Schlaf hinzugeben, wenn sie nicht Omrah, der nun wieder sprechen konnte, mit den Worten gewarnt hätte.

»Nein, nein - Löwen kommen hierher nach Wasser. Wieder den Fels hinauf und dort schlafen - ich bringe Pferde.«

Dieser gute Rat wurde befolgt. Nachdem sie die Anhöhe wieder erreicht hatten, legten sie sich nieder und schliefen bis zum Tage.

Beim Erwachen fühlten sie sich sehr erfrischt, obwohl sie das Nagen des Hungers empfanden, auf den sie im Übermaße ihres Durstes nicht geachtet hatten. Omrah schlief noch, und die Pferde weideten in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten.

»Wir haben Gott für viel zu danken«, sagte Alexander zu dem Major.

»Jawohl, und außer dem göttlichen Beistand sind wir auch diesem armen Knaben tief zum Dank verpflichtet. Wir sind in seinen Händen wie Kinder gewesen, und nur er ist schuld daran, dass wir diese Nacht unser Leben gerettet haben. Ich konnte gestern nicht sprechen, und auch Ihr wart es nicht imstande, aber ich werde nie vergessen, wie mutig er mit dem Pferd zurückblieb, das er dem Löwen als Opfergabe anbot.«

»Er ist ein Kind der Wüste«, versetzte Alexander, »unter Löwen und an Orten erzogen, wo stets Wassermangel ist, hat er uns wunderbar auf unserem Pfad geleitet. Doch wir sind noch immer in der Einöde und haben unsere Gefährten verloren. Was sollen wir tun? Versuchen wir es, die Karawane wieder zu erreichen, oder halten wir uns westwärts, um wieder auf den Fluss zu treffen?«

»Wir können nach einem Stündchen darüber sprechen«,

entgegnete der Major. »Jetzt aber wollen wir zu der Lagune hinuntergehen, und sobald ich einen Trunk getan habe, will ich versuchen, ob ich nicht etwas zum Essen schießen kann. Mein Hunger ist jetzt fast so groß wie mein Durst war.«

Während sie zu der Lache hinuntergingen, entdeckten sie über einem Fels den Kopf einer Antilope. Der Major gab Feuer und das Tier fiel.

Omrah begann nun trockenes Gras, Kräuter und Felsenmoos zu sammeln, von denen er bald genug zusammenbrachte, um ein kleines Feuer anzumachen. Dann schnitten sie sich von der Antilope einige Stücke ab und waren bald danach mit Verzehren ihres Mahles beschäftigt. Ihr Hunger war kaum beschwichtigt, als der Durst sich erneuerte, weshalb sie wieder zu der Pfütze hinuntergingen und mit geschlossenen Augen tüchtige Züge taten. Omrah kochte von dem Fleisch soviel wie bei dem kleinen Feuer möglich war, um im Verlauf der nächsten vierundzwanzig Stunden keinen Mangel zu leiden. Nachdem sie sodann die Pferde wieder zur Tränke geführt hatten, stiegen sie auf und ritten gen Süden, während Omrah zu Fuß nachfolgte. Abermals verging ein Tag, ohne dass sie die Karawane auffanden. Wasser war nirgends zu finden. Die Sonne entsandte glühende Strahlen, und als die Nacht einbrach, warfen sie sich gleichgültig um ihr Leben, auf den Boden nieder. Ja, sie würden sogar um den Tod gebeten haben, wenn es nicht Sünde gewesen wäre.

Endlich konnten die Pferde nicht mehr weiter, sondern legten sich nieder. Unsere Reisenden taten ein Gleiches, um vielleicht nicht wieder aufzustehen. Die Strahlen der Sonne wirkten so sengend, dass sie ihre Köpfe in ein paar leere

Ameisenhaufen steckten, um sich gegen die Hitze zu schützen. Sie lagen in einem ebenso hoffnungslosen Zustand da wie ihre Pferde. Sprechen konnten sie nicht. Ihre dünnen Zungen rasselten wie Bretter gegen den Gaumen, ihre Rippen waren geschwollen, und die Augen quollen entzündet aus ihren Höhlen hervor. Endlich versanken sie in einen Zustand von Betäubung und verloren alles Bewusstsein. Aber die Vorsehung wachte über ihnen, und während ihrer Besinnungslosigkeit sammelten sich die Wolken aufs Neue - dieses Mal aber nicht bloß, um die Unglücklichen zu necken. Denn ehe der Tag schloss, stürzte der Regen in Strömen nieder und überflutete die ganze Ebene.

Bald nach Tagesanbruch hörte der Regen auf, und sie waren froh, sich in den Strahlen der Sonne, welche ihnen tags zuvor fast tödlich geworden waren, wärmen zu können. Die Pferde waren gleichfalls aufgestanden und weideten in der Nähe. Sie verzehrten mit Gier das aufbehaltene Fleisch der Antilope, das sie bisher noch nicht gekostet hatten. Mit inbrünstigen Dankesgefühlen für ihre Erhaltung gaben sie sich nun der Hoffnung hin, endlich doch die Kolonie zu erreichen, denn auf das Auffinden der Karawane hatten sie verzichtet, weil ihnen die Gefahr, durch die ganze Wüste zu ziehen, zu groß erschien. Sie beschlossen, mit möglicher Eile zu dem Vaalfluss zu halten und an dessen Ufern weiter zu reisen.

Sie hatten zwei Pferde, und Omrah konnte, wenn er müde war, hinten aufsitzen. Auch fehlte es ihnen nicht an Feuerwaffen und Munition. Obgleich sie wohl wussten, welchen Gefahren sie sich aussetzten, machten sie sich doch nach dem, was sie bereits erduldet hatten, nichts daraus. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten im langsamen

Trab gen Westen, denn die armen Tiere waren noch immer sehr schwach. Um Sonnenuntergang hatten sie ungefähr vier Wegstunden zurückgelegt und sahen sich nach einem Platz um, wo sie die Nacht verbringen konnten. Holz, um Feuer anzuzünden, war nicht vorhanden. Aber sie hofften, wenn ihnen die Pferde nicht durch die Löwen entrissen würden, am nächsten Abend einen Zweig des Flusses zu erreichen. An Wasser fehlte es für den Augenblick nicht, denn sie kamen wiederholt an kleinen Lachen vorbei, die vor ein paar Tagen nicht austrocknen konnten. Indes waren sie sich wohl bewusst, dass sie, wenn nicht noch mehr Regen fiel, alle früheren schrecklichen Entbehrungen wieder durchzumachen hätten, weshalb sie beschlossen, ihre Richtung zum Fluss hin zu verfolgen, da dies immerhin das Beste war, nachdem sie die Karawane verloren hatten.

Sie saßen auf einer Anhöhe und feuerten hin und wieder ihre Büchsen ab, um die Löwen zu verscheuchen, die sie umherschweifen hörten. Mit einem Mal stieß

Omrah einen lauten Schrei aus und deutete gegen Norden. Unsere Reisenden wandten sich um und bemerkten eine Rakete, die am Firmament aufstieg und zuletzt einen Regen von funkelnden Sternen ausstreute.

»Es ist die Karawane«, rief der Major. »Swinton hat sich erinnert, dass ich einige Raketen in meinen Wagen packte.«

Omrah lief nach den Pferden, die in der Nähe weideten, denn ihre instinktartige Furcht vor den Löwen bewog sie, sich so dicht wie möglich an ihre Herren zu halten. Der Knabe setzte sich hinter den Major, und dann brachen sie mit all der Eile auf, welche den Tieren zuzumuten war. Nach einer Weile stieg eine zweite Rakete auf, und aus dem Licht derselben entnahmen sie, dass die Wagen keine halbe

Stunde entfernt sein konnten. Auch die Pferde schienen dies zu fühlen, denn sie beschleunigten ihren Trab, und nach wenigen Minuten hatten sie das Vieh erreicht. Swinton empfing unsere beiden Abenteurer mit offenen Armen, und die Khoikhoi umringten sie unter lauten Glückwünschen.

Sobald Alexander und der Major Swinton ihre Leiden mitgeteilt hatten, begann Letzterer seinen Bericht. Das Vieh sei ungefähr drei Stunden, nachdem sie von der Karawane aufgebrochen waren, zurückgekehrt. Er habe natürlich erwartet, dass sie bald nachkommen würden. Weil dies nicht geschehen war, habe er sich vorgenommen, jedenfalls einen Tag haltzumachen. Das Vieh sei aber so erschöpft geworden, dass es nur mit Schwierigkeit vorwärtskam und nach einer Fahrt von vier Stunden sich in den Jochen niederlegte. Dreizehn Stück seien umgekommen, und die übrigen hätten das gleiche Los teilen müssen, wenn nicht glücklicherweise der Regen gekommen wäre, der sie wiederherstellte.

Als unsere Reisenden zum ersten Mal in den Wagen übernachteten, fanden sie nach den behaglichen Betten der Kapstadt ihr Lager hart. Aber nun, nachdem sie ihre Nächte in der weiten Wüste verbracht hatten, wussten sie den Hochgenuss einer Matratze voll zu würdigen. Nachdem sie Gott für ihre Erhaltung gedankt hatten, erfreuten sie sich eines tiefen Schlafes bis zum Morgen, obgleich der Major durch die Zudringlichkeit Begums, welche über die Rückkehr ihres Gebieters ganz entzückt zu sein schien, öfters halb geweckt wurde.

Mit Tagesanbruch wurden die Ochsen eingejocht, und sie setzten ihre Reise fort. An Wild fehlte es nicht, denn es war im Gegenteil so reichlich vorhanden, dass sie es im Vorü-

berziehen der Karawane erlegen konnten. Am Abend hatten sie ungefähr zehn Wegstunden zurückgelegt. Noch ehe den Ochslen ihre Joche abgenommen waren, fiel wieder ein reichlicher Regen. Sie verbrachten die Nacht sehr ungemächlich, da es eigentlich kalt war und sie aus Mangel an Brennmaterial kein Feuer anzünden konnten. Indes war doch alles besser als der Wassermangel. Am anderen Morgen spannten sie frühzeitig ihre Ochslen wieder ein und setzten ihre Reise fort, bis sie nach einem erschöpfenden Tagesmarsche durch den Anblick der Bäume erfreut wurden, welche die Ufer des Modderflusses säumten. Die Khoikhoi brachen darüber in einen lauten Jubel aus, denn sie glaubten, sie seien fernerhin allen Gefahren und Schwierigkeiten überhoben, da sie sich den Grenzen der Kolonie näherten.

Sie blieben zwei Tage am Ufer des Modderflusses, setzten dann über und nahmen ihre Reise wieder auf.

Am zweiten Tag bemerkten sie auf den Gipfel eines ziemlich entlegenen Berges etliche kleine Menschengestalten, die von den Khoikhoi für Buschmänner erklärt wurden - ein Volk, welches diesen Teil des Landes in zahlreichen Horden bewohnte. Man machte den Versuch, einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen, aber vergeblich, denn wenn man sich ihnen zu Pferde näherte, wichen sie eiligst zurück. Da die Karawane sich in dem Gebiet dieser Plünderer befand, so wurde das Vieh besonders sorgfältig bewacht und jedes Mal vor dem Nachteinbruch angebunden, damit es nicht gestohlen werde.

Montagsmorgen brachen sie wieder auf. Sie hatten nur noch vier Stunden bis zum Rju Gareip, an dessen Ufern sie vor Abend anlangten. Am anderen Tag setzten sie nicht

ohne Schwierigkeit über den Fluss, denn sie mussten je die Hälfte ihrer Ochsen an einen einzigen Wagen spannen und damit zurückkehren, um den anderen nachzuholen.

Sie befanden sich nun wieder in der Kolonie und glaubten nun, aller weiteren Mühseligkeiten und Gefahren überhoben zu sein. So gut wurde es ihnen übrigens erst eine Woche später, nachdem sie glücklich über die Schneeberge gesetzt hatten und in Graaf Reinet angelangt waren. An diesem lieblichen Ort hielten sie sich einige Tage auf, um die geeigneten Vorkehrungen zu treffen und sich mit Pferden zu versehen, damit sie in möglichster Bälde nach der Kapstadt reisen konnten. Die Obhut der Wagen überließen sie Bremen, der sie nachbringen sollte. Wir übergehen den Rest ihres Zuges zu Pferde, da er nichts Bemerkenswerthes darbot, und begnügen uns mit der Angabe, dass sie am 11. Januar 1830 gesund und wohlbehalten in der Kapstadt anlangten, wo sie nach so vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten mit Wärme von Mr. Fairburn und ihren vielen Freunden bewillkommt wurden.

Alexander Wilmot bezog wieder seine frühere Wohnung in Mr. Fairburns Haus und bedauerte nicht, sich aufs Neue von allen Bequemlichkeiten und Genüssen der Zivilisation umgeben zu sehen. Die Abende verbrachten unsere Freunde damit, dass sie ihre Abenteuer Mr. Fairburn erzählten, der hoch erfreut über das Ergebnis der Sendung nach Port Ratal war, da es für den alten Sir Charles so befriedigend sein musste.

Alexander sehnte sich nun aufs Angelegentlichste, wieder

nach England zurückzukehren, und beschloss, sobald die Wagen mit seinen Effekten angekommen wären, auf dem ersten aussegelnden Schiff Fahrt zu nehmen. Drei Wochen nach ihrer Ankunft auf dem Kap trafen die vier Wagen ein und erregten großes Aufsehen, da sie alle Arten zoologischer Merkwürdigkeiten, welche das Land bot, mitbrachten. Swintons Schätze wurden ausgeladen und zu seiner Wohnung gebracht. Man kann sich denken, dass sich unser Naturforscher in der Beschäftigung, die sie ihm gaben, so glücklich, wie nur irgendein Enthusiast fühlte. Alexander las sich nur wenige Dinge aus, darunter die Felle des Löwen und der Löwin. Was den Major betraf, so begnügte er sich mit der angenehmen Rückerinnerung, die Tiere erlegt zu haben.

Alexander ließ die Leute vor sich kommen und zahlte ihnen ihren Lohn, dem er noch für ihr Wohlverhalten eine Extragabe beifügte. Bremen und Swanevelt, die sich stets als treu und höchst zuverlässig erwiesen hatten, erhielten jeder einen Wagen und ein Gespann von zehn Ochsen zum Geschenk, mit denen sie sich künftighin ihren Lebensunterhalt verschaffen konnten. Der Rest des Viehs und die beiden anderen Wagen wurden der Besorgung Swintons überlassen, welcher sie verkaufen sollte.

Es wird hier der Ort sein, zu bemerken, dass einige Monate, nachdem Alexander und der Major das Kap verlassen hatten, Omrah, der von Swinton in einer Schule untergebracht worden war, in den Bund der christlichen Kirche aufgenommen und unter dem Namen Alexander Hendersohn Omrah getauft wurde, denn Mr. Wilmot und der Major versahen die Patenstelle durch Prokuratur. Der Knabe lernte sehr fleißig und befindet sich noch heutigen Tages

bei Swinton. Er begleitete ihn mehr als einmal ins Innere und hat viel dazu beigetragen, seine Landsleute, die Buschmänner, von ihrer wilden Lebensweise abzubringen. Auch wurde er den Missionaren sehr nützlich, indem er ihnen als Dolmetscher Dienste leistete, wenn sie seinen heidnischen Brüdern das Wort verkündigten.

Ungefähr vierzehn Tage nach der Ankunft der Wagen in der Kapstadt warf ein Freihändler in der Tafelbai Anker, um Wasser aufzunehmen, und Alexander sicherte sich mit dem Major an Bord desselben eine Überfahrt nach England. Ersterer trennte sich mit großem Leidwesen von Mr. Fairburn und Swinton, mit dem er zu korrespondieren versprach, und die beiden Freunde segelten mit günstigem Wind nach St. Helena, wo sie einige Tage blieben und die Gelegenheit benutzten, das Grabmal Napoleons, des großen Franzosenkaisers zu besuchen. Eine Fahrt von sieben Wochen brachte sie in den Kanal und sie erblickten wieder die weißen Klippen von England.

Die Ungeduld, seinen Onkel zu sehen, von dem er auf dem Kap einen Brief mit der Nachricht, dass er sich in leidlicher Gesundheit befinde, angetroffen hatte, bewog Alexander, das Schiff in einem Lotsenboot zu verlassen und zu Falmouth ans Land zu gehen. Der Major zog es vor, in Portsmouth zu landen.

Unser junger Freund verabschiedete sich daher von ihm und reiste mit Eilposten, sodass er am zweiten Tag auf dem Gut seines Großonkels anlangte.

Alexander eilte die Treppe hinauf und stürzte sich wieder in die Arme des Sir Charles Wilmot, der ihn mit Wärme an seine Brust drückte und dann von der Aufregung erschöpft in sein Kissen zurücksank.

»Und nun, mein lieber, herzensguter Knabe, erzähle mir alles. Ich fühle mich in der Tat überglücklich, dich wieder zu sehen, denn ich habe keine Zeile von dir erhalten, seit du das Kap verlassen hast, und glaube wahrhaftig, die Angst, die ich um dich fühlte, ist der einzige Grund, warum ich das Bett hüten muss. Nun du wieder zurück bist, werde ich bald neu aufleben. Aber erzähle mir jetzt alles - ich will dich nicht unterbrechen.«

Alexander setzte sich an dem Bett nieder und verbreitete sich ausführlich über den Erfolg seiner Expedition nach Port Ratal. Er las ihm alle Notizen vor, die er gesammelt hatte, und bewies damit zur Genüge, dass die Abkömmlinge der Europäer, welche noch vorhanden waren, unmöglich von denjenigen abstammen konnten, welche in dem »Grosvenor«-Ostindienfahrer verloren gegangen waren.

Sir Charles Wilmot lauschte schweigend auf alles, was ihm Alexander mitzuteilen hatte, faltete dann seine Hände über der Bettdecke und rief: »Ich stehe tief in deiner Schuld, mein teurer Sohn, und wenn dir, wie ich von deinem wohlwollenden Herzen überzeugt bin, das Bewusstsein Befriedigung gewährt, dass du das Sterbebett eines Mannes versüßt hast, der dich liebt, so ist dir dieser Lohn geworden. Ich fühle mich jetzt ganz kräftig, und wenn es dir nicht ungelegen ist, so möchte ich eine Erzählung deiner ganzen Reise hören - nicht alles auf einmal, sondern nur von Zeit zu Zeit ein wenig.«

Die Erzählung und die sich daran knüpfenden Gespräche dienten viele Wochen dazu, den alten Gentleman zu unterhalten, der während dieser Zeit unausgesetzt das Bett hütete. Aber noch ehe der ganze Bericht zu Ende war, langte Major Henderson auf dem Gut an und wurde Sir Charles

vorgestellt, der großes Wohlgefallen an ihm fand und ihn bat, so lange zu bleiben, wie er es hier angenehm finde. Der Major hatte auf Alexanders Ersuchen den Löwen und die Löwin in Leadbeaters bestem Stil zurichten lassen, und die Kiste war jetzt in der Halle angekommen. Man brachte sie in das Zimmer des Kranken, damit er sich eine Vorstellung von den Tieren machen könne, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und dort blieb sie, denn der alte Gentleman wollte sie nicht mehr fortnehmen lassen.

»Diesem kleinen Omrah muss ich ein Geschenk schicken«, sagte Sir Charles eines Morgens, als er sich mit dem Major unterhielt. »Was dürfte wohl am passendsten sein?«

»Das weiß ich selbst kaum, Sir. Aber ich denke, eine Uhr würde wohl die willkommenste Aufnahme finden.«

»So bestellt mir, wenn Ihr nach London kommt, eine der besten goldenen Uhren, die nur gemacht werden können, und schickt sie ihm.

Da kommt Alexander - ich kenne ihn an seinem Tritt. Ich hoffe, Ihr gedenkt nicht, ihn zu verlassen, da die Jagdsaison vor der Tür steht. Der arme Junge würde sich ohne Euch sehr einsam fühlen.«

»Ich bringe gute Kunde, teurer Onkel«, rief der eintretende Alexander. »Swinton kommt nach Hause - ich habe einen Brief von ihm, und er wird, wie er meint, vierzehn Tage nach seinem Schreiben eintreffen.«

»Ich werde mich glücklich schätzen, ihm die Hand zu drücken«, versetzte Sir Charles. »Teile ihm mit, er solle uns sogleich nach seiner Ankunft besuchen.«

Swinton langte drei Wochen nach seinem Brief an, und wir brauchen kaum zu sagen, dass er aufs Wärmste willkommen geheißen wurde. Den kleinen Omrah hatte er

nicht mitgebracht, weil er wünschte, dass er seine Erziehung beendige. Der Major aber erklärte, er habe den Knaben nur deshalb zurückgelassen, weil er fürchte, man werde ihm denselben abnehmen. So waren denn unsere Reisenden wieder vereinigt, und sie meinten, dass es in der Halle doch ebenso gemächlich sei wie in dem Bedschuana-Land. Freilich habe man keine so aufregende Jagden, indes seien sie jedenfalls auch nicht ganz so gefährlich.

Swinton und der Major blieben bei Alexander bis zu Beginn des nächsten Jahres und brachen dann gemeinschaftlich auf, um in demselben Schiff abzusegeln - der Major, weil er wieder zu seinem Regiment nach Indien zurück musste, und Swinton, weil ihn sein wissenschaftlicher Drang wieder nach Afrika zurücktrieb, wo er seine entomologischen Sammlungen zu bereichern hoffte.

Wie der Arzt erklärt hatte, stand Sir Charles nicht mehr von seinem Lager auf. Indes schwanden seine Kräfte nur unmerklich dahin, und erst im Sommer desselben Jahres ging er zu seinen Vätern. Er starb ohne Schmerz und im vollen Besitz seiner Sinne.

Alexander war nun der Erbe der Güter und des Titels. Er trat die Hinterlassenschaft an, ohne sich Vorwürfe machen zu können über sein Benehmen gegen den alten Onkel, der ihn noch sterbend gesegnet hatte.

ENDE

